~~O. g. 22. 26~~

315

Galli. rev. 1024 9/4

B 4

Memoiren

des

Herzogs von Rovigo,

als

Beiträge

zur

Geschichte des Kaisers Napoleon.

O. L. 2.

Vierter Band.

Leipzig.
Verlag von A. Bossange.
1828.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Denkschriften

des

Herzogs von Rovigo,

als

Beiträge

zur Geschichte des Kaisers Napoleon.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erstes Kapitel.

Nachrichten aus Portugal. — Gegenseitige Bewilligungen. — Der Kaiser bietet mir die Gesandtschaft nach Rußland an. — Ende der Zusammenkünfte in Erfurt. — Abschied der beiden Herrscher. — Der Graf von Romanzow. — Gespräch mit diesem Herrn. — Verneinende Antwort auf die in Erfurt verabredeten friedlichen Eröffnungen. — Vertrauen des Kaisers auf seinen Bundesvertrag mit Rußland.

Während des Aufenthalts in Erfurt erhielt auch der Kaiser von dem General Junot den Bericht über das, was in Portugall sich ereignet hatte. Er schickte ihm den Vertrag, welchen er mit dem englischen General Darlrymple über die Räumung Portugalls abgeschlossen hatte.

Durch den nemlichen Courier empfing auch der Kaiser Nachrichten von der russischen Flotte, die von dem Admiral Sinjävin befehligt wurde, welchen der General Junot in Lissabon gefunden hatte. Dieser Admiral hatte seinerseits sich mit den Engländern gesetzt, und eingewilligt, sein Geschwader als Geißel nach England zu liefern bis zum Frieden zwischen dieser Macht und Rußland. Der Kaiser Napoleon theilte diese Umstände dem Kaiser Alexander mit, ohne irgend eine Bemerkung hinzuzufügen, und dieser Fürst mißbilligte seinerseits das Verfahren seines Admirals, aber dieses war ein unheilbares Uebel.

Die Zusammenkünfte in Erfurt nahten ihrem

Bayerische Staatsbibliothek München

Ende, ohne die mindeste Ursache zur Unruhe gegeben zu haben. Ich erinnere mich, daß unser Minister der auswärtigen Angelegenheiten mir eines Tages in einem Gespräche sagte, daß der Kaiser nichts mehr erhalten würde, als das, worüber man früher überein gekommen wäre; daß Rußland sich seine Grundlinien gezogen habe und nicht von ihnen ablasse; er sagte mir nichts mehr darüber. Ich bemühte mich zu erfahren, worauf sich dieses beziehen konnte, und ich glaube, daß dieses nur auf neue Vorschläge zu Vergleichen zielen konnte, deren Gegenstand Preußen, vorzüglich Schlesien würde gewesen seyn; ich glaube es um so mehr, da wir hierauf diese Provinz räumten, und da erst damals der Vertrag von Tilsit in der That seine volle Vollstreckung erhielt. Der Kaiser ließ sogar ein wenig von dem Artikel der Kriegsforderungen ab, und ich habe den Kaiser von Rußland darüber besonders zufrieden gestellt gesehen. Er hatte Alles erhalten, was er wünschte, und hatte desgleichen Alles anerkannt, was die Theilnahme des Kaisers Napoleon auf sich zog.

Der Kaiser von Rußland schickte einen Minister zu dem Könige von Neapel; demjenigen, den er bei dem Könige Karl dem Vierten in Spanien gehabt hatte, gab er Befehl, seine Amtsverrichtungen bei dem Könige Joseph zu verwalten. So wurde denn gleicher Weise der Kaiser Napoleon befriedigt, jetzt mußte er nur darauf sinnen, seinen Bruder auf den Thron zu setzen, und er fing an, sich damit zu beschäftigen und dabei alle Mittel seiner Macht anzuwenden. Er verließ also Deutschland im Vertrauen auf die Verträge, welche es unterzeichnet hatte, und glaubte, daß der Friede nicht würde gestört werden,

weil man seine Gegenwart, d. h. die seiner Truppen in diesem Lande als einen fortwährenden Grund zur Unruhe ansah, und da er sie nun herauszog, um sie nach Spanien zu führen.

Nachdem Alles in Erfurt beendigt worden, bereitete man sich auf die Trennung, doch vorher beschloß man noch gemeinschaftlich einen Schritt bei England zu thun, um zu versuchen, bloß eine Unterhandlung anzuknüpfen. Es wurde abgemacht, daß der Graf von Romanzow, russischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten, mit Vollmachten sich nach Paris begebe, um in dem, was Rußland betraf, weitere Maßregeln zu ergreifen, wenn die Antwort eingelaufen, welche man von der englischen Regierung erwarten mußte.

Den Abend vor dem Tage, an welchem der Kaiser Alexander Erfurt verließ, ließ mich der Kaiser in der Nacht zu sich rufen; er hatte sich niedergelegt und wollte ein vertrauliches Gespräch anfangen, wie dieses bisweilen geschah. Er sprach mit mir zuerst von ganz andern Dingen, als von denen, welche er mir mittheilen wollte, darauf fragte er mich, ob ich gern nach Rußland zurückkehren möchte.

„Nein, Sire, entgegnete ich, weil das schauderhafte Clima mir nicht behagt, und dann, wenn ich dahin in dem Grade der Gunst zurückkehre, indem ich ein halbes Jahr gelebt habe, ich dort Ihre Geschäfte über besorgen würde, für welche man nichts von den Vortheilen vergeben muß, welche die Wichtigkeit des ministeriellen Charakters verleiht. Denn sonst könnte ich nur immer der Höfling des

Kaisers Alexander, und nicht der Gesandte Frankreichs seyn.“

Meine Antwort bewies dem Kaiser, daß ich begriff, warum er daran gedacht hatte, mich nach Rußland zurückzusenden; er bestand ein wenig auf seinem Sinne, doch ich setzte ihm Widerstand entgegen; er schmählte leichthin; doch ich blieb standhaft. Er sagte mir: „Ich sehe, daß Sie sich geärgert haben, nicht der erste Gesandte nach dem Frieden von Tilsit gewesen zu seyn.“ Ich antwortete ihm lachend: „Ein wenig, Sire, obgleich ich darum angehalten habe, Petersburg zu verlassen. Ich wollte den Platz kennen lernen, auf welchen man mich schreiten ließ, und man antwortete mir mit der Ernennung des Herrn von Caulaincourt. Jetzt würde ich ihm nicht mehr nachfolgen können, weil ich Gefahr liefe, Ihre Angelegenheiten zu verschlimmern, indem ich einen ganz verschiedenen Gang einschlagen wollte, als den, welchen man angenommen zu haben scheint.“

Der Kaiser versetzte darauf: „Also Sie wollen nicht hingehen?“

Meine Antwort: „Sire, ich bin weit entfernt es zu wünschen; allein wenn Ihre Maj. es befehlen, so bin ich bereit; aber ich glaube nicht, daß Ihnen dabei die Mühe einer solchen Veränderung ersetzt würde.“

Der Kaiser entgegnete mir: „Man hatte mir gesagt, daß Sie mit Bedauern Rußland verlassen hätten, und gern dahin zurückkehren würden.“

Ich hatte nichts weiter darauf zu erwiedern, als daß ich in Rußland Alles das genossen hätte, was den Ehrgeiz und die Eitelkeit verblenden kann; daß

ich auf die Meinung stolz seyn könne, welche man von mir bewahrt haben würde; daß ich jedoch, wenn es nicht seinen Befehlen zuwider liefe, wünsche, meine kriegerische Laufbahn fortzusetzen. „Nun denn," sagte mir der Kaiser, „so sprechen wir nicht mehr davon."

Ich machte mir jedoch im Geheimen über meine Weigerung Vorwürfe, weil ich sicher war, große Unglücksfälle abwenden zu können, indem ich allemal dabei die Würde und sogar die Eigenliebe der beiden Herrscher schonte. Dieses war Alles, was damals zwischen Frankreich und Rußland zu thun war; es bedurfte eines Ministeriums und eines Gesandten ohne Rauhigkeit, welcher sich selbst dabei nicht in Anschlag brachte, und nur die Eintracht der beiden Länder im Auge behielt, welche Einigkeit auf der der beiden Herrscher beruhte, welche damals in der ersten Hitze ihrer Annäherung standen. Wir werden sehen, wie Alles dieses sich gewendet hat.

Der Abschiedsaugenblick brach an; von beiden Seiten wurde jede Vorschrift des Anstands und der Höflichkeit beobachtet. Der Kaiser Alexander kam zum französischen Monarchen, ihm Lebewohl zu sagen; sie hatten eine lange Unterredung und verließen sich, um zu Pferde zu steigen. Sie ritten zusammen aus der Stadt, und zwar nur langsam im Schritte bis zu einer Entfernung von zwei Stunden, wo die Wagen des Kaisers Alexander ihn erwarteten. Was dasjenige betrifft, was sie mit einander während ihren Rittes gesprochen haben, so erfuhr es Niemand; aber es ist sehr deutlich, daß es beider Theilnahme gleichmäßig in Anspruch nahm, der man nicht einmal im Trabe ritt, auch blieben

aus Ehrfurcht die beiden Gefolge eine ziemliche Strecke hinten nach. Man kam endlich bei dem Wagen an; sie stiegen beide ab, gingen noch einige Zeit auf und ab, sagten darauf ein Lebewohl und umarmten sich. Ich eilte mich der Güte des Kaisers Alexander wieder zu empfehlen, er umarmte mich und sagte mir: „Ich wechsele niemals, wenn ich einmal meine Achtung bewilligt habe.“ Ich rechnete darauf im Mißgeschicke, doch sah ich mich getäuscht.

So endigte sich diese Zusammenkunft in Erfurt, welche in der Geschichte berühmt bleiben wird. Sie sollte die Ruhe und das Glück der Welt sichern, und sie ward nur vom Unheile gefolgt.

Der Kaiser kam nach Erfurt im kleinen Schritte zurück, ließ nicht ein Wort von sich hören, und schien in ernsten Gedanken vertieft. Er hatte alle Herrscher und fremde Fürsten, die sich in Erfurt befanden, verabschiedet, und reiste den folgenden Tag nach Paris zurück, ohne irgendwo anzuhalten. Wir langten daselbst in den letzten Tagen des Octobers an.

Der Graf von Romanzow, welcher uns folgte, kam einige Tage später an. Er stieg anfangs in einem Gasthause ab, nachher räumte ihm aber der Kaiser das Hotel des Vicekönigs von Italien ein, welches er mit Bedienten und Allem versehen ließ, was dazu gehört, daß dieser seiner Würde gemäß sich zeigen konnte. Der Graf von Romanzow gab mehrere Mittagsmahle in diesem Hotel, und bei einem dieser Mahle hatte ich eine Unterhaltung mit ihm, die in dem Interesse des Kaisers noch mehr mein Bedauern vermehrte, die Gesandtschaft nach Rußland an die Stelle des Herrn von Caulaincourt nich tan=

genommen zu haben, welcher um seine Abberufung anhielt. —

Der Graf von Romanzow sagte mir so verbindliche Dinge, daß, wenn er sie auch selbst um die Hälfte übertreten hätte, ich nur äußerst geschmeichelt mich fühlen konnte von Allem, was der Kaiser von Rußland über mich geurtheilt hatte. Er gab mir auch in diesem Gespräche Nachricht von der nahen Verheirathung Ihrer kaiserl. Hoheit der Großfürstin Catharine mit einem Prinzen von Oldenburg. Ich hütete mich wohl andere Gründe vorauszusetzen, da er mir dieses eröffnete, als die Absicht mir Vergnügen zu machen, indem er mir diese für eine Prinzessin glückliche Begebenheit kund that, deren Bewunderer ich war, und die mir stets würdig geschienen, einen der ersten Throne der Welt einzunehmen; aber ohne ihm etwas anderes merken zu lassen, als den Antheil, den ich daran nehme, daß Ihro Mag. die Kaiserin Mutter ihr Glück in einer Vereinigung fände, die durch ihre Sorgfalt gestiftet worden, so gestehe ich, daß ich nicht begreifen konnte, wie unser Gesandter nicht diese Absicht hintertrieben hat, selbst ohne bestimmte Verhaltungsregeln in dieser Hinsicht zu haben. Welches Uebel würde daraus für Europa entsprungen seyn, wenn ein Prinz von Oldenburg ein Jahr länger oder weniger unverheirathet blieb, indeß die Hand der Großfürstin Catharine das Band eines ewigen Friedens für zwei Länder werden konnte, zwischen welchen nicht genug Eintracht oder Einnigkeitsinteressen existiren konnten? Hieran mußten diejenigen unaufhörlich arbeiten, welche durch ihr Amt verpflichtet waren, sie einander näher zu bringen.

Jedoch muß ich Herrn von Caulaincourt Gerechtigkeit erweisen; er hat den Gedanken dazu gehabt. Ich habe das gelesen, was er über diesen Gegenstand an einen Dritten schrieb, in der Ueberzeugung, daß dieses dem Kaiser vor Augen gelegt werden würde; aber dieses war gerade ein Mittel, einen Plan zu hintertreiben, den er erdacht hatte, indem er ihn zur Wissenschaft brachte. Die erste Folgerung, die man hieraus schließen muß, ist, daß die Mittheilung von seiner Seite nur die Folge einer Eröffnung war, welche ihm gethan worden war, und auf welche er eingewilligt hatte, keine Erläuterung zu geben, ehe er nicht eine Antwort auf den Brief erhalten hätte, von dem ich eben gesprochen habe. Ich weiß, daß derselbe den Kaiser sehr verstimmte, weil er nicht gern sah, daß man ihn errieth, oder ihm zuvorkam, noch weniger, daß man einen Einfluß auf ihn gewinnen wollte; und Herr von Caulaincourt kannte sicherlich den Auftritt mit Herrn Fouché, der den vergangenen Winter vorgefallen war; aber der Kaiser konnte glauben, daß er davon unterrichtet worden war; auch blieb der Brief des Herrn von Caulaincourt an diesen Dritten ohne Beantwortung. Aber ich überlasse es jedem vernünftigen Manne zu entscheiden, auf welche Seite der Kaiser sich geneigt hätte, entweder auf die Seite einer schönen, liebenswürdigen Prinzessin von einer Bildung, die selbst unter berühmten Herrschern nicht gewöhnlich ist, deren Hand ein nützliches Bündniß mit ihrem Bruder enger knüpfte, für welchen der Kaiser Napoleon wahrhaft Freundschaft fühlte, die leicht erhalten werden konnte, oder auf die einer Prinzessin, welche damals für ganz Frankreich unbekannt

war, dessen Verwandtschaftsbande allein schon Alles abschreckte, was irgend einen Antheil an der Revolution gehabt hatte, und deren Vater endlich vier Mal gegen uns sich gewaffnet hatte, oft in Fällen, welche die Politik allein entschuldigen konnte. Man muß freilich sagen, daß man sich beruhigt fühlte und entschädigt über den Verlust der ersten sah, als man die persönlichen Vorzüge der zweiten kennen lernte, welche unter uns anlangte; aber dieses war von dem unabhängig, was in Rußland erwirkt werden konnte, wenn man die Verheirathung der Großfürstin Catharine hintertrieb; und weil der Gesandte selbst an diese Eheverbindung gedacht hatte, so mußte er auf die Art verfahren, daß diese Prinzessin noch frei war, als man sich in Frankreich beschäftigte, um eine anzuhalten.

Der Graf von Romanzow blieb in Paris bis zu der Ankunft der Antwort aus London; sie war nichts Anderes als eine Weigerung, was leicht vorauszusehen war, weil man nicht vernünftiger Weise denken konnte, daß England sich mit Frankreich vergleichen würde seit unserm Unternehmen auf Spanien, da es vorher die Vermittelung Rußlands nach dem Frieden von Tilsit abgelehnt hatte, und man muß zugeben, daß in diesen beiden Fällen sich Rußland mit Vertrauen hergab und einen allgemeinen Frieden herbeiführen wollte, eben so sehr, wie ich wohl glaube, aus menschenfreundlicher Absicht, als auch, um Frankreich die Waffen niederlegen zu sehen und selbst bald wieder die Handelsverhältnisse anknüpfen zu können, durch deren Beraubung es gar sehr litt, indem das Land nicht ohne dieselben bestehen konnte.

Ich glaube wohl auch, daß, wenn man Unter=

handlungen mit England angefangen hätte, der Kaiser Napolen von vielen Forderungen besonders in Deutschland abgelassen hätte; aber ich weiß nicht, welches Mißgeschick uns verfolgte, daß Alles, was begonnen oder geschrieben wurde, um Unterredungen herbeizuführen, den Charakter einer Herausforderung oder einen Ton von Bitterkeit annahm, der fortwährend entfernte, anstatt zu besänftigen und zu nähern. Da so die Sendung des Grafen von Romonzow beendigt war, machte er sich wieder auf den Weg nach Petersburg.

Um diese Zeit eröffnete der Kaiser die Sitzung des gesetzgebenden Corps und drückte sich in der bei dieser Gelegenheit gebräuchlichen Rede folgendermaßen aus:

„Der Kaiser von Rußland, mein erhabener Bundsgenosse, und ich sind so wie im Frieden als im Kriege einig. Ich gehe, mich mit Vertrauen meiner Armee anzuschließen; wir sind uns einander gegenseitig nothwendig:“ Wenn sie nicht in Erfurt Verpflichtungen und vertrauliche Eröffnungen über die Pläne für die Zukunft gegen einander ausgewechselt hätten, so würde er sich nicht auf diese Weise der Nation gegenüber, und vierzehn Tage darauf, nachdem er den russischen Kaiser verlassen hatte, geäußert haben. Er rechnete also auf einen tiefen Frieden in Deutschland.

Zweites Kapitel

Ankunft des Kaisers in Bayonne. — Sein Einzug in Spanien. — Kampf von Somo-Sierra. — Madrid wird aufgefordert, seine Thore zuöffnen. — Verlegenheit der Großen des spanischen Hofes. — Angriff. — Einzug in Madrid. — Briefwechsel der Könige von Neapel mit Ferdinand VII. — Nachrichten von dem englischen Heere. — Mühsamer und gefahrvoller Marsch auf dem Guadarrama. — Der Kaiser zu Fuß an der Spitze der Colonne. — Verfolgung des englischen Heeres. — Verwegenheit des Generals Lefevre. Desnouettes. — Ankunft eines Curiers aus Frankreich. — Der Kaiser übergibt dem Marschall Soult den Oberbefehl über die Armee.

Der Kaiser begab sich auf den Weg nach Spanien mit seiner ganzen Armee. Er langte in Bayonne pfeilgeschwind an, eben so wie von Bayonne nach Vittoria. Er legte diese letzte Strecke zu Pferde in zwei Absätzen zurück; das erste Mal kam er bis Tolosa, und das zweite bis Vittoria, wo er den König Joseph antraf, der sich dahin mit den Trümmern der ersten Armee, welche in Spanien eingerückt war, zurückgezogen hatte.

Er beeilte so sehr er konnte die Ankunft aller Truppen, und ließ die Kriegsunternehmnngen zuerst auf St. Ander beginnen, und zu gleicher Zeit auf Navarra und Arragonien. Wir hatten eine solche Ueberlegenheit, daß alle diese Unternehmungen nur in Märschen bestanden, ausgenommen vor Burgos,

wo es einiger Anstrengungen bedurfte, und zu Tudela in Navarra, wo der Marschall Lannes eine Schlacht lieferte; das Uebrige lohnt nicht der Mühe erwähnt zu werden.

Der Kaiser verfügte sich nach Burgos, wo die Truppen sich wieder bei ihm vereinigten; von hier aus befahl er auch die Belagerung von Saragossa wieder anzufangen, und ließ seine Infanterie auf der Straße von Aranda-del Duero vorrücken, während seine Cavalerie den Weg in der Ebene über Valladolid nahm.

Er selbst folgte mit seiner ganzen Garde auf demselben Wege, den seine Infanterie eingeschlagen hatte; er reiste immerfort nur zu Pferde. An dem Tage seiner Abreise von Burgos kam er bis Aranda, und den folgenden Tag näherte er sich bis zu dem Eingang in Paß von Somo-Sierra; an einem Orte, Boceguillas genannt, hier schlug er sein Lager mitten unter seinen Truppen auf.

Den folgenden Morgen in früher Morgenstunde erreichte ihn das Corps des Marschalls Victor, welcher zuerst abgesandt worden war, um den Marschall Lannes zu unterstützen, den man aber vor der Abreise von Aranda zurückgerufen hatte, wo man das ruhmvolle Treffen des Marschalls Lannes zu Tudela erfahren hatte. Der Kaiser ließ sogleich das Corps des Marschalls Victor durch das Thal vordringen. Wir waren im Ende des Novembermonats 1808, und da das Thal von hohen Bergen umgrenzt ist, deren Gipfel in den Wolken verborgen sind, so entdeckten uns die Spanier, die dort aufgestellt waren, ...st als wir schon auf sie fielen, sonst hätten sie uns ...elen Schaden zufügen können.

Auf dem Puerto der Somo-Sierra hatten sie funfzehn Kanonen, die, wenn wir wåren aus größerer Weite bemerkt worden, uns theuer die Kühnheit hätten bezahlen lassen, mit welcher sie erobert wurden. Der Kaiser befand sich persönlich dabei; er ließ die polnischen Lanzenreiter sich in eine Colonne auf dem großen Wege bilden; sie stiegen ihn so im Schritt hinan, bis daß die Batterie zu schießen angefangen hatte, alsdann setzten sie sich in Galop, und eroberten dieselbe, ehe sie die zweite Salve empfangen konnten.

Dieses kühne Unternehmen war von dem General Montbrun befehligt, und von der polnischen Cavalerie ausgeführt worden, welche, nachdem sie den Durchmarsch erzwungen hatte, ihren Galop bis nach Buitrago fortsetzte, wo der Kaiser an diesem Abende sein Nachtlager nahm.

Den folgenden Tag kam er nach St. Augustin, welches die zweite Poststation auf diesem Wege von Madrid aus ist. Er erwartete in dieser Stellung den übrigen Theil des Heeres, der nicht hatte folgen können; auf gleiche Weise traf ihn hier am 1. Decemb. sein Bruder, der König Joseph.

Der Kaiser erwartete, daß in dieser Nähe von Madrid die Junta, welche daselbst regierte, bald Vorschläge machen würde; aber man zog nicht in Betracht, daß wir eben so schnell als die schlimmen Nachrichten anlangten, und daß diese Junta noch nicht von dem schlechten Zustande ihrer Angelegenheiten hatte unterrichtet seyn können; sie wußte nichts von der Schlacht bei Tudela, und glaubte den Kaiser noch sehr weit, als er den zweiten December früh Morgens die Umschanzungslinie um Madrid

nehmen und sein Zelt auf Kanonenschußweite von der Mauer aufschlagen ließ.

Der General, welcher die ersten Truppen anführte, die sich der Stadt näherten, ließ dieselbe dem Gebrauche gemäß auffordern, ihre Thore zu öffnen. Es entspann sich eine Unterhandlung zur Linken, während man zur Rechten das Quartier der Leibgarden und eins der Thore der Stadt angreifen ließ.

Der Marsch des Kaisers war so rasch gewesen, daß nicht einer der Großen des spanischen Hofes, welche, nachdem sie dem Könige Joseph den Treuschwur geleistet, ihn verlassen hatten, um sich den Aufrührern anzuschließen, Zeit gehabt hatten, um Anstalten zu ihrer Flucht zu treffen. Fast alle, welche nach Bayonne gekommen waren, befanden sich in Madrid. Die Unruhe fing an sich ihrer zu bemächtigen; sie erblickten keine Widerstandsmittel im Innern, und betrachteten sich für verloren, wenn es ihnen nicht gelang, die Rache eines erzürnten Siegers zu entwaffnen. Sie dachten also darauf, ihren Einfluß anzuwenden, um ihm die Thore einer Hauptstadt öffnen zu lassen, deren man nicht Herr geworden wäre, ohne Ströme von Blut und Haufen von Trümmern.

Sie neigten die Gemüther zur Mäßigung, und es gelang ihnen, allmählig den Gedanken an Widerstand aufgeben zu lassen, der für das Interesse des Vaterlandes unnütz war, um Vorschläge anzuhören, die dem Interesse eines Jeden einzelnen mehr entsprachen, und dies um so mehr, da dieser Entschluß von der Nothwendigkeit geboten wurde.

Dessen ungeachtet erhielt man nichts, und jedes Mal, wenn man sich der Mauer oder einer Pforte näherte, wurde man mit Flintenschüssen empfangen. Der Kaiser entschloß sich, die Mauer auf drei oder vier Punkten öffnen zu lassen, wo sich zwischen ihr und den nächsten Häusern der Stadt gehörige Weite befand, um daselbst Truppen aufzustellen.

Er wählte unter andern auch die äußere Seite des Gartens vom Retiro, dessen aus Ziegelsteinen erbaute mit Zinnen versehene Mauer durch Kanonenschüsse niedergeworfen wurde, in einer Breite von ungefähr zwanzig Ruthen.

Man ließ darauf dort die Truppen in guter Ordnung hineinziehen. Diese Bewegung bloß befreite das Thor von Alcala und brachte die Truppen bis an den Rand der Spaziergänge des Prado.

Die drei großen Straßen, welche aus der Stadt auf diese Spaziergänge ausgehen, waren durch Verhaue vertheidigt, hinter welchen sich gute Brustwehren befanden. In den ersten Augenblicken wurde ein ziemlich lebhaftes Flintenfeuer aus den Fenstern der Häuser unterhalten, welche sich am Eingang dieser Straßen befanden, besonders aus dem Hotel von Medina-Celi, aber man beantwortete es so thätig, daß man es zum Schweigen brachte, und da man die Ungeschicklichkeit begangen hatte, den Thorweg öffnen zu lassen, so drangen unsere Soldaten hinein, tödteten Alles, was sie mit den Waffen in der Hand fanden; zugleich wurde das Haus der Plünderung überlassen, dergestalt, daß man den andern die Lust benahm, sich einem gleichen Schicksale auszusetzen.

Der General Labruyere, der an der Spitze des neunten leichten Infanterieregiments war, wurde

durch einen Flintenschuß, der aus einem der Fenster dieses Hotels von Medina-Celi abgefeuert ward, getödtet.

Diese Stellung eröffnete die Augen den Mitgliedern der Junta, die Madrid einer Plünderung nicht aussetzen wollten, welche unvermeidlich geworden wäre, wenn die Truppen in die Häuser drangen.

Sie schickten also höchst eilig Parlementäre in das Lager zum Kaiser mit Vollmachten, um wegen der Uebergabe Madrids zu unterhandeln, welches sich unterwarf, und den König Joseph anerkannte; aber da wir nicht die ganze Stadt hatten umringen können wegen ihrer weiten Ausdehnung, fand in der folgenden Nacht eine beträchtliche Auswanderung statt. Die Bevölkerung, so wie die andalusischen Milizen, welche die Besatzung bildeten, entfernten sich aus dem Thore von Aranjuez, und begaben sich in allen Richtungen gegen Valencia, in die Provinzen la Mancha und Estremadura. Man machte keine Anstalten sie daran zu hindern; sondern überließ der Zeit die Sorge sie zurückzuführen.

Die französischen Truppen zogen in Madrid ein, der Kaiser blieb aber nicht daselbst; er nahm seine Wohnung zu Chamartin, in einer Entfernung von ungefähr zwei Stunden von der Stadt. Der König Joseph zog eben so wenig in seine Hauptstadt ein, er blieb im Pardo, einem Schlosse der spanischen Könige, das eine Stunde von Madrid gelegen ist; aber von dort aus gebot und ordnete er die Verwaltung an.

Die spanischen Großen, welche, nachdem sie nach Bayonne gekommen, dort den König Joseph anerkannt und ihm den Treuschwur geleistet, ihn

dennoch verrathen hatten, waren größtentheils in Madrid geblieben und wollte sich von neuem mit ihm vergleichen; doch er wollte sie nicht empfangen, sie wurden alle als Verräther verhaftet und nach Frankreich geschickt, wo sie lange gefangen gehalten wurden. Einer unter ihnen, der Herzog von St. Simon, war nahe daran, das Leben zu verlieren, weil er nicht allein im gleichen Falle als die andern war, sondern auch mit den Waffen in der Hand einen Trupp Aufrührer anführend gefangen genommen worden war; er wäre unfehlbar ein Opfer der Strenge der Kriegsgesetze geworden, wenn der Kaiser sich nicht durch die Thränen seiner Familie hätte rühren lassen, und ihn begnadigt hätte.

Man verfuhr gegen die Häupter des spanischen Aufruhrs fast gleichergestalt, als sie sich gegen den General Dupont benommen hatten, den sie beraubten, nachdem sie ihm eine Capitulation zugestanden hatten. Man bemächtigte sich Alles dessen, was sie besaßen. und man schonte ihrer in Nichts, wie man mit Menschen verfährt, die keine Treue und Glauben haben.

Es ist nicht unerheblich hiebei anzuführen, daß, als man das Cabinet des Herzogs von Infantado untersuchte, man die Briefwechsel der Königin von Neapel und des Erbprinzen dieses Landes mit dem Prinzen von Asturien fand, der, wie man weiß, eine Tochter dieser Königin geheirathet hatte.

Der größte Theil dieser Briefe war zu der Zeit geschrieben worden, als die Franzosen sich des Königreichs von Neapel bemächtigten, in Folge der Oeffnung der Häfen für die russischen und englischen Truppen im Jahre 1805. Man ersah hieraus, daß in seinen Briefen, auf welchen diese die Antworten machten, der Prinz von Asturien seiner Schwiegermutter eine große Unge-

duld, zur Regierung zu gelangen, gezeigt hatte, um zu ihrer Rache beitragen zu können.

Es ist unbegreiflich, wie Herr von Infantado nicht mehr Sorgfalt angewendet hatte, um Briefe von dieser Wichtigkeit zu verbergen. Sie wurden auf dem Tische seines Cabinets in zwei alten Büchsen gefunden, in welchen früher Havannahcigarren gewesen waren.

Der Kaiser blieb in Chamartin bis gegen das Ende des Decembers; er suchte überall Nachrichten von dem englischen Heere einzuziehen und hatte bei seiner Ankunft in Madrid gemeint, es daselbst vorzufinden. Er vermuthete es, weil er diese Armee als die Hauptmacht des Aufruhrs ansah, und da sie also nicht gar weit von Madrid entfernt seyn konnte, um die Aufwiegler sowohl ermuthigen als auch sich auf Cadix zurückziehen zu können, wenn sie dazu gezwungen worden wäre. Aber ein so tiefes Stillschweigen beobachteten die Spanier gegen uns, und so groß war die unheilvolle Sorglosigkeit derer, welche unsere Cavalerie leiteten, daß, während der Kaiser Reiterei von Burgos auf Valladolid aussendete, um Nachrichten einzuziehen, das gesammte englische Heer an dem Duero stand, Zamora und Toro an diesem Flusse besetzt hielt, und sein Hauptquartier zu Salamanka hatte.

Der Kaiser überließ sich zu Chamartin seiner Ungeduld, als der General, welcher in Valladolid befehligte, ihm drei Franzosen zuschickte, welche mit dem Corps des Generals Dupont gefangen genommen waren, und die das Elend gezwungen hatte, Dienste in dem Freicorps zu nehmen, welches England errichten ließ. Sie waren ausgerissen, sobald als sie die Ankunft der Franzosen in Valladolid erfahren hatten,

und ertheilten die Kunde, daß das ganze englische Heer in Salamanka wäre und seinen Vortrab in Zamora habe; daß sie es daselbst, ich glaube den 10. oder 11. des Monats, gelassen hatten, und daß es noch nicht daran dächte, sich zurückzuziehen, weil die Transportschiffe noch nicht angekommen wären. Diese Soldaten sprachen so deutlich von Allem, was sie gesehen hatten, daß der Kaiser ihrem Berichte Glauben beimaß; er ließ sie belohnen, aber es verstimmte ihn, daß er diese Umstände nur durch den Eifer dieser drei Soldaten erfahren hatte, indeß er in der Umgegend von Valladolid mehr als zehn Cavalerieregimenter hatte, welche keine Kundschaft einbrachten.

Man möge sich auch seinen Aerger vorstellen, den er fühlen mußte, daß er nach Madrid geführt worden war, welches ihm nicht entgehen konnte, als er noch im Stande war, alle mögliche Vortheile über das englische Heer zu erringen, dessen Gegenwart allein die ganze Stärke des spanischen Aufruhrs ausmachte.

Er gab auf der Stelle Befehl zum Abmarsch der Armee noch an demselben Tage, um die Gebirgskette zu übersteigen, welche die Madrider Provinz von der von Segovia scheidet, indem er sich auf den Guadarama, d. h., die Straße von Madrid nach dem Palaste und Kloster des Escorial, begab. Der Kaiser reiste am folgenden Tage früh, den Tage vor Weihnachten ab; wir hatten dabei schönes Wetter und die Sonne begleitete uns bis an den Fuß des Gebirges. Wir fanden die Straße von einer starken Colonne Infanterie bedeckt, welche langsam das Gebirge hinanklomm, das hoch genug war, um bis

in den Junimonat Schnee zu bewahren. Vor dieser Infanterie befand sich ein Artilleriepark, der sich rückwärts bewegte, weil ein Schneegestöber mit Glatteis und einem furchtbaren Winde verbunden, den Durchmarsch gefährlich machte; es war dunkel, wie in der Abenddämmerung. Die spanischen Bauern sagten uns, daß man zu befürchten hätte, unter dem Schnee begraben zu werden, wie dieses bisweilen sich ereignet hatte. Wir erinnerten uns nicht, eine solche Kälte in Polen gehabt zu haben; indeß der Kaiser war gezwungen, seiner Armee diesen Paß durchschreiten zu lassen, da dieselbe sich am Fuß des Gebirges anhäufte, wo es keine Mundvorräthe gab. Er ertheilte Befehl, daß man ihm folge, und erklärte, daß er sich selbst an die Spitze der Colonne stellen wolle. Wirklich zog er mit dem Gardejägerregimente durch die Reihen der Infanterie hindurch; er ließ darauf dieses Regiment sich in eine dichte Colonne bilden, welche die ganze Breite des Weges einnahm; darauf, nachdem er die Jäger hatte absteigen lassen, begab er selbst zu Fuß sich hinter die erste Rotte, und ließ den Marsch anfangen. Die Jäger marschirten mitten unter ihren Pferden, deren Masse die Kraft des Schneegestöbers für diejenigen aufhob, welche ihnen folgten, und zugleich traten sie den Schnee so fest, daß die Infanterie eine wohl bezeichnete Spur erhielt.

Nur die Rotte an der Spitze litt gar sehr. Der Kaiser war höchst ermüdet vom Marschiren, aber es war keine Möglichkeit sich auf dem Pferde zu halten. Ich ging an seiner Seite; er nahm meinen Arm, um sich zu helfen, und behielt ihn bis an den Fuß des Gebirges, auf der anderen Seite des Gua=

darama. Er hatte sich vorgenommen, diesen Abend bis Villa-Castin zu gehen, aber er fand jedermann so erschöpft, und die Kälte so ausnehmend strenge, daß er bei dem Posthause an dem Fuße des Gebirges anhielt; der Ort hieß Eszinar.

So groß war der Eifer, mit dem jedermann ihn bediente, daß in diesem schlechten Hause, welches das einzige in der Nähe für alle die ungeheure Menge Menschen, welche anlangte, war, man doch sein Maulthier herbeischaffte, welches sein Gepäck trug; so daß es ein gutes Feuer, ein Bett und ein erträgliches Abendessen gab. Bei solchen Gelegenheiten war der Kaiser nie Egoist, wie man es hat glauben lassen wollen; er wußte nicht, was es hieße, an den folgenden Tag denken, wenn es sich nur um ihn handelte; er theilte sein Abendessen und sein Feuer mit Allen, welche ihm hatten folgen können; er ging so weit, daß er diejenigen zum Essen zwang, von denen er sah, daß sie dessen bedurften, und welche durch die Ehrerbietung zurückgehalten wurden. — Man brachte in diesem Hause von Eszinar eine traurige Nacht zu. Es gab Soldaten, die selbst durch die Kälte umkamen, aber zuletzt hatte doch das Beispiel, welches der Kaiser gegeben, jedermann durch den Paß durchkommen lassen, welcher für jeden Andern als ihn zwei Tage erfordert hätte.

Er hielt sich einen Tag zu Villa-Cassel auf, um die Nachzügler zu sammeln, darauf machte man einen angestrengten Marsch, um an den Duero zu gelangen, über welchen man den zweiten Tag bei Tordesillas ging. — Der Kaiser selbst ging sehr schnell, um desto eher von dem unterrichtet zu werden, was man vorne würde entdecken können. Er erfuhr zu

Tordesillas, daß die englische Armee von Salamanka abmarschirt wäre, und über den Duero bei Zamora gegangen sey, indem sie ihren Weg gegen das Königreich Leon nähme. Er war in einer Ungeduld ohne Gleichen, daß er nicht seine Infanterie ankommen sah, und höchst unzufrieden darüber, daß man ihm nicht acht Tage früher die Anwesenheit des englischen Heeres in Salamanka kund gethan hatte; nichts destoweniger hoffte er noch einige Trümmer derselben zu erreichen. Das Corps des Marschalls Ney war das erste, welches anlangte, er ging mit demselben ab, und begab sich in einem erschrecklichen Wetter, beinahe queer durch die Felder, nach Valderas, wo er Nachricht von der Ankunft eines Corps in Leon erhielt, welches er von Burgos hatte abmarschiren lassen.

Er hielt in Valderas an, um Kunde von Allen dem zu erwarten, was ihm folgte, und Kundschafter in allen Richtungen auszusenden; man fing schon an zu merken, daß man sich der englischen Armee nähere. Die Bauern anworteten, wenn man an sie Fragen über die englischen Truppen that, daß sie vor so viel und so viel Stunden vorbeigekommen wären, und den Weg von Benavente verfolgten. Der Kaiser drängte so sehr er konnte; aber der Koth war entsetzlich, und da die Artillerie nicht folgen konnte, waren die andern Truppen gezwungen, sie zu erwarten; das gab dem englischen Heere einigen Vorsprung. Endlich ließ die Ungeduld ihn das Gardejägerregiment zu Pferde voranschicken, um den Nachtrab des feindlichen Heeres einzuholen. Der General Lefevre-Desnouettes, welcher dasselbe anführte, und ungeduldig, handgemein zu werden, sich unvorsichtig vorwärts stürzte, langte an dem Ufer der Elxa in dem Au-

genblicke an, als die Feinde eben die Brücke abgebrochen hatten, auf welcher man über diesen Fluß geht, um nach Benavente zu gelangen. Er sieht die feindliche Cavalerie an dem jenseitigen Ufer, und faßt sogleich den kühnen Entschluß, sie über den Haufen zu werfen. Er sucht lange eine Furth in den Gewässern des Flusses, welcher beträchtlich durch den Regen angeschwollen war, der seit mehreren Tagen fiel; endlich findet er doch eine, und setzt über den Fluß mit vier Schwadronen der Gardejäger, an deren Spitze er auf die englische Cavalerie losgeht, welche auf der andern Seite war; er wird bald von der größern Anzahl bestürmt, die ihn kämpfend bis zur Furth treibt, wo Alles gefangen genommen worden wäre ohne die Geschicklichkeit der Jäger, welche eilig wieder über den Fluß gingen; aber der General Lefevre wollte als braver Mann nur der Letzte zurückgehen, und wurde mit sechzig Jägern seines Regiments gefangen genommen. Der Kaiser erhielt diese Nachricht zu Valderas; sie war ihm höchst unangenehm, weil er die Gardejäger über Alles liebte. Aber er verdammte nicht die muthige Entschlossenheit ihres Obristen, den er jedoch gern vorsichtiger gesehen hätte.

Er selbst ging von Valderas ab, sobald als nur die Cavalerie dort ankam und begab sich mit ihr auf Benavent zu, indem er der Infanterie zu folgen gebot. Die Regengüsse hatten den Fluß der Exla noch so angeschwollen, daß man nicht mehr durch die Furth setzen konnte, welche die Jäger begünstigt hatte. Man mußte eine andere suchen; erst sehr spät fand man sie unterhalb der Brücke; man ließ daselbst die ganze Reiterei übersetzen; der Kaiser ging selbst auch hinüber, und man marschirte darauf auf Benavente los, durch wel-

ches man noch spät in der Nacht kam, indem man den Weg von Astorga einschlug. Man fand in der Stadt Benavente Materialien, um die Brücke über die Exla wieder herzustellen, auf welcher die Infanterie während der ganzen Nacht überging.

Der Kaiser schlief in Benavente, und blieb dort den folgenden Tag, um die Armee vorbeirücken zu lassen. Man folgte den Engländern auf dem Fuße, aber sie hinterließen uns nichts. Wir fanden viele englische Cavaleriepferde todt auf dem Wege, und wir bemerkten, daß ihnen allen ein Fuß mangelte. Wir erfuhren später, daß der englische Reiter, der sein Pferd verliert, gezwungen ist, einen Fuß desselben seinem Capitän hinzubringen, um ihm zu beweisen, daß dasselbe todt sey, sonst käme er in den Verdacht, es verkauft zu haben.

Wir fingen an, sie immer näher zu bedrängen; unser Vortrab nahm alle Abende sein Nachtlager im Angesichte des feindlichen Nachtrabs; aber unsere Colonne war von einer unendlichen Länge und hatte Mühe, sich zusammen zu halten, und sich zu vereinigen. Die Ursachen waren das Schneegestöber, welches wir beim Uebersteigen des Guadarama erlitten hatten, so wie der Koth und die Regengüsse von Valderas, diese hatten uns in diesen Processionszustand versetzt, welcher seit mehreren Tagen dauerte. Der Kaiser wurde so ungeduldig, daß er zuletzt von Benavente abreiste, um der Armee auf dem Wege von Corunna zu folgen; ich war bei ihm; er eilte im starken Galop vorwärts, als ein Offizier, der von Benavente kam, von wo er einige Augenblicke später als wir abgegangen war, uns sagte, daß er eben einen Courier von Paris verlassen habe, der dem Kaiser nacheile. Auf diesen Bericht hielt der Kai=

ser an, stieg ab, und ließ auf dem Wege ein Lagerfeuer anmachen, bei welchem er in einem sehr kalten und dichten Schnee bis zur Ankunft des Couriers blieb. Der Fürst von Neufchatel war bei ihm, derselbe öffnete das Felleisen des Couriers, und übergab dem Kaiser die Briefe, die für ihn waren.

Obgleich sein Aeußeres sich fast nie veränderte, so glaubte ich doch zu bemerken, daß das, was er eben las, ihn nachdenklich machte, um so mehr, da wir wieder zu Pferde stiegen, und er nicht ein Wort bis Astorga vernehmen ließ, wo er ankam, ohne wieder im Galop geritten zu haben.

In Astorga sprach er nicht mehr davon, nach Corunna zu gehen. Er erwartete daselbst sein ganzes Heer, und hielt eine Musterung über die verschiedenen Truppencorps in dem Maße, als sie ankamen.

Der Entschluß der englischen Armee war gefaßt; sie zog sich zurück und mußte zum wenigsten bis Corunna gehen. Die Frage war nur zu wissen, ob sie dort ihre Transportschiffe finden würde, wenn sie dort anlangte; in diesem Falle hätte nichts sich ihrer Einschiffung entgegenstellen können, oder ob sie gezwungen seyn würde, dieselben zu erwarten, dieses würde alsdann unserer Armee Zeit gegeben haben, die sie nicht unbenutzt gelassen hätte.

Der Kaiser gab den Oberbefehl über die Armee dem Marschall Soult, und empfahl ihm rasch vorzurücken, um die Engländer nicht zu Athem kommen zu lassen. Er benachrichtigte ihn, daß er für seine Person einen oder zwei Tage in Astorga bleiben wolle; daß er sich während mehrerer in Benavente aufhalten würde, wo er von ihm Nachrichten erwarte, entweder um nach Corunna zurückzukehren,

wenn die Engländer gezwungen wären, sich in dieser Provinz zu halten, oder um nach Valladolid zu gehen, wenn die Engländer sich einschifften.

Der Marschall Soult ging ab und drängte den englischen Nachtrab so sehr, daß sein Vortrab oft Gefechte mit ihm hatte. Der General August Colbert ward in einem dieser Treffen getödtet, und nahm den Kummer aller seiner Kriegsgenossen mit sich ins Grab. Alle Tage erhielt der Kaiser Nachrichten von der Armee, die ihm anzeigten, bis wie weit sie vorgerückt war, und wo die Engländer sich befanden. Er war noch in Benavente, als er den Einzug unserer Truppen in Lugo erfuhr, und wenige Tage darauf erhielt er die Kunde von der Ankunft der zur Einschiffung des englischen Heeres bestimmten Transportschiffe in Corunna. Er sah darauf ein, daß nichts diese Armee verhindern könnte, nach England zurückzukehren; er dachte also nur an seine Abreise von Benavente.

Drittes Kapitel.

Der Kaiser in Valladolid. — Der General Legendre. — Deputation der Stadt Madrid. — Audienz, welche der Kaiser ihr bewilligt. — Der König Joseph zieht in Madrid ein. — Nachrichten aus Frankreich. — Gespräch mit dem Kaiser über diesen Gegenstand. — Anstalten zur Unterlegung der Pferde. — Rückkehr des Kaisers nach Paris. — Der österreichische Gesandte.

Der Kaiser bestellte Wechselpferde auf dem Wege nach Valladolid, um in einem einzigen Tage in diese Stadt zu gelangen, wohin er auch seine ganze Garde zu Fuß, wie zu Pferde zurückführte; er blieb hieselbst einige Zeit, und schickte von hier den Marschall Lannes, die Belagerung von Saragossa zu leiten, ferner traf er auch einige Anstalten in Hinsicht auf die Sicherheit seiner Armee, und der raschen Ausführung ihrer Unternehmungen.

Er empfing in Valladolid einen Mailänder Hofbeamten, der ihm die Nachricht von der Geburt eines Kindes des Vicekönigs von Italien überbrachte; aber er fühlte große Ungeduld, als er einen seiner alten Ordonanzoffiziere empfing, der, als er im Anfange des Aufstandes eine Sendung in Corunna ausrichtete, daselbst gefangen genommen worden war; man hatte ihn als Gefangenen am Bord eines Schiffes während fünf bis sechs Monaten gehalten, und

er hatte seine Freiheit durch den Einzug der französischen Truppen in Corunna eben wieder erlangt. Er benachrichtigte uns auch, daß an dem Tage, an welchem das Treffen zwischen dem Marschall Soult und den Engländern vor Corunna statt fand, und in welchem der Oberbefehlshaber des englischen Heeres Moore getödtet worden war; daß an diesem Tage, sage ich, die Transportschiffe für die englische Armee noch nicht angekommen waren. Der Kaiser konnte nicht Herr einer Aufwallung der bösen Laune werden; und erneuerte nochmals seine Klage, daß er nicht von der Anwesenheit der Engländer in Salamanka und Zamora so benachrichtigt worden war, als es hätte seyn müssen; er wäre auf sie losgegangen, ehe er sich nach Madrid begeben, und er würde sie mit einer Ueberlegenheit von vier gegen einen bekämpft haben. Er schalt auf Einen und auf den Andern, aber er that es stets mit lachender Miene, und niemals war er geneigter, ein Zeichen des Wohlwollens Jemandem zu gewähren, als wenn er ihm eben tüchtig den Kopf gewaschen hatte.

Auch während er in Valladolid war, erfuhr er von dem Kriegsminister die Ankunft der Generale Dupont und Marescot in Toulon, welche die Capitulation von Baylen unterzeichnet hatten. Dieses setzte von Neuem seine Galle in Bewegung, und er ertheilte strenge Befehle gegen sie.

Der General Legendre, welcher das Haupt des Stabes dieses Armeecorps war, war einige Zeit vorher nach Frankreich zurückgekehrt, und hatte sich nicht gescheut, den Kaiser in Valladolid aufzusuchen; derselbe empfing ihn bei einer Parade, denn er wollte ihn nicht früher sehen; über das 17. Infanteriregi=

ment war an diesem Tage Musterung gehalten worden. Es waren dreißig Generale und mehr als dreihundert Offiziere zugegen, als der Kaiser den General Legendre vor sich treten ließ; er behandelte ihn sehr strenge, und sagte ihm unter andern: „Sie waren einer der Obristen der Armee, welche ich am meisten schätzte, und Sie haben sich zu einem der Werkzeuge dieses schimpflichen Vergleichs von Baylen hergegeben! Wie, Sie ein alter Soldat der Armee von Italien! Ist Ihre Hand Ihnen nicht verdorret, ehe Sie eine solche Unbilligkeit unterschrieben? Und um das Werk zu krönen, machen Sie sich zum Organ einer Büberei, um Ihren Kriegsgenossen Videl zu betrügen, der nicht in die Angelegenheit verwickelt war, und ihn zu zwingen, der Schmach sich zu unterwerfen, die seinen Truppen aufgelegt wird, ohne ihm zu sagen, warum Sie zu ihm kommen.“

Der General Legendre entschuldigte sich so gut er konnte; er sagte, daß er nichts über sich genommen hätte; daß er nur die Befehle des Oberanführers hätte vollstrecken lassen. Der Kaiser nahm die Miene an, als ob er sich habe überzeugen lassen, aber ohne wirklich getäuscht zu seyn; er ereiferte sich um so stärker, da ihm eine große Anzahl Offiziere von allen Graden zuhörten, welche von einem Tage zu dem andern sich in derselben Lage finden konnten, in der sich die Truppen des Generals Dupont befunden hatten. Er bestrafte nicht den General Legendre, weil so die Gewohnheit des Kaisers war; wann ein Mann ihm durch mehrere muthige Handlungen bekannt war, so stürzte ihn ein Fehler nicht in seiner Gunst, besonders wenn dieser Mann, so zu sagen, nur ein gehorchendes Wesen war. Einem andern Manne,

der noch größere Beweise des Muthes geliefert hätte, als der erste, der aber sonst nur mit Klugheit und Nachdenken handelte, und einem solchen Fehler begangen hätte, dem würde er denselben höher angerechnet haben in Rücksicht auf die Mittel, welche dessen Urtheilskraft, Erziehung und Lage, um ihn zu vermeiden, demselben darboten, so daß bei einem gleichen Vorfalle, deren Urheber zwei verschiedene Männer gemeinschaftlich waren, der eine mit Nachsicht behandelt wurde, und der andere unwiederbringlich in seiner Gunst verloren war, d. h. ohne ihn dessen zu berauben, was ihm seine Dienste erworben hatten, durfte man nur nichts mehr für ihn verlangen.

Zu Valladolid empfing auch der Kaiser eine ansehnliche Deputation der Stadt Madrid. Sie bat ihn um die Erlaubniß, daß der König Joseph in Madrid einziehen dürfe; derselbe war noch immer im Pardo geblieben, weil der Kaiser erst sehen wollte, wie die Angelegenheiten Spaniens sich anlassen würden, ehe er den König in eine Hauptstadt einziehen ließ, aus welcher sich zu entfernen, derselbe ein zweites Mal hätte gezwungen werden können.

Ich war gegenwärtig, als er diese Deputation empfing. Er hatte zum Dolmetscher Herrn Hedouville, französischen Gesandten bei dem Fürsten Primas von Deutschland, den er in sein Hauptquartier hatte kommen lassen, weil er sehr gut spanisch sprach. Er liebte Herrn Hedouville, den er schon vor der Revolution gekannt hatte.

Der Kaiser fragte die Deputation, ob der Schritt, den sie jetzt thäten, ungezwungen und frei von jeder fremden Eingebung sey, und fügte hinzu, wenn diese Sendung nicht die Folge eines aufrichtigen Antriebes

von ihrer Seite wäre, derselbe ihm nicht angenehm seyn könne, und daß er ihnen die Freiheit zu gehen ließe.

Man mußte sie sich niederwerfen sehen und betheuern, daß sie aus eigenem Antriebe kämen, nachdem sie sich mit Bewilligung des Königs, dessen Berechtigung sie hätten, in Madrid versammelt, um zu dem Kaiser zu kommen, ihm ihre Wünsche zu offenbaren.

Der Kaiser antwortete ihnen: „Wenn es sich also verhält, so ist ihr Schritt mir angenehm und ich will mich Ihnen näher erklären. Wenn Sie wünschen, den König unter sich zu sehen, um dazu beizutragen, ihre Landsleute aufzuklären, und einen bürgerlichen Krieg zu vermeiden, um als gute Spanier ihm zu dienen, und nicht wie diejenigen es zu machen, welche, nachdem sie ihm in Bayonne den Treuschwur geleistet hatten, ihn bei dem leichtesten Anscheine von Gefahr verlassen haben, so gebe ich meine Einwilligung, daß er bei ihnen lebe; aber alsdann, meine Herren, haften Sie alle persönlich mir für ihn.“

„Wenn Sie im Gegentheil den König nur verlangen, als ein Mittel, sich der mit der Gegenwart einer so großen Armee verbundenen Last zu entziehen, so will ich Sie eines Bessern belehren. Alles, was Sie leiden, ist mir um so unangenehmer, da ich es vermeiden wollte, indem ich durch Sie selbst die Veränderungen bewirken wollte, die ich jetzt gezwungen bin durch die Waffen zu unterstützen. Die Gegenwart des Königs in Madrid wird nichts hiebei ändern, wofern Sie sich nicht beeilen, um ihn alle vernünftige Leute ihres Vaterlandes zu versammeln; wenn dieselben sich werden einmal ausgesprochen haben, wird dieses bald eine große Verän-

derung hervorbringen und die Ruhe herbeiführen, ohne welche es nicht möglich seyn wird, die Ordnung in Ihren Städten wieder herzustellen, die jetzt eine Beute der Umtriebe und Unruhen sind."

„Denken Sie wohl darüber nach, und setzen Sie sich keinen betrübenden Ereignissen aus, wenn Sie nicht den festen Willen haben, ihm zu dienen."

Alle betheuerten die Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung, und waren erstaunt über die Freimüthigkeit in der Rede des Kaisers. Sie baten ihn, der Treue Glauben zu schenken, mit welcher sie dem Könige dienen wollten, indem sie hinzufügten, daß sie nie, weder mittelbaren, noch unmittelbaren Antheil an den politischen Umtrieben nehmen würden, von welchen ihr Land geplagt wurde; endlich erneuerten sie ihr Flehen, um den König zu erhalten.

Der Kaiser antwortete ihnen, daß er sich auf ihr Wort verließe, daß sie zurückkehren könnten, und den König im Pardo besuchen; daß er ihm schreiben, und ihm kund thun wolle, daß er weiter kein Hinderniß seinem Einzuge in Madrid lege. Er fand wirklich statt, und die spanische Verwaltung schickte sich an, festen Grund zu fassen, und sich Ansehen und Gehorsam zu verschaffen. Wenn man vorher das englische Heer hätte erreichen und dasselbe zu einer Schlacht, welche es unfehlbar verloren hätte, zwingen können, so würde die Verwaltung Josephs sicherlich mehr Anhänger gefunden haben; aber da dieser Erfolg mangelte, so blieben die Spanier kalt. Von einer andern Seite wurden unsere Truppen durch ihre Bedürfnisse und durch die Bedrückungen vieler höherer Offiziere und sogar mehrerer Generale

ihnen so zur Last, daß die Einwohner sich der Verzweiflung überließen.

Sie fingen damit an, völlige Gleichgültigkeit unseren Forderungen entgegenzusetzen; die Schwierigkeiten, den Lebensunterhalt zu haben und die Verbindung zwischen den Standorten fortzusetzen, vergrößerten sich anstatt zu schwinden; die Stärkeren wollten als Eroberer Gehorsam und die Spanier, die man hätte überreden können, wollten nicht unterjocht seyn. Man reizte sich von beiden Seiten auf, und bald war Alles in Waffen. Man darf nicht bezweifeln, daß das Betragen eines großen Theils der Offiziere, welche besonderen Befehlshaberstellen in Spanien vorgestanden haben, mehr zu dem allgemeinen Aufstande des Landes beigetragen hat, als die Kriegsbegebenheiten, die uns mißgünstig gewesen sind.

Der Kaiser erwartete in Valladolid die Nachricht von dem Einzuge des Königs in Madrid. Er empfing daselbst mehrere Euriere aus Paris, welche ihn verstimmten. Er ließ mich eines Tages rufen, um mich über Dinge zu befragen, von denen er vermuthete, daß ich unterrichtet wäre.

Hiebei muß ich noch erwähnen, daß mehr als ein Grund vorhanden war, den Großherzog von Beri vor der Abreise von Paris aus dieser Stadt zu entfernen. Ich theilte die Meinung derer, die bei ihm den Plan voraussetzten, dem Kaiser auf dem Throne zu folgen; sein Geist hatte genug Willfährigkeit, um sich dieser Täuschung zu überlassen, und Ränkemacher in Frankreich hätten nichts Besseres verlangt, als an der Spitze der Regierung einen Mann zu sehen, der fortwährend ihrer bedurft hätte, und den sie, wozu ihnen gut gedäucht hätte, gebraucht haben

würden. Ich glaube nicht, daß der Großherzog von Beri sich je zu irgend einem Anschlage auf die Person des Kaisers hergegeben hat, aber da die Ränkeschmiede als Grundsatz aufgestellt hatten, daß der Kaiser entweder im Kriege, oder durch einen Meuchelmord umkommen würde, jedes Mal, wenn man ihn zur Armee abreisen sah, so hatte man irgend einen Plan bereit, der stets durch seine glückliche Rückkehr mißlang. Als man ihn nach Spanien abreisen sah, war dieses noch weit schlimmer; die nemlichen Menschen wetteten, daß er dort ermordet werden würde, ehe er zehn Stunden gemacht hätte; und da sie die Gewohnheit des Kaisers kannten, oft zu Pferde und überall zu seyn, so gefiel es ihnen kein Mittel zu erblicken, daß er einem unglücklichen Loose entgehe. Daher trafen sie auf das beste ihre Anstalten. Hiebei kann man ersehen, wie gut der Kaiser bedient war von Männern, deren Pflicht es war, die öffentliche Meinung zu beruhigen und aufzuhellen, anstatt sie im Irrthume zu lassen, und ihr selbst das Beispiel eines Schwankens zu geben, welches niemals Stand fassen konnte.

Jedes Mal, wenn sie den Kaiser glücklich zurückkommen sahen, fanden sie kein anderes Mittel, sich aus den Schlingen herauszuwickeln, in welche sie sich begeben hatten, als daß sie einander gegenseitig verriethen.

Der Kaiser fragte mich, ob ich oft Briefe aus Paris erhielt. Ich verneinte dieses, nur einige von meiner Familie, welche mir niemals von Geschäften sprächen, empfinge ich. In dieser Unterredung sagte er mir nun, wie übel man ihn bediente; daß er Alles thun müßte und anstatt ihm die Arbeit zu er-

leichtern, begegnete er nur Leuten, die ihm entgegen zu handeln pflegten. Er fügte hinzu: „Auf diese Art nähren diese Leute da die Hoffnungen der Ausländer, und ziehen mir unaufhörlich neue Verlegenheiten zu, indem sie ihnen die Möglichkeit einer Spaltung in Frankreich erblicken lassen, aber was ist dabei zu thun? Es sind Menschen, die man verbrauchen muß, so wie sie sind.“

Ich sagte ihm Alles, was ich hierüber dachte, und meine Meinung über diesen Gegenstand zeigte ihm, daß es mehrere gute Diener gäbe, welche eben so sehr als ich die Fortdauer seiner Erfolge wünschten und die mit mir meine Befürchtungen über die Ergebnisse aller dieser Ränke theilten.

Er sagte mir nicht ein Wort über seine nahe Rückkehr nach Paris. Er äußerte nur gegen mich, daß er einen Ordonnanzoffizier nach St. Petersburg senden wollte, was mich auf den Gedanken brachte, daß die Rückkehr nach Paris in seiner Träumerei von Benavente nach Astorga beschlossen worden war, um so mehr, da der Curier, dessen Depeschen er auf der Landstraße gelesen hatte, von Herrn von Champagny abgefertigt worden war. Ich erfuhr von dem Fürsten Neufchatel, der einen Brief von dem Könige von Baiern erhalten hatte, daß dieser Herrscher den Kaiser gemahnt habe, sich gegen Oesterreich in Stand zu setzen, welches rüstete und alle Hülfsmittel der Monarchie vorbereite, auch zum ersten Mal die Landwehr erhebe. Er schickte ihm eine Abschrift von der Depesche, welche ihm sein Minister in Wien zugesandt hatte. Ich deutete mir darauf Alles, was ich seit acht Tagen beobachtet hatte, und errieth die

Ursache der Absendung eines Ordonnanzoffiziers nach St. Petersburg.

Der Kaiser gab seine Verhaltungsbefehle über den Gang, den die Kriegsunternehmungen sowohl in Navarra, als in Arragonien und Catalonien nehmen sollten; er ordnete die Bildung der beweglichen Armee an, zu deren Anwendung er eine allgemeine Anweisung nachließ, darauf ließ er die Garde nach Burgos abgehen, wo sie bis auf neue Befehle bleiben sollte. Er führte sie noch nicht gleich fort, weil er noch nichts Bestimmtes über das wußte, was er thun würde, seine Pläne hingen von dem ab, was die Feinde unternehmen würden.

Er schickte seine Reitpferde zum Wechseln auf dem Wege von Valladolid nach Burgos voraus, mit einem Jägerpiket für jede Station, so daß er nur drei bis vier Stunden von einer Station zu der andern zu machen hatte. Diese Anstalten wurden oft und ohne Geräusch bei dem Kaiser getroffen. Um sie zu begreifen, muß man wissen, daß sein Marstall der Reitpferde in Brigaden von neun Pferden eingetheilt war, von denen zwei für ihn, und die sieben andern für die Personen seiner Bedienung, die ihn nicht verließen, waren. Der Stall der Zugpferde war in Unterlegungen getheilt; eine Unterlegung enthielt drei Gespanne. Jeder Brigade, so wie jeder Unterlegung war ein Piket zugegeben; so daß, wenn der Kaiser zwanzig Stunden zu durchreiten hatte, gewöhnlich sechs Brigaden sich auf dem zu machenden Wege aufstellten. Die Pferde der Stallknechte trugen Mantelsäcke, in welchen vollständige Wäsche zum Wechseln, und Brieftaschen mit Papier, Feder, Tinte und Landcharten sich be=

fanden, eben so trugen sie auch Ferngläser. Wenn man zwanzig Stunden in einer Kalesche oder einem Wagen machen mußte, so gingen anstatt der sechs Brigaden Reitpferde sechs Unterlegungen voraus. Beide waren numerirt, so wie die Geleitpikete, und konnten sich in der Nacht versammeln, ohne daß dieses die mindeste Unruhe verursachte.

Die Adjudanten des Kaisers waren ungehalten in diesen Fällen, bey jeder Brigade ein Pferd zu haben; wenn man jedoch im Wagen reisete, fanden sie in demselben Platz.

Der Kaiser reisete nun auf diese Art von Valladolid früh Morgens ab, während eines hübschen Frostes, und kam im großen Jagdgalop nach Burgos. Er langte dort um fünf oder sechs Uhr an; nie hat ein Herrscher größere und schnellere Reisen zu Pferde gemacht. Er hatte gleichfalls Anspannunterlegungen von Burgos an bis Bayonne bestellt, so daß er nicht einen Augenblick in Burgos anhielt, sondern bis Bayonne, ohne seinen Wagen zu verlassen, ging. Er blieb daselbst nur einen Vormittag und reisete darauf nach Paris ab. Er eilte so sehr, daß niemand ihm folgen konnte. Er kam daselbst daher allein in den letzten Tagen des Januars an. Seine so plötzliche Rückkehr erregte großes Aufsehen. Man hatte ihn für den ganzen Winter nicht erwartet. Die Belustigungen dieser Jahreszeit beschäftigten daselbst die Gesellschaft, und im Allgemeinen richtet die von Paris gar wenig ihre Blicke auf die Geschäfte; ein neues Stück zieht die Aufmerksamkeit mehr an sich, als zehn verlorne oder gewonnene Schlachten. Ein Ausländer erfährt in Paris Alles, was er erfahren will, und ein Fran-

zose kann dort selbst das nicht wissen, was ihn angeht, ohne jedoch aufzuhören seinen Tag gut angewandt zu haben.

Der damalige österreichische Gesandte in Frankreich bekleidete diesen Posten ungefähr seit dem Jahre 1806. Es hatte zwischen dem Frieden, der den Feldzug vom Jahre 1805. endigte, und seiner Ankunft eine Zwischenzeit statt gefunden, welche der Baron von Vincent ausgefüllt hatte. Daher weiß ich nicht sicher den Zeitpunkt, in welchem er seine Beglaubigungsschreiben überreichte; aber es dauerte nicht lange, daß er unter uns war, so hatte er auch schon eine sehr gründliche Kenntniß von allen den Ränken, von welchen das Pariser Pflaster wimmelte. Man mochte noch so sehr die Aufmerksamkeit des Herrn Fouché auf die Personen lenken, welche die Vertrauten der Gesandten besuchten; man erhielt nichts von ihm, und ich habe Gesandte gekannt, welche in Paris eine Ausspäherei unterhielten, die sich auf alle Zweige erstreckte, auf Politik, Verwaltung, öffentliche Meinung und Galanterien, alles wurde behorcht. Sie bedienten sich derselben geschickt, um dem Polizeiminister alberne Mährchen zukommen zu lassen, der oft von ihnen so getäuscht worden ist.

Herr von ** hatte seine Nachforschungen so weit getrieben, daß er für einen Andern als den Kaiser undurchdringlich geworden wäre. Es war ihm gelungen, dem Polizeiminister Alles zu Ohren kommen zu lassen, was ihm beliebte, demselben sagen zu lassen: weil er als Gebieter über eine Person (die Klugheit hindert mich sie zu nennen, was übrigens eine un-

nütze Entdeckung wäre) verfügte, deren Herr Fouché unumgänglich bedurfte.

Auf diese Art war er oft der Urheber von einigen Mährchen, mit welchen Herr Fouché den Kaiser unterhielt. Er hielt sich überzeugt, daß er den Kaiser aufs vollkommenste unterrichtet habe, aber schon lange glaubte der Kaiser seinen Nachrichten nicht mehr. Man sah bald die Bitterkeit sich in unsern Verhältnissen mit Oesterreich offenbaren; diese Macht ließ (ich glaube im Laufe des Februars, oder gegen das Ende dieses Monats) eine Art von Manifest erscheinen, in welchem sie erklärte, daß sie in der Absicht, ihre Unabhängigkeit zu sichern, Maaßregeln ergreifen wolle, die geeignet seyn würden, sie vor allen Unternehmungen zu schützen, welche man gegen sie bilden könnte. Diese Erklärung im tiefen Frieden, als Frankreich eben seine Heere aus Deutschland gezogen hatte, konnte sich sicherlich nicht auf vernünftige Gründe zur Unruhe stützen; sie schien vielmehr die Loosung zu einem neuen Kreuzzuge zu seyn bei einer Gelegenheit, welche man zur Wiedererlangung dessen günstig hielt, was diese Macht in den früheren Kriegen verloren hatte. Auf diese Art wurde es angesehen.

Viertes Kapitel.

Empfang des diplomatischen Corps. — Worte des Kaisers an den österreichischen Gesandten. — Betheuerungen des St. Petersburger Hofes. — Grad des Vertrauens, den der Kaiser ihnen beilegt. — Kriegsrüstungen. — Oeffentliche Meinung. —

Diese Erklärung Oesterreichs war eben seit kurzem erschienen, als einer der Hoftage einfiel, an welchem der Kaiser das diplomatische Corps zu empfangen pflegte.

Alle Personen, welche dasselbe bildeten, hatten die Gewohnheit, sich in dem Thronsaale in einem Kreise aufzustellen, in welchen sie nach der Länge ihres Aufenthalts in Paris eintraten (ein Gebrauch, der unter den Gesandten der großen Mächte angenommen worden war), und der Kaiser fing von seiner Rechten an, die Reihe durchzugehen, indem er wechselsweise mit jedem der Gesandten, Minister, Geschäftsführer sich unterhielt. An diesem Tage blieb er, als er bei Herrn von ** vorbei kam, bei demselben stehen, und da man irgend einen Auftritt erwartete, weil Allen die Erklärung der österreichischen Regierung bekannt war, so herrschte eine tiefe Stille, als man den Kaiser dem Herrn von ** gegenüber sah. Nach dem gebräuchlichen Gruße sagte er ihm: „Ei! es giebt ja etwas Neues in Wien;

was bedeutet denn dieses? ist man von einer Tarantel gestochen worden? wer droht Ihnen? gegen wen sind Ihre Absichten gerichtet? wollen Sie abermals die Welt in Feuer und Flammen setzen? Wie, als ich meine Armee noch in Deutschland hatte, fanden Sie Ihre Existenz nicht bedroht, und jetzt, da dieselbe in Spanien ist, halten Sie sich für gefährdet! Wahrhaftig, eine befremdende Folgerung! Was wird sich hieraus begeben? Ich werde waffnen, weil Sie sich rüsten; denn zuletzt muß ich fürchten, die Erfahrung hat mich klug gemacht. Herr von ** betheuerte, daß sein Hof keinen ähnlichen Vorsatz habe, daß es nur Vorsichtsmaßregeln wären, welche man in einem Falle nähme, wo die Lage Europas es zu gebieten schiene, daß es aber keinen andern Anschlag verberge.

Der Kaiser versetzte: „Aber woraus haben Sie diese Beunruhigungen geschöpft? Wenn Sie, mein Herr, dieselben Ihrem Hofe mitgetheilt haben, so sprechen Sie, ich will Ihnen selbst alle Erläuterungen geben, die Sie werden nöthig haben, um ihn zu beruhigen. Sie sehen, daß, indem Sie Ihren Hof dazu haben bringen wollen, seine Sicherheit zu stärken, Sie die meinige gestört haben, und zu gleicher Zeit die vieler anderer."

Herr von ** vertheidigte sich, und sehnte das Ende dieser Unterhaltung herbei, als der Kaiser noch hinzufügte: „Mein Herr, ich bin stets in allen meinen Verträgen mit Ihrem Hofe angeführt worden; man muß klar und deutlich sprechen; derselbe macht zu vielen Lärm für die Fortdauer des Friedens und zu wenigen für den Krieg."

Er ging darauf zu einem andern Gesandten,

und endigte so die Audienz, in deren Folge sicherlich mehr als ein Courier abgefertigt wurde. Der des Herrn von ** an seinen Hof war ohne Zweifel dringend, denn Oesterreich versammelte schon seine Heere, indeß der Kaiser noch nicht die ersten Elemente der seinigen zu seiner Verfügung hatte. Man rief auf der Stelle eine Conscription zusammen, man kleidete sie in Eile, und ließ sie im Wagen abreisen. Die Garde, welche noch zu Burgos in Spanien war, erhielt Befehl, sich nach Deutschland zu begeben.

Niemals war der Kaiser in so schlechter Bereitschaft überrascht worden. Dieser Krieg kam ihm nicht aus den Gedanken; er sagte: „Es müssen noch einige Anschläge dahinter stecken, welche ich nicht bemerke, denn es ist Thorheit dabei, jetzt gegen mich Krieg zu führen. Sie halten mich für todt, nun wir wollen sehen, wie es dieses Mal gehen wird. Und hernach werden sie sagen, daß ich es bin, der nicht in Ruhe bleiben kann, daß ich ehrgeizig bin, wenn ihr Unverstand mich dazu zwingt. Uebrigens ist es nicht möglich, daß sie gedacht haben, sich mir allein gegenüber zu stellen; ich erwarte einen Courier aus Rußland; wenn die Dinge sich dort fügen, wie ich es allerdings hoffen kann, so will ich sie derb abtrumpfen.“

Dieser aus Rußland erwartete Courier kam bald an; er überbrachte die Antwort auf die Depeschen, mit denen der Ordonnanzoffizier beauftragt gewesen, welcher von Valladolid abgefertigt worden war. Alexander erneuerte die Versicherung seiner freundschaftlichen Gesinnungen, unterrichtete den Kaiser Napoleon, was nach der Reihe zwischen ihm und Oester-

reich in Hinsicht auf die Anschläge dieser letzten Macht vorgefallen war. Unser Gesandter, Herr von Caulaincourt schrieb auf eine noch bestimmtere Weise. Er erzählte, daß Oesterreich den Fürsten von Schwarzenberg*) nach St. Petersburg gesandt habe, um um ein Bündniß anzusuchen und um Rußland in neue Kriegspläne gegen Frankreich hineinzuziehen, daß aber der Kaiser Alexander alle diese Vorschläge zurückgewiesen habe, und sich in dem Entschlusse fest zeige, den er gefaßt hatte, in den Gesinnungen zu verharren, welche er dem Kaiser Napoleon offenbart hatte. Noch mehr, er erklärte, daß er nicht gleichgültig bei dem Angriffe bleiben würde, dem sein Bundsgenosse im Folge der Weigerung, welche er dem österreichischen Gesandten offenbare, ausgesetzt seyn könnte. Herr Caulaincourt schrieb höchst beruhigend: Alles, was er sähe, wie das, was man ihm sagte, flößte ihm eine vollkommene Sicherheit ein. Der Obrist Buturlin hat uns später belehrt, wie wenig Aufrichtigkeit jedoch hierin lag. „Der Kaiser Alexander," sagt er uns, „konnte nicht den Geist der Verfügungen des Tilsiter Vertrags verkennen; aber die unglücklichen Verhältnisse, in welche sich Europa verwickelt fand zu der Zeit, als er denselben unterschrieben hatte, geboten ihm, um jeden Preis den Krieg entfernt zu halten. Es handelte sich besonders darum, die nöthige Zeit zu gewinnen, um sich vorzubereiten, den Kampf gebührend zu bestehen, dessen einstige Erneuerung man gar wohl voraussah." Mit solchen Absichten hatte also Alexander unterhandelt, so war die Treue und der Glaube beschaffen, mit

*) Derselbe, der später Gesandter in Paris gewesen ist.

welchen er die Waffen niedergelegt hatte. Sein Benehmen war nicht freimüthiger im Bündnisse, als es in der Unterhandlung gewesen war, und wenn er nicht die Verpflichtungen, welche er eingegangen war, fast gleich bei der Abreise aus Erfurt verletzte, wenn er nicht gemeinschaftliche Sache mit Oesterreich machte, so geschah es nur in Folge der Unmöglichkeit, in welche ihn die Zerstreuung seiner Heere versetzt hatte, die gegen Schweden und die Türkei beschäftigt waren, diese Macht thätig zu unterstützen *). Aber die

*) Der Kaiser Napoleon, der über die deutschen Angelegenheiten (durch die Verabredungen in Erfurt) beruhigt worden, ließ bedeutende Verstärkungen zu seinen Heeren in Spanien stoßen, und begab sich selbst in die Halbinsel, um die Unternehmungen in einem glänzenden Feldzuge, welcher zugleich entscheidend schien, zu lenken; er zerstreute die spanischen Heere, besetzte Madrid wieder, und nöthigte eine englische Armee, welche bis Toro vorgerückt war, sich in Corunna wieder einzuschiffen. Diese Erfolge ließen die nahe Eroberung der ganzen Halbinsel voraussehen, aber die Thätigkeit, mit welcher Oesterreich fortwährend seine Rüstungen betrieb, zwang den Kaiser der Franzosen, Spanien zu verlassen und in aller Eile nach Paris zurückzukehren.

Die Opfer, welche der Preßburger Vertrag Oesterreich entrissen hatte, waren zu groß, als daß das Wiener Cabinet auf sie mit Geduld verzichten konnte; aber die Zerrüttung seiner Heere, die unvermeidliche Folge der vielfachen Unglücksfälle, die es erlitten, hatte es bisher gehindert, an der Verwirklichung der Pläne zu arbeiten, welche es im Geheimen nährte. Es hatte nicht die Gelegenheit ergriffen, welche ihm der Krieg Frankreichs mit Rußland dargeboten hatte; es beurtheilte die für sich vortheilhafter, welche ihm die Ereignisse in Spanien und die Verlegenheiten, in welche sie Napoleon versetzten, zu zeigen schienen. Das Wiener Cabinet fing also unbesorgt die Kriegsrüstungen an. Die Erfurter Zusammenkunft vermehrte noch die Un-

Begeisterung, welche er scheinbar gezeigt hatte, dauerte noch fort. Man weit entfernt, die Doppelzün-

ruhen der Minister des Kaisers Franz; aber da ihre Waffnungen noch nicht den Grad gehöriger Reife erreicht hatten, beschlossen sie sich gegen Frankreich zu verstellen. Es gelang ihnen sogar, den Kaiser Napoleon einzuschläfern, welcher, durch ihre Betheuerungen beruhigt, nicht mehr anstand, den größern Theil seiner Streitkräfte nach Spanien zu versetzen. Oesterreich benutzte diesen Umstand, und betrieb seine Rüstungen mit einer Kraft, welche keinen Zweifel mehr über die Beschaffenheit seiner Absichten ließ.

Der Kaiser Napoleon wünschte aufrichtig einen neuen Krieg zu vermeiden, der eine ungünstige Wendung seinen Angelegenheiten in Spanien geben konnte; aber alle seine Schritte, um eine Uebereinkunft zu treffen, wurden von den Oesterreichern nur als ein Geständniß seiner Schwäche betrachtet, und dienten nur dazu, sie in ihrem Vorsatze zu bestärken; indem sie sich überzeugt hielten, daß sie Frankreich unvorbereitet überfallen würden.

Die Rolle, welche Rußland dabei zu spielen hatte, war schwierig. Einerseits lag es nicht in seinem Interesse, an dem Verderben der einzigen Macht mitzuarbeiten, welche noch eine Mittelkraft zwischen ihm und dem Reiche Napoleons darbot. Von einer andern Seite konnte es sich nicht weigern, Frankreich beizustehen, ohne offenbar die gegen dasselbe eingegangenen Verbindlichkeiten zu verletzen, deren Kraft durch keine Uebertretung Napoleons geschwächt worden war. Uebrigens, wenn auch das Petersburger Cabinet, sich über diese moralischen Betrachtungen zu Gunsten höherer politischer Ansichten hinwegsetzend, sich entschlossen hatte, Oesterreich zu unterstützen, so würde es dasselbe in der That nicht haben thun können, wegen der Entfernung seiner Heere, die in den Angelegenheiten mit Schweden und der Türkei beschäftigt waren, und das schwache Corps, welches auf den Grenzen von Gallizien ihm zur Verfügung blieb, hätte nichts weiter gethan, als an den Unglücksfällen Oesterreichs Theil nehmen, ohne ihm wesentlich helfen zu können." Kriegsgeschichte des Feldzugs in Rußland, von dem Obristen Buturlin 1. Band. Seite 36.

gigkeit so grell zu zeichnen, wie sie uns Buturlin aufgedeckt hat. Es ist indeß wahr, daß es eine natürliche Regel giebt, wonach sich Alles abmißt, und die wie der Probierstein ist, an welchem man die falschen Münzen erkennt; diese Regel, welche der Gesandte nicht hätte mißkennen sollen, ist der gesunde Menschenverstand und die Rechtlichkeit.

Es waren kaum vier Monate seit der Zusammenkunft in Erfurt verflossen; man konnte nicht Alles vergessen haben, was dort gesagt worden war. Nun aber, wozu hatten wir Zeit nöthig dort zu endigen, wenn man nicht den Frieden in Deutschland aufrecht erhalten wollte? Wer konnte es wohl, der Herrscher, der eben sein Heer von dort zurückzog, oder derjenige, der daselbst das ganze Gewicht seiner moralischen und physischen Macht hatte? Besonders da nur eine Aufreizung dieser Macht im Jahre 1805 hingereicht, um es zu einem Kriege zu verleiten, an den es, wie es erklärt hatte, vorher nicht gedacht hatte. War es als etwas Unverständiges vorauszusetzen, daß diese Macht (Rußland), die in Absichten und Bestrebungen mit Frankreich übereinstimmte, Oesterreich abhalten würde, allein den Feldzug zu beginnen, wenn das nemliche Oesterreich vier Jahre früher von Rußland dahin gebracht werden mußte, in ein Bündniß gegen Frankreich zu treten? Dieses hieße den gesunden Menschenverstand beleidigen, überreden zu wollen, daß die Oesterreicher es gewagt hätten, den Krieg zu beginnen, wenn die Russen ihnen bestimmt erklärt hätten, daß sie sogleich mit uns im Felde erscheinen würden, oder wenn sie nur selbst dazu geneigt geschienen, es zu thun. Wenn also die Oesterreicher angefangen haben, so ge-

schah es nur, weil sie wenigstens von einer bewaffneten Neutralität versichert waren, der ähnlich, welche sie selbst nach der Schlacht von Eylau beobachtet hatten. Dieses genau zu wissen war nun dem Kaiser so höchst wichtig, was er jedoch nur zu spät durch die Erfahrung aus den Thatsachen kennen lernte.

Das, was anfing Unruhe zu erregen, war, daß man erfuhr, daß in dem Kriegsrathe, welcher in Wien bei der Rückkehr des Fürsten Schwarzenberg von St. Petersburg gehalten, der Krieg beschlossen worden war, troß aller Einwürfe des Generals Meyer, eines Mitglieds des Rathes, welcher rund heraus erklärte, daß es eine Thorheit wäre, den Krieg gegen Frankreich ohne die Hülfe Rußlands zu führen. Die Meinung des Generals Meyer war zu dieser Zeit von einigem Gewichte, und da man ihr nicht beistimmte, so mußte man noch einige Hoffnungen haben, welche man dem Rathe nicht mitgetheilt hatte.

Der Kaiser schmeichelte sich nach dem, was ihm Herr von Caulaincourt gemeldet, daß Rußland es nicht dabei bewenden lassen würde, die Neutralität zu beobachten, und daß seine Drohungen die Wirkung haben würden, Oesterreich in den Schranken zu halten. Aber die Augen wurden ihm geöffnet, als er durch seinen Gesandten in Wien das erfuhr, was sich bei der Rückkehr des Fürsten Schwarzenberg ereignet hatte. Er faßte rasch seinen Entschluß, d. h. den, nur auf sich zu rechnen, und Alles, was ihm in Tilsit und Erfurt versprochen worden war, beschränkte sich von Seiten Rußlands darauf, daß es friedlich seine Sachen mit seinen Feinden ausmachte, und uns die Sorgen überließ, sich mit den unsrigen zu setzen, indem es ohne Zweifel voraussetzte, daß das uns eine große Gnade erweisen hieße,

wenn es sich denselben nicht gar anschloß. Ich habe nie den Kaiser so ruhig gesehen, als da er diese Umstände erfuhr. Er sagte: „Wir wollen sehen, ob Rußland eine Macht ist, und ob es für mich so auftreten wird, wie es das für die Oesterreicher im Jahre 1805 gethan hat. Ich bin sein Bundesgenosse; man greift mich an; ich fordere seine Hülfe auf; wir werden sehen, wie ich werde unterstützt werden.“

Er beklagte sich über die Art, auf welche er bedient wurde, und er hatte wohl einige Ursache dazu; aber es war keine Zeit zu verlieren, um sich in gehörigen Stand zu setzen; er verlangte aufs eiligste die Contingente der Bundesfürsten; diese Truppen mußten den größten Theil seines Heeres bilden. Er ertheilte seine Befehle in Italien, indem er zu gleicher Zeit Alles in Frankreich vorbereitete, was noch vor seiner Abreise geschehen, und nach derselben ausgeführt werden mußte.

Diese unnützen Zurüstungen von Seiten Oesterreichs waren ein Todesschlag für die öffentliche Meinung. Man sah sich von Neuem in Kriege ohne Ende verwickelt, und da die Sitzung des gesetzgebenden Corps geendet war, konnte man sich nicht dieses Mittels bedienen, um die Geister über dieses Ereigniß aufzuklären und die Unruhe zu stillen, welche dieser unerwartete Krieg verursachte. Wenn die öffentliche Meinung in Frankreich nicht geleitet wird, so schweift sie umher und wird das Spiel der Ränke, welche sie zu ihren Anschlägen benutzen. Dieses ereignete sich auch bei dieser Gelegenheit. Da man nicht das Betragen Oesterreichs kennen gelernt hatte, so gab ihm die Abgunst alle Ehre dieses neuen Krieges, dessen Grund man Sorge trug, an die Unternehmung auf Spanien wieder anzuknüpfen.

Der österreichische Gesandte, welcher in Paris geblieben war, von wo er den Entwürfen seines Hofes auf das Beste diente, zeigte sich höchst geschäftig, von einer ihm so günstigen Neigung der öffentlichen Meinung Nutzen zu ziehen, indem er die Mittel anwandte, von denen ich oben gesprochen habe, um den Glauben zu erregen, daß Oesterreich sich nur der Sache Spaniens weihe, welche die aller Mächte wäre. Er hatte es auf die Art verbreitet, daß er es durch den Polizeiminister selbst wiederholen ließ, den er zu umstricken gewußt hatte. Es sind mir selbst in dem Polizeiministerium außerordentliche Dinge bei dieser Gelegenheit berichtet worden, welche mir, wie mehreren andern bewiesen haben, daß Herr Fouché nur Menschen überredet hat, die als leichtgläubig anerkannt waren, und daß er immer durch ein wenig heller Sehende getäuscht worden ist, die er zu betrügen geglaubt hat. Er fügte dem Kaiser in diesem Jahre einen merklichen Schaden zu, indem er diese Meinung aufkommen ließ, welche keinen andern Zweck hatte, als denselben bei dem Volke verhaßt zu machen, anstatt ihr entgegen zu arbeiten, sie aufzuklären, oder wenigstens die Wirkungen derselben zu bekämpfen.

Dieses wäre ihm um so leichter gewesen, da der Krieg, welchen Oesterreich anhub, nicht die Unternehmung Frankreichs auf Spanien zum Grunde hatte; sondern es schöpfte im Gegentheil aus dieser Unternehmung, in welche es die ganze französische Armee verwickelt wußte, die Hoffnung auf Erfolge, die es zu erringen sich schmeichelte, und vermittelst deren es seinen Angriff gerechtfertigt haben würde.

Man muß wenigstens billiger Weise bemerken,

daß, was man auch hätte sagen oder thun wollen, man die Gemüther nicht besänftigt, noch diese Gunst der Meinung zurückgeführt haben würde, die der Kaiser nach dem Frieden von Tilsit genoß. Man hatte zu dieser Zeit einen Frieden erhalten, welcher so viele Opfer gekostet hatte, daß man sich nicht an den Gedanken gewöhnen konnte, so schnell die Hoffnungen schwinden zu sehen, welche sich an denselben schon angeknüpft hatten. Man hatte nur noch den Krieg mit England, und man konnte nicht begreifen, daß man über Madrid gehen mußte, um dahin zu gelangen, auch einen Frieden mit diesem Lande zu schließen. Man wußte nicht, daß die spanische Angelegenheit durch ein besonderes Zusammentreffen von Ereignissen eine andere Wendung genommen hatte, als die, welche man ihr anfangs geben wollte, wenn die Dinge so geführt worden wären, wie sie es seyn mußten, und man verzieh es nicht, daß ein wohl überlegter und vorbereiteter Entwurf zur Folge gehabt hatte, Alles in Ungewißheit zu setzen, was nach dem Vertrage von Tilsit unveränderlich fest bestimmt worden zu seyn schien.

Wenn man glücklich gewesen wäre, so würde Alles auf das Beste eingerichtet gewesen seyn; man war es nicht, demnach wurde Alles getadelt. Ich wiederhole hier nicht Alles, was über diesen Gegenstand gesagt worden ist. Der größte Theil der Personen, welche über Geschäfte sprachen, redeten darüber unvernünftig. Es wird hinreichen, zu sagen, daß wir nach dem Frieden von Tilsit nur noch mit England Frieden zu schließen hatten, und daß wir achtzehn Monate später den Krieg mit Spanien und Oesterreich noch obendrein hatten, was für die en=

glische Politik dasselbe war, als wenn wir ihn noch fortdauernd mit Rußland und Preußen gehabt hätten; und Alles wohl betrachtet, war diese Lage weit unvortheilhafter für uns, als wenn wir den Krieg fortgesetzt hätten, anstatt den Frieden zu Tilsit zu schließen, weil unsere beiden Gegner damals erschöpft waren, indeß diese beiden neuen in sehr gutem Stande, frisch und gerüstet waren. In der That für das Volk in Frankreich war es dasselbe, d. h. neue Conscriptionen und andere öffentliche Lasten, welche immerfort von der Glückseligkeit und dem Wachsthume der andern Nationalvortheile, welche so ermuthigend waren, abstachen. Es fanden sich tausend, gute Vernunftschlüsse zu machen, um den Nationalgeist zu unterhalten, ihn zu verhindern, sich zu verschlimmern und sich der Muthlosigkeit zu überlassen, wie dieses geschah.

Man brauchte nur die Dinge zu berichten, wie sie sich ereignet hatten; man konnte nichts dabei verlieren, und vielleicht hätte man dagegen noch gewonnen; aber, indem man eigensinnig stille schwieg, ließ man dem üblen Willen freies Feld, der allmählig von dem Kaiser das Nationalinteresse absonderte. Er täuschte sich darüber nicht, er sah wohl den Unterschied seiner gegenwärtigen Lage von der bei Tilsit, und er hätte sich wohl gern noch in dieser Lage gesehen: allein Alles dieses hing nicht von ihm ab, und er mußte nur darauf denken, nicht das Opfer seiner Feinde, noch des Vertrauens zu werden, welches er in Bundesgenossen gesetzt hatte, auf deren Anhänglichkeit er bis dahin gerechnet hatte. Er mußte über diesen letzten Punkt beruhigt werden. Es schien als wenn ein geheimes Gefühl ihm sagte, daß er

nicht gar viel davon hoffen dürfe. Er beschäftigte sich jedoch sehr gern mit dem Gedanken, daß dieser Umstand das Bündniß zwischen ihm und dem Kaiser von Rußland enger ziehen würde.

Eines Tages, als ich die Ehre hatte, allein mit ihm in seinem Wagen zu seyn, sagte er mir: „Es scheint, daß es sich mit Rußland gut anläßt*); sie lassen funfzig tausend Mann nach Polen marschiren, um mich zu unterstützen; das ist schon etwas, aber ich rechne auf mehr.“ Ich antwortete ihm: „Also leistet uns Rußland fast eben so viel als Baiern. Sicherlich diese funfzig tausend Mann werden die Oesterreicher im Beginnen nicht hindern**); es steckt mehr dahinter, sagte ich, ich glaube, daß, wenn sie nur diese Anzahl geben, diese Armee nichts unternehmen wird, und ich wäre nicht erstaunt, wenn dieses vorher verabredet worden wäre, weil es gar zu lächerlich ist, da sie im Jahre 1805 mehr als zwei hundert tausend Mann gegen uns aufgestellt haben.“

Der Kaiser antwortete mir: „Auch rechne ich mehr auf mich als auf sie.“

Es war jedoch gar ärgerlich, gezwungen zu seyn, sich so traurigen Gedanken zu überlassen, nachdem man seinen Feind im Jahre 1807 auf Gnade und Ungnade hatte, und ihm weiter keine Bedingung auferlegt hatte, als die sein Freund zu werden. Man möge sich daran erinnern, was Alles der Kaiser thun konnte, anstatt den Frieden zu Tilsit zu schließen.

---

*) Er hatte einen zweiten Curier von St. Petersburg erhalten.

**) Ein Corps von funfzig tausend Mann war nicht im Stande angreifend zu verfahren; und daher wäre es nur unaufhörlich in einer beobachtenden Stellung geblieben.

Man wird Alles sehen, was ihm das gekostet hat, daß er großmüthig gegen seine Feinde gewesen ist. Rußland hatte eine Armee in Finnland beschäftigt gegen die Schweden; aber die Schweden bedrohten keineswegs Petersburg. Es hatte eine andere Armee in der Moldau gegen die Türken; diese waren auch weit entfernt angreifend zu verfahren, und selbst vorausgesetzt, daß sie es hätten thun wollen, so können die türkischen Heere nie für eine europäische Armee gefährlich werden, wenn sie anhaltende Märsche zu machen haben. Trotz Allen diesem mußte Rußland noch mehr leisten, als es gethan hat, um seinem Bündnisse mit uns nachzukommen. Es konnte mehr Soldaten ausheben; es hat es wohl gewußt zu thun jedes Mal, wo es ihm nothwendig geworden ist. Diese Anzeichen blos hätten hingereicht, um die Oesterreicher aufzuhalten, und uns die Zeit zu verschaffen, die spanischen Angelegenheiten kraftvoll zu betreiben. Aber man mußte dem entsagen. Der Kaiser beschränkte seine Verhaltungsbefehle in diesem Lande darauf, die Belagerung von Saragossa und der festen Plätze in Catolonien fortzusetzen, Castilien zu beruhigen, aber nicht in den Süden jenseits der Provinz la Mancha einzudringen. Er empfing am Ende des Februars die Nachricht von der Uebergabe von Saragossa nach einer Vertheidigung, dergleichen die Geschichte wenige Beispiele darbietet. Es verging nicht ein Tag, andem er nicht einige neue Anstalten traf, um die Armee zu vermehren, welche er nach Deutschland führen sollte, und die nur noch erst auf dem Papiere existirte.

Fünftes Kapitel.

Abruf der Franzosen, welche im Auslande dienen. — Gründe zu dieser Maßregel. — Stellung der Armee. — Verschiedene Maßregeln. — Der Kaiser geht über den Rhein. — Der Forstmeister und seine Tochter. — Ankunft bei der Armee. — Gefährliche Stellung Davout's. — Berthier. — Sendung, welche ich erhalte. — Es gelingt mir, durch die feindlichen Vorposten zu dringen. — Vertheidigung von Regensburg. — Der Marschall Davout führt seine Bewegung aus. — Lage, in welcher der Kaiser sich befindet.

Im Märzmonate ließ der Kaiser den Marschall Berthier abreisen, um an der Donau die verschiedenen Contingente der Truppen, welche die Bundesfürsten zu stellen hatten, zu versammeln. Ihn selbst hielten noch einige Geschäfte in Paris zurück.

Zu dieser Zeit ließ er auch eine gesetzliche Maßregel nehmen, um alle geborenen Franzosen, oder diejenigen, welche dieser Nation durch die Vereinigung irgend eines neuen Gebietes angehörten, zu nöthigen, den fremden Kriegsdienst zu verlassen. Der Kaiser bemerkte, daß in Preußen, wie in Rußland und in Oesterreich der größte Theil der talentvollen Offiziere Franzosen waren, und er fand es für unpassend, daß, wenn das Vaterland nicht einen Mitbürger ausstieß, derselbe zu seinen Feinden die Frucht der Erziehung brachte, welche er in den Anstalten seines Landes sich erworben hatte.

Man hat sich gar sehr stark gegen diese Maßregel geäußert, welche sich jedoch nur auf Kriegsmänner erstreckte; die Handels- oder Handwerksleute sind stets Herren gewesen sich hinzubewegen, wo es ihnen gut schien. Er ließ alle Kriegsniederlagen der Regimenter untersuchen, damit man alle Leute abmarschiren ließe, die im Stande waren, den Feldzug mitzumachen, und daß man sie mit der Post nach Straßburg sende. Alles dieses geschah fast ganz seinen Befehlen gemäß; es reisten aus den Kriegsniederlagen die Leute ab; es kamen welche bei der Armee an; aber schon gab es bei der Kriegsverwaltung, sowohl im Innern, als bei der Armee, fast keine von diesen Männern mehr, die von so großen Hülfsmitteln sind, daß sie stets das finden, dessen sie bedürfen. Man hatte sie zerstreut, indem man Eroberungen machte, daß die Armee großen Mangel an Allen dem litt, was den Besorgungen dieser Herren insbesondere anvertraut war. Der Kaiser sah sich gezwungen, selbst daran zu denken, und zu den Entwürfen des Feldherrn die Verlegenheiten des Proviantverwalters hinzuzufügen*). Diese

---

Paris, den 12. April 1809.

An den Fürsten von Neufchatel,

Mein Vetter,

Ich erhalte Ihre Briefe vom 8. Ich finde es sehr lächerlich, daß man Mehl von Metz und von Nancy nach Donauwerth schickt; dieses ist gerade ein Mittel, um nichts zu haben, das Land mit Fuhrleistungen zu erdrücken, und sehr große Ausgaben zu machen. Ich erwartete nicht solche Maßregeln. Es wäre weit einfacher, Märkte in Deutschland, einem so kornreichen Lande, zu halten; man würde in vier und zwanzig Stunden alles Korn und Mehl, welches man nur gewollt

Dinge schienen Kleinigkeiten, aber man lernt oft nur zu sehr einsehen, das dieses ein Hauptpunkt ist.

---

hätte, erhalten haben. Sie melden mir nicht, ob die Bäcker und Ofenbauer, deren Einforderung ich zu Metz, Straßburg und Nancy anbefohlen habe, angelangt sind. Es verdrießt mich, daß Sie mir hierüber nicht geschrieben; dieses ist ein sehr wichtiger Gegenstand. Lassen Sie eine Compagnie baierischer Maurer in München erheben. Ich werde sie auf meine Kosten nehmen; Sie wissen, daß man ihrer nicht zu viele haben kann. Ich habe Ihnen gestern Morgen durch den Telegraphen, zu Mittage durch eine Stafette Nachrichten zukommen lassen; die Schriften, die ich in Händen habe, bestärken mich in dem Gedanken, daß der Feind die Feindseligkeiten am 15. oder 20. anfangen will. Ich vermuthe, daß der Herzog von Rivoli den 15. am Lech in Landsberg oder Augsburg ankommen wird. Ich möchte gern bald bestimmt den Tag erfahren, an welchem der Herzog von Auerstädt in Regensburg mit seiner Armee anlangen wird, wann die leichte Cavalerie des Generals Montbrun und die schwere des Generals Nansouty zwischen Regensburg, München und dem Lech seyn wird, um sich an dem Lech aufstellen zu können, wenn der Feind angreifen sollte, ehe wir bereit wären. So möchte ich Sie auch gern in Augsburg wissen. Ich setze voraus, daß, ohne sich bei den genommenen Maßregeln aufzuhalten, der Commissär, den ich gesandt habe, zu Donauwerth die Ankäufe gemacht, oder das Korn und nöthige Mehl wird eingefordert haben. Ich habe nach Innspruck meinen Ordonnanzoffizier Constantin gesendet; schicken Sie ihm einen Curier zu, damit er Ihnen den Reisemarsch der viertausend Mann gebe, welche aus Italien durch Tyrol ankommen, und Nachrichten von dem, was der Feind auf dieser Seite beginnt. Geben Sie dem General Moulin, der in Straßburg ist, Befehl, sich nach Augsburg zu begeben, um den Oberbefehl über die Stadt zu übernehmen.

Worauf u. s. w.

N. S. Ich bitte Sie, Daru wohl anzuempfehlen, daß meine Absicht ist, nichts von allen dem aus Frankreich zu beziehen, was man sich in Deutschland verschaffen kann; daß man nicht im Gefolge der Armee einen Haufen von Bettdecken, Ma-

Der Kaiser wollte nichts von den Bemerkungen hören, welche man ihm darüber machte, und übrigens hatte er auch kein Mittel dem abzuhelfen; er war unvorbereitet überfallen, und wenn er nicht selbst zugegen gewesen wäre, so hätte man niemals eine Armee aus den Hülfsquellen gezogen, welche er hatte. Der Zeitpunkt sie anzuwenden zeigte sich weit früher, als es nöthig gewesen wäre. Es muß hier vorher erwähnt werden, daß das einzige französische Corps, das wir damals in Deutschland hatten, das des Marschalls Davout war, welches man aus dem Herzogthum Warschau (wo es geblieben war) hatte kommen lassen, durch Sachsen und die neutralen und Bundesländer, bis an die Ufer der Donau nach Regensburg. Die aus Frankreich kommenden Truppen bildeten die Corps des Marschalls Massena und des Generals Oudinot. Die Baiern gaben drei schöne Divisionen; die Würtemberger eine sehr starke; desgleichen die Badner, und der Rest der Truppen der kleinen Staaten bildeten eine andere Division. —

Die Befehle, welche der Kaiser dem Fürsten von Neufchatel gegeben hatte, als er ihn zur Armee sandte, waren folgende:

Wenn die Feinde nichts unternehmen, werden Sie die Truppen in ihren Stellungen bis zu meiner Ankunft lassen; wenn sie aber die Feindseligkei-

---

tratzen, Wäsche schleppen solle, was ungeheure Kosten herbeiführt, und bewirkt, daß einem Alles fehlt, indeß man mit dem Gelde, welches man in München, in Augsburg anwenden kann, und überall, wo wir seyn werden, überflüssig mit Allem uns versorgt sehen werden. —

Napoleon.

ten beginnen, so werden Sie die Armee rasch hinter dem Lech*) vereinigen."

Paris, den 10. April 1809. am Mittage.
Dem Fürsten von Neufchatel.

Mein Vetter,

*) Ich habe Ihnen durch den Telegraphen beiliegende Depesche zukommen lassen. Aufgefangene Depeschen, die an den Herrn von Metternich von seinem Hofe gerichtet worden, und dessen Forderung um seine Reisepässe lassen genugsam erkennen, daß Oesterreich die Feindseligkeiten beginnen will, wenn es sie nicht schon angefangen hat. Ich finde für gut, daß der Herzog von Rivoli sich mit seinem Corps nach Augsburg begebe, so wie die Würtemberger ebenfalls dahin, und daß Sie sich persönlich auch dort einfinden. Auf diese Art werden Sie in kurzer Zeit eine Menge Truppen in Augsburg versammelt haben. Theilen Sie diese Nachricht dem Herzoge von Danzig mit. Die Division von St. Hilaire, die Divisionen Nansouty und Montbrun müssen seit dem 6. in Regensburg seyn, der Herzog von Auerstädt muß sein Hauptquartier in Nürnberg haben. Benachrichtigen Sie denselben, daß alles darauf hinweiset zu glauben, daß die Oesterreicher den Angriff beginnen werden, und daß, wenn sie vor dem 15. angreifen, Alles sich an den Lech ziehen soll. Sie werden dieses Alles dem Könige von Baiern im Vertrauen mittheilen. — Schreiben Sie dem Fürsten von Ponte-Corvo, daß Oesterreich angreifen will, daß, wenn es dasselbe noch nicht gethan hat, die Sprache und die Depeschen des Herrn von Metternich schließen lassen, daß Alles dieses sehr nahe bevorstehend ist; daß es zweckmäßig seyn würde, wenn der König von Sachsen sich in eines seiner Landhäuser auf der Seite von Leipzig zurückzöge. — Benachrichtigen Sie den General Dupas, damit er sich nicht ausgesetzt finde, und damit er sich, wenn der Feind angriffe, ehe seine Bewegung beendigt sey, auf Augsburg zusammenziehe. Da die Oesterreicher sehr langsam sind, so wäre es möglich, daß sie nicht vor dem 15. angriffen; alsdann wäre es aufzuschieben, denn ich selbst will abreisen. Auf alle Fälle wäre es nicht übel, wenn der Baierische Hof sich bereit hält, eine Reise nach

Er war in einer vollkommenen Sorglosigkeit zu Paris, als er einen Courier von dem Könige von Baiern erhielt, der ihm anzeigte, daß die Oesterreicher über den Inn gegangen wären (dem Flusse, welcher Oesterreich von Baiern scheidet), indem sie jedoch eine Erklärung bekannt gemacht haben, in welcher sie ankündigen, daß sie in Baiern einrückten und auch, wie ich glaube, einige unserer Truppen, welche sich dort befinden, aufgefordert hatten, sich zurückzuziehen.

Der Kaiser war ruhig, obgleich diese Erklärung ein wenig zu früh kam. Er fertigte einen Courier nach St. Petersburg ab, um zu benachrichtigen, daß er marschire, und empfahl seinem Gesandten, sich so zu verhalten, daß sein Bündniß mit diesem Lande ihm nicht ohne Nutzen bliebe. Er sandte auch einen nach Italien, damit man sich vorbereite angreifend zu verfahren, aber wie man sehen wird, waren die Oesterreicher dort dem Vicekönige zuvorgekommen,

---

Augsburg zu machen. Wenn der Feind keine Bewegung unternimmt, so werden Sie immerhin die des Herzogs von Rivoli auf Augsburg ausführen können, die der Würtemberger auf Augsburg oder Raïn, je nachdem Sie es dienlich halten werden, und die der leichten Cavalerie und der Divisionen Nansouty und St. Hilaire auf Landshut oder Freisingen, den Ereignissen gemäß. Der Herzog von Auerstädt wird sein Hauptquartier zu Regensburg nehmen und seine Armee sich einen Tagemarsch weit um diese Stadt herum lagern, und dieses auf alle Fälle. Die Baiern werden keine Bewegung machen, wenn der Feind keine beginnt. Was die Division Rouger betrifft, so wird sie sich Donauwerth nähern, wenn sie nicht die Division Dupas erwarten kann.

Napoleon.

der dort unsere Armee befehligte. Nachdem er seine letzten Befehle in Paris ertheilt hatte, reiste der Kaiser den 11. April 1809 ab, und ging, ohne anzuhalten, bis Straßburg, wo er sich einige Rechnungen ablegen ließ, darauf ging er über den Rhein. Er stieg in Kehl ab, um die Festungsarbeiten zu besichtigen, welche er dort ausführen ließ *), und empfahl den Ingenieurs die größte Thätigkeit. Er ging von da durch Rastadt nach Durlach, wo er den Großherzog und die Großherzogin von Baden sprach, welche dorthin gekommen waren, um ihm ihre Huldigungen auf seiner Durchreise darzubringen. Er ruhte sich dort nur zwei Stunden aus, und reiste darauf nach Stuttgard ab. Der König von Würtemberg schickte ihm bis an seine Grenze entgegen, und ließ ihn bis Ludwigsburg, seiner Sommerresidenz geleiten, wo der Würtemberger Hof sich schon eingerichtet hatte. —

Der Kaiser hielt sich dort nur eine Nacht auf; er erfuhr hier, daß der König von Beiern mit seiner ganzen Familie gezwungen worden war, sich aus München zu flüchten, und sich in Dillingen an der Donau befände, und daß die baierischen Truppen gegen Abensberg wären, um sich mit dem Marschall Davout in Verbindung zu setzen, wodurch er zugleich sah, daß derselbe noch in Regensburg sey, denn er hatte ihn von dort schon abgereist geglaubt. Er konnte sich nicht erklären, wie dieser Marschall noch

---

*) Seitdem daß er Beschützer des Rheinbundes geworden war, hatte er von dem Fürsten von Baden das Gebiet erworben, auf welchem die kleine Festung Kehl unter Ludwig dem Vierzehnten erbaut worden war, er ließ sie wieder aufbauen. — Desgleichen ließ er einen Brückenkopf zu Mainz bauen.

dort wäre, oder wie der König von Baiern gezwungen worden wäre, seine Hauptstadt zu verlassen; diese beiden Gedanken standen in keinem Zusammenhange. Das quälte ihn, und er reiste sogleich ab, um sich zu der Armee zu begeben. Der Fürst von Neufchatel hatte sein Hauptquartier zu Donauwarth, wo der Kaiser ihm seinen Standort angewiesen hatte. Nachdem wir von Ludwigsburg abgereist waren, nahmen wir nicht die Straße, welche auf Ulm führt, sondern dieselbe, welche wir im Jahre 1805 eingeschlagen hatten, und wir kamen durch die Gebirge (in welchen der Neckar entspringt) nach Dillingen. Der Kaiser hatte sich von Ludwigsburg an nirgends aufgehalten. Diesen Abend speiste er bei einem Forstbeamten des Königs von Würtemberg, wo der Großmarschall ihm ein Mahl hatte zurichten lassen. Der Kaiser unterhielt sich gern mit den Eigenthümern der Häuser, in welchen man ihn absteigen ließ. Dieser Forstbeamte war ein sehr braver Mann. Der Kaiser richtete viele Fragen über seine Familie an ihn, und er erfuhr, daß er nur eine Tochter in dem Alter, sich verheirathen zu können, habe, daß er aber ohne Vermögen sey. Der Kaiser stattete dieses Frauenzimmer auf eine ihrem Stande angemessene Weise aus, so daß dieser Tag für sie die Hoffnung zu einer glücklichen Zukunft leuchten sah, für welche sie ohne Zweifel stets ihre Dankbarkeit ihrem Wohlthäter weihen wird.

Wir langten die Nacht in Dillingen an, und stiegen bei dem Könige von Baiern ab, der sich schon niedergelegt hatte, da ihm die Ankunft des Kaisers nicht vorher angezeigt worden war. Er stand wieder auf, und sie unterhielten sich wohl eine Stunde

zusammen, darauf reisten wir den Augenblick wieder nach Donauwerth ab. Wir fanden daselbst den Fürsten von Neufchatel; aber kurz darauf sahen wir den Kaiser in einem Zorne, den wir uns nicht erklären konnten; er sagte zu Berthier: „Aber was Sie da angegeben haben, scheint mir so befremdend, daß, wenn Sie nicht mein Freund wären, ich glauben würde, daß Sie mich verrathen; denn zuletzt findet sich Davout in diesem Augenblicke mehr zur Verfügung des Erzherzogs Carl, als zu der meinigen."

Dieses war in der That war; der Fürst von Neufchatel hatte die Anordnungen des Kaisers auf eine ganz besondere Weise gedeutet, die uns beinahe ein großes Unheil gleich bei dem Anfange des Feldzuges zugebracht hätte.

Man erinnere sich, daß der Kaiser ihm in diesen Ausdrücken geschrieben hatte: „Wenn die Feinde die Feindseligkejten anfangen, werden Sie die Armee hinter dem Lech versammeln."

Der Fürst aber hatte den Uebergang über den Inn nicht für einen Anfang der Feindseligkeiten genommen, so wie den über die Isar, und die Besetzung der Hälfte Baierns von den Oesterreichern (in Wahrhit war nicht ein Kanonenschuß abgefeuert worden), so daß er das Corps des Marschalls Davout in Regensburg und die Baiern in Abensberg gelassen hatte.

Der Kaiser reiste sogleich nach Neuburg ab, indem er schon ein trauriges Ereigniß weissagte. Er kam durch Raïn, wo er einen Brückenkopf am Lech erbauen ließ, und wo sich die Contingente mehrerer

deutscher Fürsten versammelten; er hielt einen Augenblick dort an, um zu sehen, in welchem Zustande er wäre, und setzte darauf seine Reise bis Neuburg fort, wo er zu gleicher Zeit mit den Kürassierdivisionen ankam, die auch in Deutschland geblieben waren. Den Abend empfing er von dem Marschall Lefevre (dem er den Oberbefehl über die Baiern aufgetragen hatte) die Nachricht, daß die Verbindung zwischen ihm und dem Marschall Davout unterbrochen wäre; daß eben bei ihm ein Husarenoffizier mit einem Pikete angelangt wäre, welchen der Marschall hinter Regensburg hatte abschneiden lassen. Dieser Offizier, der mit seinem Pikete auf der Landstraße kommen wollte, war lebhaft durch die österreichische leichte Reiterei bis an die Thore von Abensberg verfolgt worden. Dieser Bericht versetzte den Kaiser in die lebhafteste Unruhe; er ließ mich rufen und ertheilte mir folgenden Befehl: „Lesen Sie diesen Bericht von Lefevre, den ich eben erhalte. Sie müssen, koste es was es wolle, ein Mittel finden, zu dem Marschall Davout durchzudringen, den Berthier in Regensburg gelassen hat; dieß nun ist, was ich wünsche, daß er thue, aber das dem unterworfen ist, was sich um ihn herum zuträgt, wovon ich nicht genug sichere Nachrichten habe, um einen bestimmten Befehl zu ertheilen. Wenn er seine Stellung von Regensburg behaupten kann, indem er in Verbindung mit mir bleibt, bis daß Messena, Oudinot und die übrigen Bundestruppen zu mir gestoßen sind, so wäre dieses ein großer Vortheil, weil er, indem er Regensburg behauptet, die Vereinigung des österreichischen Corps, welches in Böhmen ist (unter der Anführung des

Generals Kleinau*) mit der Armee des Herzogs Karl verhindert, und mir dadurch eine doppelte Kraft gibt, um diesen zu schlagen, besonders wenn, wie ich es hoffe, es mir gelingt ihm, seinen Rückzug auf den Inn abzuschneiden; dieses würde das Beste seyn. Aber ich glaube nicht, daß Davout mich erwarten kann; er wird angegriffen werden, ehe ich ihm zur Hülfe werde kommen können: dieses macht mich sehr besorgt. Wenn er Regensburg behaupten kann, so wäre das von der höchsten Wichtigkeit auf den Fortgang des Feldzuges, wenn er es nicht kann, so möge er die Brücke abbrechen, der Art, daß man sie nicht wieder herstellen kann und daß er sich dann mit mir in Verbindung setze; auf diese Weise wird die Vereinigung des Generals Kleinau mit dem Erzherzoge nicht statt finden, und wir werden dann hernach sehen; aber er möge sich wohl hüten etwas zu wagen, noch sich in ein Gefecht einzulassen, ehe er sich mit mir vereinigt hat."

Der Kaiser war in Neuburg, als er mich abfertigte. Ich reiste sogleich ab, und erreichte über Ingolstadt das Hauptquartier des Marschalls Lefevre, wo sich auch das des Erbprinzen von Baiern befand, welcher eine Abtheilung von dem Heere seines Vaters befehligte. Ich verlangte von dem Marschall ein Geleite nach Regensburg, und zur Antwort führte er mich vor Abensberg, und zeigte mir in der That die österreichischen Posten, welche sich einen Kanonenschuß weit von Abensberg auf dem Wege von Regensburg aufgestellt hatten. Nichts desto weniger leitete ich es der Art ein, daß ich mit Hülfe eines

*) Dieses Kleinauische Corps enthielt vierzig tausend Mann.

Scharmützels, das der Erbprinz von Baiern anheben ließ, und mit einem Trupp von funfzig leichten Reitern seines eigenen Regiments, welche mir als Geleite dienen sollten, mich zur Linken in die Gefolge warf, welche das Ufer der Donau begrenzen. Ich ließ dort die Pferde einen Augenblick Athem schöpfen, und indem ich mich der Führung eines der leichten baierischen Reiter überließ, der aus der Gegend gebürtig war, führte er mich genau bis an den Anfang der Ebene, die sich an dem Ufer der Donau befindet, zwischen dem Gefolge, das wir eben durchschnitten hatten, und dem Flecken Abbach genannt, auf der Landstraße zwei deutsche Meilen von Regensburg.

Ehe wir aus dem Gefolge heraustraten, hörte ich ein Geplänkel, welches mir Besorgniß einflößte über das, was mir auf der andern Seite begegnen würde. Wirklich kam einer der leichten Reiter, den ich vorausgeschickt hatte, mit der Nachricht zurück, daß man Cavaleriepikets sehe, die in der Ebene vor Abbach plänkelten. Ich eilte hin, und sah Truppen gegen einander im Kampfe, ohne unterscheiden zu können, welche die unsrigen seyn könnten. Ich wartete in dieser Ungewißheit wohl eine gute halbe Stunde, daß das Scharmützel mich von irgend etwas belehre, und in der That sah ich aus Abbach weiß gekleidete Husaren hervorbrechen. Da die Oesterreicher keine der Art gekleidete hatten, so urtheilte ich, daß es nur Leute von unserm fünften Regimente seyn könnten, welche ich bei den Corps des Marschalls Davout wußte.

Ich eilte auf sie zu, und hatte mich nicht betrogen; aber sie wußten nichts von dem Marschall

Davout, so daß ich genöthigt war, nach Regensburg zu gehen. Ich fand dort das 65. Infanterieregiment, das von dem Obristen Coutard befehligt war, einem Manne vom höchsten Verdienste, wie man darüber wird urtheilen können.

Er benachrichtigte mich, daß der Marschall Davout den Morgen mit der ganzen Armee abgereist wäre auf die Nachricht einer Bewegurg des Erzherzogs Karl, der dahin strebte, ihn von seiner Rechten zu umgehen; daß man sich bemüht hätte, die Brücke zu zertrümmern, daß sie aber ein unzerstörbares Mauerwerk wäre *); daß man den Gedanken daran hätte aufgeben müssen, so daß der Marschall Davout, der sich fürchtete, diesen Uebergang dem österreichischen Corps des Herrn von Kleinau zu überliefern, der ihn sogleich würde angegriffen haben, nur diesen Obristen mit seinem Regimente gelassen hatte, bloß um die Brücke zu vertheidigen.

Die ganze Stadt ist auf dem rechten Ufer; sie ist von einem guten Graben und einer Mauer nach römischer Art umgeben, aber von einer viel zu weiten Ausdehnung, um von einem einzigen Regimente vertheigt werden zu können. Ferner, da die Armee auf dem rechten Ufer der Donau manövrirte, so schien es nicht, daß von dieser Seite her die Gefahr drohte.

---

*) Die Regensburger Brücke ist die einzige steinerne, welche über der Donau von Ulm an, wo der Fluß unbeträchtlich ist, bis an das Meer existirt. Diese Brücke ist ein Werk der Römer. Sie ist aus Sand- und dünnen Ziegelsteinen erbaut und durch einen Mörtel aus Porzelanerde verbunden; dieses Denkmal ist sicher vor jeder Zerstörung.

Dieser Obriste hatte bewundernswerthe Veranstaltungen getroffen, um seine Brücke zu vertheidigen, und um sein Regiment auf die möglichst vortheilhafteste Art anzuwenden. Ich blieb zwei Stunden bei ihm, um ihm die Absichten des Kaisers auseinander zu setzen, deren Vollstrecker er wurde, weil der Marschall Davout sie von dem benachrichtigt hatte, was sein Armeecorps betraf. Man fing an, den Kanonendonner von weitem in der Landschaft zu hören; ich nahm meine Richtung auf ihn zu, und fand auch bald den Marschall Davout, der mit seinem Armeecorps gegen das ganze Heer des Erzherzogs Karl stritt. Des Treffen wurde auf der Abbacher Höhe geliefert, eine Stunde rechts von dem Wege ab, wenn man von Abbach nach Regensburg geht, ich glaube, daß das Dorf Tannerberg heißt. Ich traf ihn auf dem Schlachtfelde, in dem Augenblicke, wo er einen Vortheil errang, und ich brachte ihm die Nachricht von der Ankunft des Kaisers bei der Armee, und unterrichtete ihn zugleich von dem, was mir an ihm aufgetragen worden war; er hatte schon dergestalt manöuvriret, als wenn er es schon vorher gewußt hätte. In Wahrheit, da er die Ankunft des Kaisers nicht erfahren hatte, so war er nicht Willens, eine Bewegung auf seiner Rechten zu machen; sondern er beabsichtigte im Gegentheil, sich nicht zu weit von Regensburg zu entfernen, wohl auch, um Hülfe den Truppen zu leisten, welche er dort gelassen hatte, um die Vereinigung des Generals Kleinau mit dem Erzherzoge Karl zu hindern.

Der Kaiser wollte aber noch einen Nutzen aus

dem nemlichen Armeecorps ziehen; daher traf der Marschall Davout sogleich seine Verfügungen. Er schickte zuerst Infanteriepatronen dem Regimente, welches in Regensburg war. Unglücklicher Weise war die Straße schon unterbrochen, und dieser Pulvervorrath wurde vom Feinde aufgefangen. Dieser kleine Zufall, der nur eine Kleinigkeit schien, hatte sehr unglückliche Folgen, wie man es sehen wird.

Der Marschall Davout ließ seine Armee auf seiner rechten Flanke marschiren, indem er an seiner Spitze die beiden Divisionen Morand und Gudin mit einer Kürassierdivision stellte, und setzte sich noch an diesem Abende in Verbindung mit den Baiern, indem er seine Stellung einen Kanonenschuß weit von Abensberg nahm. Ich war mit meinem Trupp baierischer leichter Reiter auf demselben Wege zurückgekehrt, den ich den Morgen genommen hatte, und aus dem Quartier des Marschalls Lefevre langte ich noch in der Nacht bei dem Kaiser in Ingolstadt an. Er hatte sich auf eine hölzerne Bank niedergelegt, die Füße nahe bei einem Ofen, in welchem Feuer brannte, und den Kopf auf einem Soldatentornister, und an seiner Seite war eine Landcharte ausgebreitet. Blos der Marschall Duroc war bei ihm in demselben Zimmer.

Der Kaiser erwartete mit Ungeduld Nachrichten von dem Marschall Davout. Er hatte alle Arten von Berichten über die Kanonade erhalten, welche man den ganzen Vormittag gehört hatte, und glaubte nicht, daß ich würde zu ihm gelangen können.

Er schalt mich anfangs über mein, wie er sagte, thörichtes Unternehmen, allein kurz und gut er war

sehr froh, Nachrichten von dem Marschall Davout zu haben, so daß ich kaum geendigt hatte ihm das zu sagen, was ich gesehen hatte, als er auch zu Pferde stieg, und im Galop mitten durch alle Bundestruppen ritt, und selbst nach Abensberg kam.

Sechstes Kapitel.

Die Armee ergreift die Waffen. — Der Erbprinz von Baiern. — Eintheilung der österreichischen Streitkräfte. — Treffen von Abensberg. — Einnahme von Landshut. — Schlacht von Eckmühl. — Massena. — Einnahme von Regensburg. — Dem Prinzen Carl gelingt es zu entschlüpfen.

Meiner Gewohnheit gemäß fing der Kaiser an, die Feldwachten der Truppen zu besuchen, in denen er insgesammt bald gesehen und erkannt wurde; so daß der Soldat keinen Zweifel mehr über den Feldzug sagte. Er ließ darauf die baierische Armee die Waffen ergreifen, und stellte sie vor Abensberg auf. Er war nur von baierischen Offizieren und Truppen geleitet und begleitet; der Erbprinz von Baiern war in diesem Augenblicke ihm zur Seite. Der Kaiser klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Vortrefflich mein Prinz, so muß man König von Baiern seyn, wenn an Sie die Reihe kommen wird, und diese Herren werden Ihnen stets folgen; sonst, wenn Sie zu Hause bleiben, wird jeder sich niederlegen; alsdann, lebe wohl Staat und Ruhm.“

Die baierischen Offiziere, welche französisch sprachen, wiederholten es auf deutsch, und diese Worte gingen von Mund zu Mund unter den baierischen Soldaten, welche, wie die anderer Nationen, gar wohl über die Wahrheit urtheilen.

Die beiden Divisionen Gudin und Morand waren gerüstet, der Kaiser machte aus ihnen für den Augenblick ein Armeecorps, dessen Oberbefehl er dem Marschall Lannes übertrug, welcher den letzten oder vorletzten Abend von Saragossa angekommen war. Er fügte zu diesem Corps eine Brigade reitender Jäger mit der Kürassierdivision des Generals St. Sulpice hinzu. Die Baiern, d. h. zwei Divisionen, die des Erbprinzen und die des Generals Deroy, marschirten mit dem Marschall Lefevre, im Gefolge des übrigen Theils des Corps des Marschalls Davout, welcher noch die beiden Divisionen St. Hilaire und Friant bei sich hatte.

Die baierische Division des Generals Wrede, die mehr zur Rechten war, folgte der Richtung des Corps des Marschalls Lannes. An diesem Tage fing auch der Kaiser die Manöuver an, die von einem so glänzenden Erfolge gekrönt wurden.

Die Oesterreicher hatten den Feldzug mit vier Heeren eröffnet; nemlich: eins in Italien unter dem Erzherzoge Johann; eins in Galizien unter dem Erzherzoge Ferdinand; eins in Böhmen unter dem Herrn von Kleinau; die Hauptarmee unter dem Erzherzoge Karl in Baiern, und ein kleines Corps, das abgesendet worden, um den Aufstand in Tyrol zu unterstützen, wurde von Herrn von Bellegarde angeführt.

Die Hauptarmee unter dem Erzherzoge Karl hatte ihre Operationslinie über Wien, Wels, Braunau genommen, und war bei Landshut über die Isar gegangen, von wo sie ein ziemlich starkes Corps auf Abensberg geworfen hatte, darauf hatte sie die Straße von Regensburg mit allen ihren Streitkräften ein-

geschlagen, um dort den Marschall Davout anzugreifen. Im Gefolge der Armee des Erzherzogs befand sich die Grenadierreserve, die von dem Fürsten von Lichtenstein angeführt wurde, ferner das Brükkengeräthe u. s. w.

Unabhängig von den regulären Truppen hatte man die Landwehr erhoben und gerüstet, was ihnen eine bedeutende Truppenanzahl gab.

Die Bewegung des Erzherzogs auf Regensburg hatte zum Endzweck gehabt, das Corps aus Böhmen an sich zu ziehen, und vermittelst dessen, daß er die Stadt besetzt hätte, welche die Brücke deckt, hätten sich alle Ereignisse des Feldzugs um diese Stadt herum zugetragen, durch deren Besatzung er Wien gedeckt haben würde. Während der Erzherzog an der Ausführung dieses Theiles seines Operationsplans arbeitete, ließ der Kaiser auf das Corps einbrechen, das von Landshut auf Abensberg gekommen war; es wurde geworfen, und in eine vollständige Flucht gebracht; die Nacht allein verhinderte, daß es nicht an diesem Tage gänzlich gefangen genommen wurde. Man fing den andern Morgen sehr frühe wieder an, den Feind zu verfolgen und man drang mit ihm zusammen in Landshut ein. Er wollte dessen Brücke vertheidigen, es entspann sich ein heftiges Flintenfeuer von einem Ufer zu dem andern, und wir würden unfehlbar die Isarbrücke verbrennen gesehen haben, wenn der General Mouton, Adjutant des Kaisers, sie nicht mit Gewalt vermittelst eines Bataillons des 57. Regiments erobert hätte.

Man nahm in Landshut Gepäck und Geschütz in unendlicher Menge, Schiffsbrücken, mit einem Worte, ein ungeheures Material.

Wir erfuhren aber dort, daß die ganze Grenadierreserve unter den Befehlen des Fürsten von Lichtenstein zwei Tage vorher von Landshut nach Regensburg abgegangen wäre, so daß das ganze Heer des Erzherzogs Karl sich vereinigt und im Stande fand etwas zu unternehmen. Da es bedeutend stärker als das des Marschalls Davout war, so befand sich dieser in einer drohenden Gefahr. Der Kaiser wurde glücklicher Weise in Landshut von dem Marschall Massena *) verstärkt, dem er diese schmeichelhaften

Donauwerth den 18. April 1809.
Brief Napoleons an den Marschall Massena.
Mein Vetter,

*) Ich erhalte eben Ihren Brief; die Division, welche Sie in Landsberg haben und die vier Regimenter leichter Cavalerie müssen sich bemühen, Aicha zu erreichen, oder wenigstens auf dem Wege von Augsburg nach Aicha leisten, was sie können werden; aber es ist unerläßlich, daß der General Oudinot mit seinem Corps und Ihren drei übrigen Divisionen, ferner, daß Ihre Kürassiere und das, was Sie von anderer Cavalerie haben, in Pfaffenhofen zur Nacht sind. Sie sollen mit einem Worte erfahren, um was es sich handelt. Der Prinz Karl ist mit seiner ganzen Armee gestern von Landshut nach Regensburg aufgebrochen; er hatte drei Armeecorps, die auf achtzig tausend Mann geschätzt werden. Die Baiern haben sich den ganzen Tag mit seinem Vortrab zwischen Siegenburg und der Donau geschlagen. Heute den 18. jedoch geht der Herzog von Auerstädt, der sechzig tausend Mann Franzosen hat, von Regensburg ab und begibt sich nach Neustadt; auf diese Art werden er und die Baiern zusammen gegen den Prinzen Karl handeln. An dem morgenden Tage dem 19. wird Alles, was in Pfaffenhofen von Ihrem Corps angelangt seyn wird, woran sich die Würtemberger, eine Kürassierdivision und Alles was man wird haben können, anschließen werden, dergestalt verfahren, um entweder dem Prinzen Karl in den Rücken zu fallen, oder auf die Colonne von Freisingen und von

Worte geschrieben hatte: Thätigkeit, Thätigkeit, Eile, ich verlasse mich auf Sie. Der

---

Mauburg und zuletzt in die Linie eintreten. Alles läßt vermuthen, daß innerhalb des 18. 19. und 20. alle deutsche Angelegenheiten entschieden seyn werden. Heute den 18. kann das baierische Heer noch fortfahren, sich ohne großen Erfolg zu schlagen, weil sie stets den Platz überlassen, was beunruhiget und um so mehr den Marsch des feindlichen Heeres verzögert. Der Herzog von Auerstädt ist von Allem unterrichtet, und der General Wrede schickt ihm alle Gefangene zu. Heute wäre es möglich, daß man einige Flintenschüsse thäte. Zwischen Regensburg und dem Orte, wo der Prinz Karl stand, waren nur noch neun Stunden. Erst den 19. kann dort etwas vorfallen, und Sie sehen jetzt beim ersten Anblicke ein, daß niemals ein Umstand eine thätigere und raschere Bewegung erfordert hat. Ohne Zweifel kann der Herzog von Auerstädt, der fast sechzig tausend Mann hat, sich streng genommen ehrenvoll aus dieser Angelegenheit ziehen; allein ich halte den Feind für verloren, wenn Oudinot und Ihre drei Divisionen vor Tagesanbruch hervorgebrochen sind, und wenn Sie bei dieser Gelegenheit meinen Truppen die Wichtigkeit dessen, was sie thun müssen, fühlen lassen. Schicken Sie Cavalerieposten recht weit voran. Es scheint, daß die Oesterreicher in München und in dieser Richtung hin ein Corps von zwölf tausend Mann haben. Der Einfluß, den Ihre Bewegung haben kann, ist so groß, daß es möglich ist, daß ich mich selbst an Ihr Corps anschließen werde. Ihre Cavalerie, welche in Wachau war, kann von dort wegziehen und sich an Sie in Pfaffenhofen anschließen. Was den General betrifft, der in Landsberg ist, so bildet er mit seinem Corps unseren Nachtrab, der sechs bis sieben Stunden entfernt bleiben wird. Dieses kann nützlich werden und bringt keinen Nachtheil. Wenn es nöthig seyn sollte, so wird es immer den zweiten oder dritten Tag uns erreicht haben. Endlich können selbst die vier Regimenter leichter Cavalerie auf das späteste übermorgen sich Ihrem Vordertheil angeschlossen haben. —

Ueberdieß bitte ich Gott u. s. w.

Marschall, dessen Eifer durch diese Worte angeregt worden war, hatte seine Bewegung äußerst beschleunigt, und war auf dem Schlachtfelde angelangt, als das Treffen endigte. Er führte sehr junge Soldaten herbei, so auch der General Oudinot; aber doch war dieses immer eine ziemlich kräftige Verstärkung. Beide kamen aus Augsburg.

Die Würtemberger kamen auch an. Der Kaiser hielt sich einen Tag in Landshut auf, indem er überall Nachforschungen anstellte. Er war höchst unwillig darüber, daß er weder seine Sekretäre, noch das Material seines Cabinets erscheinen sah. Er hatte die Strecke von Paris an mit einer solchen Geschwindigkeit zurückgelegt, daß niemand ihm hatte folgen können. Er lebte wie ein Soldat, und hatte kaum Wäsche zum Wechseln. Er bediente sich nur der Reitpferde, welche ihm der König von Baiern geliehen hatte, die seinigen waren noch weit hinten zurück; sie waren nicht einmal in Straßburg angekommen.

Seine Geschicklichkeit, die Oesterreicher zu beurtheilen, war so außerordentlich, daß er immer zur bestimmten Zeit eintraf, wenn er eine Bewegung gegen sie anordnete. Er sah ein, daß keine Zeit zu verlieren war, um auf den Erzherzog Karl loszugehen, der, sobald als er vernommen hätte, daß seine Operationslinie auf Landshut abgeschnitten sey, nichts versäumt hätte, um entweder Regensburg in seine Gewalt zu bekommen, oder um den Marschall Davout zu vernichten. Daher hinterließ er nur ein schwaches Corps, dessen Anführung er dem Marschall Bessières (Herzog von Istrien) übergab, weil die Garde, welche aus Spanien in Eilmärschen kam,

nach wenigen Tagen in Landshut anlangen mußte. Der Marschall Bessières befehligte sie als Haupt vor Landshut heraus, um das österreichische Corps zu beobachten, das von dem General Hiller angeführt wurde und eben aus seiner Stellung vertrieben worden war. Der Kaiser selbst ging mit dem übrigen Theile des Heeres auf der Regensburger Straße den folgenden Tag nach demjenigen, an welchen er von Abensberg nach Landshut abgereist war.

Kurz vorher, ehe wir in Eckmühl anlangten, das von Regensburg fünf Stunden weit abliegt, fanden wir die Vorposten des linken Flügels der Armee des Erzherzogs Karl, welcher an dem Flecken Eckmühl selbst abgelehnt war, und dessen Fronte durch einen kleinen Fluß, die Laber genannt, gedeckt wurde. Der Kaiser nahm sich nur die Zeit, um ihre Stellung zu besichtigen, während man die Truppen aufstellte, je nachdem sie an dem Ufer des Flusses anlangten. Zu derselben Zeit setzte sich der Marschall Davout mit uns in Verbindung, indem er eine Stellung auf der Verlängerung unseres linken Flügels nahm; seit drei Tagen war er in der schrecklichsten Lage gewesen, seit dem Tage, an welchem ich ihm die Befehle des Kaisers überbracht hatte und wo er sich von den Divisionen Gudin und Morand hatte trennen müssen. In der That hatte er den Marschall Lefevre mit den beiden baierischen Divisionen bei sich; derselbe konnte ihm aber von einem Augenblicke zu dem andern entrissen werden.

Man verschwendete nicht seine Zeit mit Manöuvriren, man griff sogleich an, indem man sich auf den linken Flügel der Feinde warf. Sie hatten das Dorf Eckmühl durch vieles Geschütz gedeckt; das

Dorf selbst war mit Infanterie besetzt. Man ließ den Fluß von der Infanterie auf unsrer Rechten überschreiten vermittelst einer Menge von Mühlen und anderer Hüttenwerke, die an dem Ufer des Flusses liegen, und fast alle Mittel bieten, um über denselben hinüberzukommen.

Schon diese Bewegung machte die Infanterie bestürzt, welche in dem Dorfe Eckmühl war, und auch in diesem Augenblicke sandte mich der Kaiser, dem General St. Sulpice dem Befehl zu überbringen, seine Division in Colonnen zu theilen, und den Durchmarsch durch Eckmühl zu erzwingen, so daß er alles österreichische Geschütz wegnehme, welches das Dorf bestrich.

Der General St. Sulpice hatte in einem Raume von zwei hundert Ruthen ein Kanonenfeuer auszuhalten, das ihm einen erschrecklichen Verlust zugezogen hätte, wenn er nicht seine Cavalerie so rasch geführt hätte. Seine erste Schwadron litt gar sehr, jedoch die übrigen nicht im mindesten; er eroberte alles feindliche Geschütz und trieb dessen Cavalerie sehr weit zurück, ohne sie irgend einen Vortheil in dem Verlauf des Tages erringen zu lassen. Der General, der seine erste Brigade anführte, und welcher sich als solcher an der Spitze der Colonne befand, war der General Clement; er hätte dort tausend Mal getödtet werden müssen, er verlor jedoch nur einen Arm. Der Obrist des Kürassierregiments, welches die Spitze der Colonne bildete, war der Herr von Berkheim.

Der Kaiser war sehr zufrieden mit der Kühnheit dieser Bewegung, welche das Hervorbrechen der ganzen Armee durch das Dorf Eckmühl erleichterte.

Der übrige Theil des Nachmittags verging in Manövern, um nach einander in alle die Stellungen zu rücken, welche die Feinde auf ihrem Rückzuge nahmen. Es blieb den Oesterreichern kein Mittel weiter, um eine große Schlacht zu vermeiden, wozu sie der Kaiser bringen wollte, oder auch über die Donau zurückzugehen, wenn sie eine Brücke hatten, was man noch nicht wußte. Man bedrängte sie so scharf, als man konnte, und sogar in die Nacht hinein ließ man sie durch unsere Cavalerie bis in die Ebene von Regensburg verfolgen.

Eine Schlacht war für den folgenden Tag unvermeidlich; wir rechneten darauf, als wir durch die im Verlauf des Tages gemachten Gefangenen erfuhren, daß die Stadt Regensburg seit zwei Tagen durch Capitulation übergegangen, und daß das 65. Regiment gefangen genommen und nach Böhmen abgeführt worden wäre.

Diese Nachricht zerstörte unsere Hoffnung, mochte es nun geschehen, daß der Erzherzog Karl eine Schlacht lieferte, weil er alsdann das Corps des Generals Kleinau zur Hülfe hatte, oder daß er sie nicht liefern wollte, weil er die Regensburger Brücke hatte, um sich zurückzuziehen, und weil, wenn bloß die Stadt vertheidigt werden konnte, sie uns lange würde aufgehalten haben. Wir näherten uns derselben so sehr wir konnten und der Kaiser verlegte sein Hauptquartier an diesem Abende den 22. April (den eilften Tag seit seiner Abreise von Paris) in ein Schloß, wo der Erzherzog Karl das seinige den ganzen Tag gehabt hatte. Er hatte sogar die Absicht, dort diese Nacht noch zuzubringen, erst sehr spät am Nachmittage aufgegeben, denn wir genos=

sen die Speisen, welche für ihn und sein Gefolge bereitet worden waren.

Diese Bewegung ließ uns fürchten, daß er sich zum Rückzuge entschlossen habe. Der Kaiser wollte seiner Gewohnheit gemäß sich nicht eher der Ruhe überlassen, als bis er wußte, wo jede Division seines Heeres nach dem Marsche und den Mühen des Tages sich hatte unterbringen können, und ertheilte Befehl, daß man sich bereit hielte, um den andern Tag bei Sonnenaufgang anzufangen, wenn der Feind noch in seiner Stellung wäre. Da man nicht gar viele Feuer in der Nacht bemerkte, so schloß man, daß sie in Bewegung wären, und wirklich fanden wir den folgenden Tag in der Ebene nur noch ihre Cavalerie mit einigen Geschützstücken; man stürzte auf sie los, ohne sich zu bedenken, und nach zwei Kürassierangriffen hatte man sie so sehr bei der Stadt eingeengt, daß sie nicht alle ihre Kanonen hineinbringen konnten. Sie gaben sie auf, nachdem sie die Pferde von denselben abgespannt hatten, welche sie fortführten, und dann in Eile die Thore schlossen in der Furcht, daß wir nicht mit ihnen in die Stadt eindringen möchten.

Bei diesen beiden Angriffen sahen wir auch, daß sie außer der Regensburger Brücke auch noch eine Schiffbrücke unterhalb der steinernen geschlagen hatten, und auf ihr zog sich die ganze feindliche Cavalerie zurück.

Die Stadt war noch mit Truppen, sowohl Fußvolk als Reiterei, angefüllt, auch wurde sie den ganzen Tag über vertheidigt, und man war gezwungen, unsere Infanteriecolonnen zu erwarten, um den Angriff zu beginnen.

Regensburg ist, wie ich schon gesagt habe,

von einer Mauer umgeben, die an dem oberen Theile einen Gang darbietet; zugleich werden seine Thore von Thürmen bestrichen. Die Oesterreicher hatten Beides mit Infanteriesoldaten besetzt, was die Annäherung zur Mauer gefährlich machte und das Einsprengen der Thore verhinderte. Man sah sich genöthigt, Hülfe in der Anwendung des Geschützes zu suchen. Alles war aber so ermüdet, unter andern auch der Kaiser, daß jedermann einschlief, und welchen Befehl man auch hätte geben wollen, er wäre übel vollstreckt worden.

Man ließ zwölf baierische Geschützstücke so nahe rücken, daß sie in weniger als zwei Stunden eine ganze Wand von der Umfangsmauer der Stadt niedergeworfen hatten.

Siebentes Kapitel.

Angriff von Regensburg. — Der Kaiser wird verwundet. — Angst der Soldaten. — Der Obrist Coutard. — Der Kaiser folgt dem Feinde. — Begebenheiten in Italien. — Der General Cohorn. — Schlacht von Ebersberg. — Schauderhafter Anblick des Schlachtfeldes. — Worte des Kaisers. — Ankunft in St. Pölten.

Der Kaiser erwartete mit Ungeduld seinen Einzug in Regensburg. Er erhob sich von dem Mantel, auf welchem er sich hingestreckt hatte, um den Angriff anzuordnen; er stand neben dem Marschall Lannes und rief den Fürsten von Neufchatel, als eine von der Stadtmauer abgeschossene Kugel ihn an die große Zehe des linken Fußes traf; sie drang zwar nicht durch seinen Stiefel, aber dessenungeachtet machte sie ihm eine sehr schmerzhafte Wunde, indem sie auf dem Nerven war, der durch die Hitze seiner Stiefel angeschwollen war, welche er seit mehreren Tagen nicht ausgezogen hatte.

Ich war gegenwärtig als dieses sich ereignete. Man rief sogleich Herrn Yvan, seinen Wundarzt herbei, welcher ihn vor unseren und aller Soldaten Augen, die zugegen waren, verband; man sagte ihnen wohl an, sich zu entfernen; aber sie nahten nur noch mehr. Dieser Zufall ging von Mund zu Munde; alle Soldaten von der ersten Linie bis zu der dritten

liefen herbei. Es fand einen Augenblick eine große Unordnung statt, welche nur die Folge der Ergebenheit der Truppen für seine Person war; er war gezwungen, sobald er verbunden war, zu Pferde zu steigen, um sich den Truppen zu zeigen. Er litt gar sehr, da er genöthigt war, auf der rechten Seite hinaufzusteigen, indem man ihn unter den Armen unterstützte. Wenn die Kugel, anstatt auf die große Zehe, ihn auf die Fußbiege getroffen hätte, so wäre sie unfehlbar durchgedrungen; das glückliche Gestirn that dieses Mal noch seine Schuldigkeit. Nachdem, nach diesem kleinen Zufalle, die Oeffnung in der Mauer tauglich gefunden war, schickte man sich zum Sturme an. Noch dazu fand man im Grunde des Grabens eine kleine Gartenpforte, welche auch in die Stadt führte; man benutzte diese beiden Wege, man überstieg die beiden Gräben vermittelst vieler Leitern und drang in die Stadt durch die Oeffnung in der Mauer und durch die Gartenpforte ein. Während der ganzen Zeit des Angriffs beschoß das Geschütz auf das heftigste die Theile der Mauer, so wie die Thürme, von wo das österreichische Flintenfeuer aus ging, und die baierische Artillerie zeichnete sich unter andern aus.

Der Angriff gelang vollständig; man drang in Regensburg ein, man bemächtigte sich einer großen Anzahl österreichischer Soldaten, welche noch in den Straßen waren und aller derer, welche die Mauern besetzt hielten, ferner der Reserven, die dazu bestimmt waren, sie zu unterstützen, und die Donaubrücke nicht wieder erreichen konnten. Man ließ sogleich einige Truppen über diesen Fluß gehen, um den Oesterreichern zu folgen; der übrige Theil der

Armee aber machte sich, ohne Zeit zu verlieren, auf den Weg gegen Straubing. Der Kaiser ließ sich in Regensburg nieder, wo er einige Tage blieb, um eine andere Bewegung anzuordnen und der Armee einen Vorsprung zu geben, während sein Fuß heilte. Wir fanden in Regensburg den Obristen des 65. Regiments, der Mittel gefunden hatte, nicht als Gefangener fortgeführt zu werden, und sich in der Stadt bis zu dem Einzuge unserer Truppen verborgen hatte. Er benachrichtigte uns, daß er am Nachmittage des Tages, an welchem der Marschall Davout die Höhen vor der Stadt verlassen hatte, bei der Donaubrücke durch das Corps des Herrn von St. Siran angegriffen worden wäre, welcher vergeblich sich an diesem und dem folgenden Tage angestrengt habe, den Uebergang zu erzwingen, und daß er, der Obrist des 65. Regiments, ihn im Gegentheil zurückgetrieben habe, so daß er ihm acht hundert Gefangene abgenommen habe, daß er aber seinen Pulvervorrath fast gänzlich aufgebrannt; so daß er seinem Regimente die Patronen habe vertheilen lassen, welche sich in den Taschen der Gefangenen und Todten befanden. Nichts desto weniger würde es ihm noch gelungen seyn, die Brücke gegen den General Kleinau zu vertheidigen, wenn nicht die Grenadierreserve unter den Befehlen des Fürsten Johann von Lichtenstein, die von Landshut auf der Straße von Eckmühl ankam, gedroht hätte, die Stadt zu erstürmen, und Alles über die Klinge springen zu lassen, insofern er nicht sich sogleich in eine Capitulation einließe; der Widerstand war unmöglich, er hatte nicht so viel Volk, um ein Viertel der Mauer zu besetzen. Nachdem er auf die Vertheidigung der Brücke so

viele Sorgfalt angewendet hatte, wurde er gezwungen, sich gar harten Bedingungen zu unterwerfen, an welche er nicht gewohnt war; sein ruhmvoller Widerstand war eines bessern Looses werth.

Dieses trug sich in Regensburg drei mal vier und zwanzig Stunden vor der Ankunft des Kaisers mit seinem ganzen Heere zu; man möge jetzt auf das schließen, was sich ereignet hätte, oder hätte ereignen können, wenn anstatt ein Regiment in Regensburg gehabt zu haben, der Marschall Davout dort hätte eine Brigade mit Kriegsbedarf hineinlegen können; sicher wäre die Stadt zu gleicher Zeit als die Brücke vertheidigt worden; wie wäre alsdann der Erzherzog Karl entflohen, der nur diesen Rückzugspunkt hatte?

Man hat keinen Grund anzunehmen, daß er eine Schlacht geliefert hätte, so lange er nicht durch das Corps des Herrn von Kleinau verstärkt worden war, weil er nicht geglaubt hat, es thun zu müssen, nachdem dieser General seine Vereinigung bewerkstelligt hatte. Er würde nicht eine Schiffbrücke unter den Mauern von Regensburg haben schlagen können; sonst wäre sie von der Stadt aus zertrümmert worden, indem man Flöße mit Steinen beschwert dem Laufe des Stromes überlassen hätte. Man kann nichts über das bestimmen, was nicht geschehen ist; aber wenn der Erzherzog Karl sich nicht einen Weg mitten durch unsere Reihen hindurch hätte öffnen können, so wäre er in die für einen Feldherrn traurigste Lage versetzt worden. Man möge in den Büchern der Geschichte nachschlagen, ob man da so kühne Entwürfe finden wird, die auf einen aus so weiter Ferne bestimmten Punkt geführt, und den zwölften Tag nach der Abreise aus Paris vollendet

worden sind, mit einer Armee, von der die Hälfte der Soldaten noch einen Monat vorher auf ihrem Acker die Hacke in der Hand sich befand, und nichts von Allen dem begriffen, was sie seit so kurzer Zeit gethan hatten.

Dieses Manöuver ist eins der Meisterstücke der unsterblichen Werke des Kaisers. Er ließ, wie ich es eben gesagt habe, die Armee über Straubing, Scharding und Etturding marschiren. Sie fand sich im Stande einen kürzern Weg nach Wien, als der Erzherzog Karl, vor sich zu haben, und man begegnete bis an die Traun, jenseits Linz, durchaus keinem Gesträuch.

Der Kaiser kam von Regensburg nach Landshut zurück, wo er die Garde zu Fuß und zu Pferde vereinigt vorfand. Er marschirte darauf von Landshut nach Mühldorf, wo er über die Isar ging, und hielt erst in Burckhausen an der Salza an. Er hatte auf seiner Rechten die baierische Division des Generals Wrede marschiren lassen, um das österreichische Corps des Generals Bellegarde zurückzutreiben, welcher im Salzburger Lande war, und den er verhindern wollte, sich auf Wien zu werfen, indem er ihn zwang, einen großen Kreisbogen zu durchlaufen, von dem die Division Wrede nur auf der Sehne marschirte, und dieses gelang ihm auch wirklich. Das Corps konnte nicht nach Wien kommen, und sah sich gezwungen, die Donau weit tiefer unten erst zu erreichen.

Wir fanden überall die Brücken niedergebrannt, die Ausbesserung derselben raubte uns viele Zeit; glücklicherweise ist das Holz in diesem Lande sehr häufig, ohne dieß wären uns diese Schwierigkeiten gar nachtheilig geworden; wir überwanden viele mit

Hülfe der österreichischen Brückengeräthe, die wir in Landshut genommen hatten.

Der österreichische General Hiller, der das Corps befehligte, welches sich von den Ufern der Isar an vor uns zurückzog, erhielt so stets die Zeit, sich niederzulassen, und wir fanden ihn wohl ausgeruhet, als wir ankamen; dann gewann er wieder einen Vorsprung, während wir eine Brücke herstellten.

Während des Aufenthalts von zwei mal vier und zwanzig Stunden, welche der Kaiser in Landshut zubrachte, erhielt er, ehe er von dort nach Wien abreiste, von dem Vicekönige von Italien die betrübende Nachricht, daß die Oesterreicher im Beginnen des Feldzuges bedeutende Vortheile über ihn errungen hatten. Er war anfangs über die Etsch und auf die Feinde losgegangen, die an dem Tagliamento standen, als er bei Sacile angegriffen wurde, wo er solchen Verlust erlitt, daß dieser ihn nöthigte, sich hinter die Piave zurückzuziehen.

Die Oesterreicher konnten nicht gar sehr ihre Erfolge benutzen, weil sie fast eben so schnell den Marsch des Kaisers auf Wien erfuhren, und sie durch diese Bewegung gezwungen wurden, ganz Italien zu räumen; so daß die Armee von Italien unter den Befehlen des Viceköniges fast sogleich wieder angreifend verfahren konnte, und während des ganzen übrigen Feldzugs vom Waffenglück begünstigt ward.

Man hatte sehr viele Mühe, die Uebergänge über die Salza auszubessern, aber man gewann die verlorene Zeit dadurch wieder, daß man zwei Brücken, um über sie hinüber zu kommen, hatte, nemlich die der Stadt, welche man ausgebessert, und die Schiffbrücke, welche man geschlagen hatte. Man glaubte

in Braunau aufgehalten zu werden; aber zu unserer großen Freude hatten die Feinde die Befestigungen dieser Stadt seit dem Kriege zerstört; so langten wir in Wels an der Traun an, ohne uns aufzuhalten, und zwar zu gleicher Zeit, als die Armee, welche über Scharding und Linz an demselben Flusse ankam. Der Punkt, wo sie denselben überschreiten sollte, heißt Ebersberg; an diesem Orte ist der Fluß in eine Menge Arme getheilt, welche gezwungen haben, eine Brücke von einer Länge zu bauen, die der der breitesten Flüsse gleich kommt, dabei ist sie sehr enge, und zu unserm größten Verdruß war das österreichische Ufer, d. h. das rechte, dergestalt abgedacht, daß man uns aus weiter Ferne entdecken konnte, selbst ehe wir bei dem Anfang der Brücke auf dem linken Ufer ankamen.

Als wir aus Linz herausrückten, um dem Flusse zu nahen, war der Marschall Massena an der Spitze der Colonne.

Der Kaiser blieb in Wels, um abzuwarten, ob man würde den Uebergang von Ebersberg erzwingen können; im entgegengesetzten Falle wäre er aus Wels auf die Ens gerückt (die Ens fließt in der nemlichen Richtung als die Traun einige Stunden weiter gegen Wien zu), aber unglücklicherweise wurde dieses nicht nöthig; der Marschall Massena ließ die Brücke von Ebersberg erstürmen, wo sich eine Waffenthat zutrug, die man als eine der größten Ausschweifungen des Muthes, von denen die Kriegsgeschichte Beispiele erzählt, betrachten kann.

Es befand sich in dem Armeecorps ein General Cohorn, ein Abkömmling des berühmten Ingenieurs dieses Namens, der an der Spitze seiner Brigade im

Laufe die ganze Länge dieser Brücke durchschritt, unter dem Feuer von sechs Geschützstücken, die an dem äußersten Ende aufgestellt waren, und unter einem Hagel von Kartätschen und Flintenkugeln, welche auf ihn aus mehreren Höhenabsätzen des andern Ufers geschossen wurden, und welche um so mörderischer wurden, je mehr er dem rechten Ufer nahte. Man konnte wohl zurückschaudern, wenn man die natürlichen Hindernisse sah, doch nichts konnte diesen beherzten General abschrecken, dessen Gemüth sich gegen die Gefahr erhärtete; trotz Allem langte er an dem entgegengesetzten Ufer an. Die Feinde hatten keine Zeit gehabt, die Brücke abzubrennen, sie hatten bloß einige Balken nahe bei der Pforte der Stadt abgeworfen; aber der General Cohorn dringt überall durch, und kommt bis in das Innere von Ebersberg, indem er Alles vor sich zurücktreibt, was ihm den Uebergang über die Brücke streitig gemacht hatte.

Die Feinde sammeln sich einige hundert Ruthen weit in der jenseitigen Ebene, und Cohorn, der nur seinen Muth zu Rathe zieht, greift sie dort an, anstatt in den Hecken und Gärten im Hinterhalte zu bleiben, von denen die Stadt auf der Landseite umgeben war, und in dieser Stellung zu warten, bis daß der Marschall Massena genug Truppen hatte nachkommen lassen, um ihn zu unterstützen. Diese Verwegenheit kam ihm theuer zu stehen: er wurde zurückgetrieben und in die Flucht bis an die Thore der Stadt geführt; man beobachtete keine Reihen mehr; jeder Soldat eilte auf dem Wege, welchen er für den kürzesten hielt; die Compagnie, welche zur Wache an dem Stadtthore war hatte den Einfall,

das Thor zu schließen, um dadurch die Flucht aufzuhalten, und die Brücke zu retten.

Sie that wohl daran, aber dieses Unternehmen wurde für die Brigade Cohorn höchst unheilvoll, welche, da sie sich in einen hohlen und sehr tiefen Weg hineinbegeben hatte, sich nicht ihrer Gewehre bedienen konnte, und so während einiger Minuten von den höheren Theilen niedergeschossen wurde, bis daß sie von den Truppen befreit wurde, welche der Marschall zur Linken die Stadt hatte umgehen lassen, um denen in den Rücken zu fallen, die dem General Cohorn so viel Uebel zufügten. Ohne diese Bewegung wäre er ohne Rettung verloren gewesen.

Die Oesterreicher beschossen, indem sie sich zurückzogen, die Obstgärten von Ebersberg, und setzten so die Stadt in Brand, welche bis auf das letzte Haus in Asche zerfiel; alle unglückliche Verwundete, welche sich hinein geflüchtet hatten, verbrannten jämmerlich. Wir fanden ihrer zwei bis drei noch lebend auf der Mitte des Marktplatzes, wo die Flammen sie nicht hatten erreichen können; aber der übrige Theil der Straßen und Häuser bot das gräßlichste Schauspiel der Uebel dar, welche die Menschheit für die Streitigkeiten der Könige erdulden muß, und es gibt keine Ruhmliebe, die ein ähnliches Gemetzel rechtfertigen kann. Um das Gemälde zu vollenden, wird es hinreichen zu sagen, daß die Feuersbrunst kaum aufgehört hatte, als man gezwungen war, zuerst die Kürassiere, dann die Artillerie mitten durch die Stadt gehen zu lassen, um sich auf den Weg nach Wien zu begeben. Man möge sich diese Leichname vorstellen, die von dem Feuer gebraten, darauf unter die Füße der Pferde getreten, und unter den Rädern

des Artilleriezuges in Stücken zerhacket worden waren. Um aus der Stadt durch die Pforte hinauszukommen, wo der General Cohorn so viel Volk verloren hatte, marschirte man in einer Pfütze von gekochtem Menschenfleische, welches einen erstickenden Gestank verbreitete, und dieses war in dem Grade, daß man, um Alles zu beerdigen, sich der Schaufeln bedienen mußte, als wenn man einen kothigen Weg reinigte.

Der Kaiser sah ebenfalls dieses schauderhafte Gemälde; indem er es durcheilte, sagte er uns: „Alle die Urheber der Kriege müßten ein solches scheußliches Schauspiel sehen, alsdann würden sie wissen, welche Uebel ihre Entwürfe der Menschheit zuziehen.“

Cohorn hatte ein Regiment leichter Infanterie bei sich, das aus Corsen zusammengesetzt war, und sich an der Spitze der Colonne während des Angriffs befunden hatte. Der Kaiser ritt bei ihnen vorbei und sprach sie auf italienisch an, um zu sehen, ob sie nicht durch den Verlust, welchen sie erlitten hatten, entmuthigt worden wären. Einer von ihnen antwortete ihm: „O, wir haben noch für zwei Mal.

Er redete darauf mit Güte zu dem General Cohorn über den Beweis seines hohen Muthes, aber er macht ihm die Bemerkung, daß, wenn er nicht so hitzig gewesen wäre, und die Truppen erwartet hätte, welche ihm folgten, anstatt anzugreifen, dieser ganze Verlust nicht statt gefunden haben würde; nichts destoweniger blieb Cohorn in seinem Geiste ihm als ein Mann von großer Tapferkeit empfohlen.

Die Armee begab sich sogleich auf den Weg und kam noch früh in Ens an. Diese Stadt ist auf dem linken Ufer des Flusses gleiches Namens, der-

selbe ist sehr stark und hat eine hölzerne Brücke, welche der General Hiller gleichfalls verbrannt hatte. Wir waren gezwungen, zwei Tage da zu bleiben, um sie auszubessern und eine Schiffbrücke zu schlagen. Nachdem man über die Salza gegangen war, begnügte man sich mit der Brücke auf Pfeilern, welche da war, man lud wieder auf die Karren das österreichische Brückengeräthe, mit welchem man die Schiffbrücke verfertigt hatte. Es diente nun auch dazu, eine über die Ens zu schlagen, so wie auch einige Fahrzeuge, welche man an dem Ufer der Donau fand, an der Mündung der Ens, die keine Stunde weit von der Stadt sich ergießt.

Auf diese Art ließ man die Armee auf den beiden Brücken mit einem Male übergehen, und man holte so die für den Marsch durch den Wiederaufbau aller dieser Brücken verlorne Zeit wieder ein.

Von Ens, einer kleinen fünf Stunden von Linz gelegenen Stadt, ging der Kaiser, ohne anzuhalten, bis Mölck; er nahm seine Wohnung in der Abtei, und blieb daselbst einen vollen Tag, sowohl um allen Truppen Zeit zu lassen, anzukommen, als auch denen einen Vorsprung zu geben, welche schon voran waren.

Von Mölck kam er nach St. Pölten, wo er erfuhr, daß das ganze Corps des Generals Hiller, oder wenigstens ein großer Theil desselben den Weg von Krems eingeschlagen habe. Er hielt zu St. Pölten an, um zu sehen, was aus dieser Bewegung würde, und ob sie nicht mit der Ankunft der Armee des Erzherzogs Karl in Verbindung stände, obgleich es kaum glaublich war, daß sie schon zu dieser Höhe ge-

langt wäre, indem sie einen längern Weg zu machen und sehr schlechte Straßen hatte.

Der Kaiser sandte mich, um diese Bewegung auf Krems zu beobachten. Er fertigte mich von St. Pölten ab mit einer Kürassierbrigade, einer Compagnie reitender Artillerie, und einem Regimente Infanterie.

Ich kam nach Moutern, wo ich erfuhr, daß in der That den Abend vorher die Truppen des Generals Hiller über die Donau zurückgegangen waren, auf der Brücke, die seit dem letzten Kriege wieder neu erbaut worden war; aber ich erstaunte, als ich bemerkte, daß der General Hiller sie nicht verbrannt hatte, und nur die Bohlen von den beiden letzten Bögen an unserm Ufer abgenommen hatte; man hatte sogar die Balken gelassen, so daß in zwei Stunden Arbeit eine Compagnie Arbeitsleute die Brücke um so leichter würde hergestellt haben, da, durch die Beschaffenheit des Platzes, das Feuer vom linken Ufer gegen das auf dem rechten im Vortheil war.

Die Leute aus dem Orte, wo ich war, die den Abend vorher in Krems auf dem andern Ufer gewesen waren, berichteten mir, daß man dort in wenigen Tagen dem Erzherzog Karl erwartete, und ich zweifelte nicht mehr, daß man die Kremser Brücke nur deswegen erhalte, um ihm einen Uebergang zu erleichtern, wenn er angekommen seyn würde, und ihm dadurch die Mittel zu gewähren, Wien zu decken. Ich schickte einen meiner Adjutanten ab, um hierüber dem Kaiser Bericht zu erstatten, welcher noch in St. Pölten war. Er sandte ihn mir sogleich mit dem Befehle zurück, die Brücke zu verbrennen und in Wien wieder zu ihm zu stoßen.

Ich ließ einige Kanonenschüsse auf die Posten

thun, welche am andern Ufer waren, und meine Truppen die Waffen ergreifen. Die Feinde glaubten, daß ich den Uebergang versuchen wollte, und zündeten selbst die Brücke an, die in wenigen Stunden bis auf die letzte Spur vom Feuer verzehrt wurde; es ist glaublich, daß sie diesen Fall vorausgesehen, und ihre Anstalten getroffen hatten, um die Brücke in Brand zu stecken.

Nach diesem Unternehmen setzte ich meine Truppen wieder in Marsch auf Wien, wo ich den folgenden Tag ankam.

Achtes Kapitel.

Der Kaiser in Schönbrunn. — Belagerung von Wien. — Uebergang über einen Arm der Donau. — Beschießung. — Uebergabe Wiens. — Stellung der Heere. — Uebergang über die Donau in der Nacht. — Ich begleite die erste Ausschiffung. — Bau der Brücken. — Die Armee geht über den Strom.

Der Kaiser war zum zweiten Male in dem Schönbrunner Schlosse, wo er im Jahre 1805 sein Hauptquartier hatte. Er hatte die Vorstädte Wiens besetzen lassen, die Stadt aber hatte ihre Thore geschlossen, und sogar einige Kanonenschüsse von den Wällen gethan.

Der Erzherzog Maximilian war in derselben eingeschlossen; aber er hatte dort keine anderen Truppen, als einige aus den Kriegsniederlagen, und die Bürgerschaft, der man die Gewehre aus dem Zeughause ausgetheilt hatte.

Wien hat einen guten, regelmäßigen, nach der neuen Art erbauten Wall, Gräben von einer bedeutenden Tiefe, einen bedeckten Gang, aber keine Vorwerke. Das Glacis ist vollkommen frei, und die Vorstädte sind in der durch die Kriegsvorschriften bestimmten Entfernung erbaut. Die Vorstädte sind sehr groß, und seit dem Einfall der Türken hat man sie mit einer Verschanzung umgeben, die mit Mau-

erwerk bekleidet ist, was ein weites verschanztes Lager bildet, welches mit guten Schutzwehren schließt, und die man nicht leicht würde ersteigen können. Der Kaiser sah wohl, daß, wenn Wien sich nicht in wenigen Tagen ergäbe, der Erzherzog Karl ankommen würde, und daß nichts ihn verhindern könnte, seine Armee in diesem weiten Umfange der Vorstädte aufzuhäufen, von wo sie auf uns hervorbrechen würde, auf so vielen Punkten als sie nur wollen möchte, und uns dadurch in eine Lage versetzen würde, die um so betrübender gewesen wäre, da der Kaiser auf die Hülfsmittel rechnete, welche er in Wien finden würde, und durch welche er seine Kräfte vermehren wollte. Er machte einen Ritt um diesen ganzen ungeheuren Umfang herum, und ehe er in seine Behausung zurückkehrte, befahl er dem General der Artillerie Andreossi, welcher bei ihm war, und der früher unser Gesandter in Wien gewesen, den Abend desselben Tages alle Haubitzen der Armee vereinigen zu lassen, und sie der Art aufzustellen, als er es zweckmäßig halten würde, um um zehn Uhr Abends eine Beschießung zu eröffnen, die er nicht eher aufhören lassen solle, als bis die Stadt zu parlementiren verlangt haben würde. Er ließ zu gleicher Zeit den Erzherzog auffordern, den Platz zu übergeben *).

*) Brief des Generalquartiermeisters an den Erzherzog Maximilian,

den 10. März 1809.

Ihre Erlaucht,

Der Herzog von Montebello hat diesen Morgen an Ihre Hoheit einen Parlementäroffizier, von einem Trompeter begleitet, geschickt. Dieser Offizier ist nicht zurückgekehrt; ich bitte Sie, mir kund zu thun, wann Sie die Absicht haben, ihn

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Der Prinz antwortete auf keine befriedigende Weise; der General Andreossi führte den Befehl aus, und

---

zurückzusenden. Das wenig gebräuchliche Verfahren, das man bei dieser Gelegenheit beobachtet hat, zwingt mich, daß ich mich der Stadtbewohner bediene, um Ihrer Hoheit eine Mittheilung zukommen zu lassen. Se. Maj. der Kaiser und König mein Herr, der durch die Kriegsereignisse nach Wien geführt worden ist, wünscht der großen und guten Bevölkerung dieser Hauptstadt das Unheil zu ersparen, welches sie bedroht. Er trägt mir auf, Ihrer Hoheit vorzustellen, daß, wenn Sie fortfahren, den Platz vertheidigen zu wollen, Sie die Zertrümmerung einer der schönsten Städte Europas herbeiführen, und dem Ungemache des Krieges eine Menge von Individuen unterwerfen werden, welche ihr Stand, ihr Geschlecht und ihr Alter gänzlich den Uebeln, welche der Krieg verursacht, fremd lassen sollte.

Der Kaiser, mein Herr, hat in allen Ländern, wo ihn der Krieg hingeführt hat, stets seine Besorgniß offenbaret, um solche Unfälle den unbewaffneten Bevölkerungen zu ersparen. Ihre Hoheit muß überzeugt seyn, daß Se. Maj. wahrhaften Kummer fühlet, ihrem Verderben diese große Stadt nahen zu sehen, welche schon einmal gerettet zu haben, er es als einen Anspruch auf Ruhm betrachtet. Ihre Hoheit haben indeß, gegen die in den Festungen üblichen Gebräuche, mit Kanonen auf die Seite der Vorstadt schießen lassen, und diese Kanonen konnten nicht einen Feind Ihres Herrschers tödten, sondern die Frau oder das Kind einer seiner treuesten Diener. Ich habe die Ehre, Ihrer Hoheit die Bemerkung zu machen, daß während dieses ganzen Tages der Kaiser verboten hatte, daß irgend jemand von den Truppen in die Vorstädte eindringe, indem er sich bloß damit begnügte, die Thore zu besetzen und Schaarwachen herumstreifen zu lassen, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Aber wenn Ihre Hoheit fortfahren, den Platz vertheidigen zu wollen, wird Se. Maj. gezwungen seyn, die Angriffsarbeiten anfangen zu lassen, und das Verderben dieser Hauptstadt wird in sechs und dreißig Stunden durch das Feuer unserer Haubitzgranaten und Bomben aus unseren

versammelte, wie ich glaube, zwei und dreißig Haubitzen, welche an einem Orte aufgestellt wurden, den er schon vorher ausgeforscht hatte, und von wo aus man die Haubitzgranaten in der größten Breite der Stadt streichen lassen konnte.

Unabhängig von dieser Veranstaltung ging der Kaiser selbst mit einer der Divisionen des Massenaschen Corps, um am äußersten Ende der Spaziergänge des Praters den Uebergang über den Arm der Donau zu bewerkstelligen, welcher diese Insel vom festen Lande trennt; der Punkt wurde durch einige Milizen vertheidigt, welche man mit Kanonenschüssen entfernte, und vermittelst der Böte, welche man vom andern Ufer holte, nachdem man hinübergeschwommen*), setzte man zuerst die Truppen über, darauf erbaute man eine Brücke. Nun waren wir im Stande, die große Brücke, die vom Tabor genannt, in Brand zu stecken, weil nichts sich unserm dortigen Vordringen entgegenstellen konnte.

Der Kaiser befahl, die Division des Generals Boudet auf die Insel des Praters hinüberzusetzen, und er kam in der Nacht in sein Hauptquartier zu Schönbrunn zurück, als wir, indem wir an der

Batterien vollendet seyn, wie die äußere Stadt durch die Wirkung der Ihrigen zerstört werden wird. Se. Maj. zweifelt nicht, daß diese Bemerkungen von Einfluß auf Ihre Hoheit seyn werden, und dieselbe bewegen werden, einem Plane zu entsagen, der nur einige Augenblicke die Einnahme der Stadt verzögern würde. Ich bitte Ihre Hoheit, mir ihren letzten Entschluß hierüber kund zu thun.

Unterzeichnet: Alexander Berthier.

*) Dieser Arm ist derjenige, dessen sich der Handel zur Schifffahrt bedient; er ist stets mit Fahrzeugen angefüllt.

Höhe der Wiener Vorstädte vorbeiritten, das Feuer der Haubitzen anfangen sahen, welches eine wahrhafte künstliche Feuergarbe war; es waren immer fort zehn oder zwölf Granaten in der Luft; auch brach das Feuer fast zugleich an mehreren Orten aus. Dieses mit der Besatzung der Insel des Praters verbunden, das ohne Zweifel den feindlichen Generalen bewiesen hatte, daß das Heer des Erzherzogs Karl vergebens ankommen, die Brücke vom Tabor zertrümmert finden würde, und es daher unnütz wäre, Wien einem gänzlichen Brande auszusetzen, so beschlossen sie also zu unterhandeln. Sie ließen noch in der nemlichen Nacht die wenigen Truppen, welche sie hatten, über die Donau zurückgehen, der Erzherzog Maximilian ertheilte seine Vollmacht, daß man sich in Unterhandlungen über die Stadt einließe, und folgte darauf den Truppen auf das linke Ufer der Donau, indem er die Brücke vom Tabor sogleich nach seinem Uebergang abbrennen ließ.

Den folgenden Tag ergab sich Wien, ohne andere Bedingungen als diejenigen, welche man gewöhnlich für Festungen abmacht, und den 12. Mai, einen Monat nach dem Abmarsch des Kaisers von Paris, nahmen unsere Truppen von derselben Besitz.

Man fand dort Hülfsmittel jeder Art und mit einem Worte, wir fanden uns mit einer Hauptstadt bereichert, über welche wir, wie über Paris, gebieten konnten. Seit den ersten Tagen der Besitznahme Wiens erfuhren wir die Ankunft der Armee des Erzherzogs Karl auf der andern Seite der Donau. Sie war weit zahlreicher als die unsrige, und sie hätte uns besorgt machen können, wenn sie sogleich einen Uebergang über den Fluß versucht hät-

te; dieses war das einzige Mittel, uns auf der Stelle zur Räumung Wiens zu bringen, und ich glaube, daß dieses die Hauptursache ist, welche den Kaiser bestimmt hat, so sehr seinen Uebergang über die Donau zu beschleunigen, um den Erzherzog Karl nicht zum Angriff kommen zu lassen. Die Tadler haben viel über ein Unternehmen von dieser Wichtigkeit gesprochen, das mit so wenigen Mitteln begonnen worden, aber sie haben nicht alle Gründe untersucht, welche der Kaiser hatte, sich dazu zu entscheiden; hiebei kann man nur sagen, daß der Tadel leicht, die Kunst schwer ist.

In der That hatte der Kaiser nicht den dritten Theil der Mittel, die unerläßlich nöthig zu einem Uebergange über die Donau waren, sey es in Fahrzeugen, Tauwerk und anderem Geräthe. Er hatte, sobald als ihm der Krieg unvermeidlich schien, dem Seeminister aufgetragen, an ihn Seeleute von der Flotte abzufertigen,*) aber unser Marsch war so

---

Herr Vice-Admiral Decrés,

*) Ich wünsche eines der Bataillons von der Flotte bei der Rheinarmee zu haben. Dieses wäre meine Absicht, lassen Sie mich wissen, ob sie erreicht werden könnte. Zwölf hundert Seesoldaten würden dieser Armee zum Uebergange über die Flüsse und zur Schifffahrt auf der Donau sehr nützlich seyn. Unsere Gardeseesoldaten haben mir in dem letzten Feldzuge große Dienste geleistet; aber sie verrichteten Geschäfte, die ihrer unwürdig waren. Die Seesoldaten, welche die Flottebataillons bilden, verstehen sie alle zu schwimmen? Sind sie fähig, ein Fahrzeug auf einer Rhede oder auf einem Flusse zu leiten? Kennen sie das Infanterieexercitium? Wenn sie dieses wissen, werden sie mir sehr nützlich seyn. Es wäre nöthig, ihnen einige Artillerie- und Seeoficiere und ein

rasch gewesen, daß sie nicht die Zeit gehabt hatten anzukommen. Der Kaiser hatte aber so arbeitsame, und in Hülfsmitteln so erfinderische Artillerie- und Genieoffiziere, daß es hinreichte, ihnen zu sagen, daß er entschlossen wäre, es auszuführen, um die Mittel zu finden, das Unternehmen gelingen zu lassen. Man kann hiebei erwähnen, daß, wenn die russische Armee zu unsern Gunsten eine Diversion gemacht hätte, wir nicht gezwungen worden wären, über die Donau zu gehen; in Wahrheit sie war nicht bereit; aber warum war sie es nicht? Sie hatte keinen weiteren Weg als wir zu machen, die wir unsere Truppen von Burgos herbeigeführt hatten.

Wir sahen jede Woche einen Offizier des russischen Kaisers in unser Hauptquartier anlangen; es fand ein sehr lebhafter Briefwechsel zwischen Rußland und uns statt, jedoch eine lebhafte Unterstützung von Truppen wäre uns nöthiger gewesen; allein man war derselben beraubt, demnach hatte man nur die Hülfsmittel, welche man in sich selbst finden konnte.

Die Armee hatte ihre Stellungen von der Umgegend von St. Pölten an bis Presburg gegenüber; der Kaiser war gezwungen gewesen, ein kleines Beobachtungscorps in das Neustädter Thal zu senden, den Paß zu vertheidigen, der nach Italien führt.

Hundert Handwerker mit ihren Werkzeugen mitzugeben. Dieses würde eine große Hülfe bei den Uebergängen und der Beschiffung der Flüsse gewähren. Ueber dieses bitte ich Gott, daß er Sie in seinen heiligen Schutz nehme.

Paris den 9. März 1809.

Napoleon.

Der Volksgeist war mehr zum Widerstande geneigt, und selbst zur Erbitterung gereizt, als in dem vorigen Kriege; so daß die Stellung der Armee diesen Nachtheil noch obendrein hatte, welcher hätte wichtig werden können, im Fall daß uns ein Unfall zugestoßen wäre.

Das österreichische Heer aus Galizien hatte eben das Herzogthum Warschau betreten, und war bis zu der Hauptstadt vorgedrungen, welche zu räumen die tapfere kleine polnische Armee gezwungen worden war, indem sie auf das rechte Ufer der Weichsel überging, in der Hoffnung, daß sie sich bald mit dem russischen Heere würde vereinigen können (die österreichische Armee war auf dem linken Ufer herbeigekommen). Der Fürst Poniatowsky, welcher die Polen anführte, bewies in diesem Feldzuge einen großen Muth und ein großes Talent.

Der Kaiser, obgleich Herr von Wien, war von unzähligen Schwierigkeiten umgeben, er hatte außerdem noch das österreichische Heer aus Italien zu fürchten, welches auf seinem Rückzuge ihm einen unberechenbaren Schaden zufügen konnte, ehe er von der Armee des Vicekönigs erreicht werden konnte. Das wäre noch weit schlimmer gewesen, wenn in dieser Lage die Armee des Erzherzogs Karl über die Donau gegangen wäre.

Alle diese Betrachtungen sind es, welche den Kaiser gezwungen haben, selbst hinüberzugehen. Er hatte noch bei dieser Gelegenheit Muth für jedermann; denn niemand muthmaßte Gutes von diesem Unternehmen, welches unbesonnen schien, gegen welches man nichts einzuwenden wagte des Kaisers wegen, dessen Entscheidungen man zu bestreiten fürch-

tete. Endlich den 19. Mai Abends ließ er von Wien alle Schifffahrtsmittel hinabbringen, welche in dem Donauarm, der den Prater umgiebt, versammelt worden waren; wir hatten nur eine Compagnie Brückenbauer, es wären deren sechs nöthig gewesen.

Alle diese Mittel, so wie die Truppen wurden am Ufer des Stromes einige hundert Ruthen oberhalb des Dorfes Elbersdorf versammelt, welches ungefähr zwei Stunden unterhalb Wien liegt.

Es war fast Nacht, wenigstens konnte man von dem feindlichen Ufer nicht bemerkt werden, als der Kaiser selbst die ersten Bataillons einschiffen ließ, welche auf dem linken Ufer Posto fassen sollten; er ließ selbst die Soldaten in den Böten Platz nehmen, wo er sie so stellte, daß dieselben die größtmöglichste Anzahl aufnähmen; er ließ unter seinen Augen Patronen vertheilen, und sprach fast zu jedem Soldaten. Er ließ dem Transport ein Fahrzeug folgen, das dazu eingerichtet war, zwei Kanonen aufzunehmen, welche er ohne ihre Pulverkarren einschiffte, aber mit einer Anzahl von Stückpatronen und Kartätschenbüchsen, die zu dem, was man unternehmen wollte, hinreichten. Die kleine Flotte verließ das rechte Ufer der Donau bei Einbruch der Nacht den 19. Mai und landete am linken Ufer des Stromes auf einer weiten Insel, die Lobau genannt, welche man vorher untersucht und zu diesem Zwecke dienlich gefunden hatte. Sie befindet sich genau dem Dorfe Ebersdorf auf dem rechten Ufer gegenüber; sie ist sehr groß und war damals ganz bedeckt mit Bäumen, als wie mit einem Walde. Sie wird in ihrer größten Länge durch zwei kleine Donauarme durchschnitten, die je-

der achtzehn bis zwanzig Fuß breit seyn können. Wenn die Donau niedrig steht, bilden sie nur einem Wasserstreifen, der überall für Kinder gangbar ist, aber oft schwellen sie von einem Tage auf den andern selbst zu kleinen Flüssen an; nach den beiden Armen findet man denjenigen, welcher allmählich die Insel Lobau von dem linken Ufer scheidet; er ist so stark wie die Mosel in Frankreich, sehr reißend und ohne Furth. Die Oesterreicher hatten einen starken Posten auf der Insel. Sie lösten ihn alle Tage ab, vermittelst eines Fahrzeugs, welches der kleinen Stadt Euzersdorf (auf dem linken Ufer) gegenüber lag, welche die Weide auf der Insel benutzte. Dieser Posten stellte nur zwei oder drei Schildwachen an das Ufer des großen Stromes hin, und hielt sich in einer Hütte auf, die das Haus des Wildmeisters genannt wurde, der die Fasanen hütete, von denen die ganze Insel voll war.

Der Kaiser befahl mir, die erste Anschiffung zu begleiten, und in der Nacht zurückzukommen, ihm zu melden, wie es gewesen wäre. Ich setzte mich in einen Nachen, der von zwei Pontonniers geführt wurde, und langte mit der ganzen Flotte auf dem feindlichen Ufer an. Die Schildwachen machten Lärm, aber man setzte uns keinen Widerstand entgegen, und die ganze Nacht wurde dazu angewendet, neue Truppen auf die Lobau überzusetzen, zu gleicher Zeit, daß die Artillerieoffiziere die Brücke bauen ließen. Diese letzte sollte von einer ungeheuren Länge werden, und in zwei Theile getheilt werden, weil sich in der Mitte des Flusses eine Sandbank befand; die beiden Brücken aber zusammen bildeten eine Länge von zwei hundert vierzig Ruthen. Man

wandte den ganzen Tag des 20. Mai dazu an, diesen Bau zu vollenden, während dessen der Kaiser nicht das Ufer des Stromes verließ, indem er selbst darüber wachte, daß der Uebergang der Truppen in Fahrzeugen nicht unterbrochen werde, während man die Brücken vollendete. Am Morgen des 20. benachrichtigte man den Kaiser, daß die Feinde eine Landung oberhalb Wiens bei einem Dorfe, Nusdorf genannt, bewerkstelligt hatten, welches dort eigentlich eine der Vorstädte der Stadt ist, so nahe ist es derselben. Er fürchtete keine großen Folgen von diesem Uebergange, weil die Truppen, welche sich von St. Pölten nach Wien begäben, um sich bei dem Uebergange über die Donau einzufinden, grade auf dieser Höhe in dem Augenblicke der Landung der Oesterreicher anlangten, auch traf es richtig so ein; es beschränkte sich nur darauf, uns Unruhe während zwei Stunden einzuflößen. Der Kaiser war so besorgt, nichts hinter sich zu lassen, was sein Unternehmen hätte stören können, daß er den Augenblick benutzte, wo man die Brücken schlug, um mich mit einer Kürassierbrigade nach Nusdorf zu schicken, um darüber beruhigt zu werden, was diese Landung hatte bezwecken sollen, allein ich fand den Feind schon auf das linke Ufer wieder zurückgegangen. Ich hatte also nichts weiter zu thun, als wieder zur Armee zurückzukehren.

Den 21. waren die Brücken vollständig fertig; sie hatten nur so viele Mühe gekostet, weil man der Mittel entbehrte, und weil man, um z. B. die Anker zu ersetzen, genöthig worden war, sich großer Kasten zu bedienen, wie der österreichischen Kanonen, welche man an das äußerste Ende der Taue befestigte,

aber da diese Lasten auf einen Kiesgrund fielen, drangen sie nicht tief genug hinein, um dem Zuge des Stromes zu wiederstehen; so gingen die Fahrzeuge hinunter trotz Allem, was man angab, um sie in einer festen Lage zu halten. Die Artillerieoffiziere, welche an dieser Brücke arbeiteten, führten ein Kunststück aus, indem sie dieselbe in Stand setzten, daß die Armee hinübergehen konnte.

Die Armee zog den ganzen Nachmittag des 20. so wie den vollen Tag des 21. Mai hinüber; man schlug die Brücke über den letzten Donauarm mit dem in Landshut eroberten österreichischen Brückengeräthe. Es war auf zweirädrigen Karren, und ließ sich überall hin Transportiren. Das jenseitige Ufer, das mit einem Bollwerke versehen, begünstigte unser Unternehmen, man brach an dem linken Ufer zwischen den Dörfern Eßlingen und Aspern hervor, doch ein wenig dem letzteren näher als dem ersten. Man besetzte sie als Vertheidigungspunkte, indem man Mauern Kirchhöfe und Gärten benutzte. In dem Maße als die Truppen hervorbrachen, breitete man sich aus, indem man den Platz nach vorne zu einnahm.

Neuntes Kapitel.

Treffen bei Ebersdorf. — Eifer der Truppen. — Schlachtordnung des Heeres. — Schlacht von Eßlingen. — Die Brücke über die Donau wird durchbrochen. — Tapferes Verhalten des Generals Mouton. — Der Marschall Lannes tödtlich verwundet. — Schmerz und Kummer Napoleons. — Tod des Generals St. Hilaire. — Rückzug. — Napoleon hält eine Berathschlagung am Ufer des Flusses mit Massena und Berthier.

Das Corps des Marschalls Massena war schon hinübergegangen, so wie zwei Kürassierdivisionen, als die Oesterreicher, welche nicht weit davon eine Stellung inne hatten, ankamen. Seit dem 19. oder wenigstens dem 20., d. h. vom Abende an, konnten sie nicht mehr in Ungewißheit über den Punkt unseres Ueberganges seyn; sie hatten also Zeit gehabt, ihre Armee zu versammeln und zu marschiren; doch waren sie keineswegs unternehmend, und ich glaube, wenn wir nicht versucht hätten, uns diesen Abend noch zu weit auszudehnen, sie würden uns nicht angegriffen haben, und wir würden einen schlimmen Vorfall vermieden haben, bei welchem wir einen Verlust erlitten haben, den wir am folgenden Tage gar stark fühlten.

Die Sonne ging unter, als man zwischen den Dörfern Eßlingen und Aspern hervorbrechen ließ.

Man marschirte keine hundert Ruthen in diese weite Ebene hinein, als man von Kanonenschüssen bestrichen wurde, die in allen Richtungen kamen. Man wollte diese Alles niederschmetternde Artillerie sich vom Halse schaffen, indem man die Cavalerie über die Maßen angreifen ließ. Es gelang uns wirklich, uns auf unserer Rechten auszubreiten, jedoch auf unserer Linken wurden wir bis auf das Dorf Aspern eingeengt, dessen Hälfte die Feinde besetzt hielten, ohne daß wir sie daraus entfernen konnten. Die Nacht hob den Kampf auf, welcher mörderisch für uns gewesen war. Wir erlitten hier einen Verlust an Getödteten und Verwundeten, der nicht viel weniger als fünf bis sechs tausend Mann betrug; besonders aber verbrauchten wir eine große Menge Kriegsbedarf. Wir brachten die Nacht einen kleinen Flintenschuß weit von den Oesterreichern zu, und die Schildwachen waren an manchen Orten weniger als dreißig Schritte von einander entfernt. In dieser Lage war es schwer, daß eine der beiden Armeen eine Bewegung machte, ohne daß die andere es nicht sogleich wußte, um so mehr, da sie durch keinen hindernden Gegenstand geschieden waren, und sich auf dem nemlichen Platze befanden.

Der Kaiser brachte die Nacht in einer Feldwacht auf dem Sande an dem Ufer der Donau zu, über welche er nicht zurückging; er war also weniger als dreihundert Ruthen von dem österreichischen Heere entfernt. Die ganze Nacht ließ man die Truppen von dem rechten Ufer auf das linke herüberkommen; dieses ging langsam, weil in jedem Augenblicke der Brücke ein Unglück zustieß. Nur mit vieler Mühe

und Sorgfalt gelang es, das Corps des Marschalls Oudinot, und des Marschalls Lannes, die Garde zu Fuß und einige Reservetruppen anlangen zu lassen. Man war die ganze Nacht in Bewegung, um sich gegen einen Angriff gerüstet zu finden, den man von Seiten der Feinde für den folgenden Tag beim Anbruche desselben fürchtete. Es war der 22. Mai; es fing schon um zwei oder drei Uhr an zu tagen. Der Kaiser war zu Pferde, und durcheilte die Reihen seines Heeres; jedes Mal, daß er erschien, erregte er ein Entzücken; man fing an zu rufen: Es lebe der Kaiser! Und da man auf Flintenschußweite von der feindlichen Armee stand, ergriff diese sogleich die Waffen, und fing die erste an, uns einige Kanonenschüsse zuzuschicken mitten durch die Nebel, welche uns verbargen, und die stets dem Ufer der Donau entlang herrschen. Eine der Kanonenkugeln tödtete das Pferd des Generals Monthion in der Umgebung des Kaisers.

Die Generale drangen in den Kaiser, daß er ihnen erlaube, den Angriff zu beginnen, um, wie sie sagten, die erste Hitze der Soldaten zu benutzen. Er wollte nicht gar gerne, weil er das Cerps des Marschalls Davout erwartete, das sich noch auf der andern Seite der Donau befand, so wie die Kürassierdivision des Generals Nansouty, mit dem größern Theile der Garde zu Pferde, und vielen Bundestruppen; aber man trieb ihn so sehr an, daß er sich fügte, und die Angriffsbewegungen um halb vier Uhr Morgens beginnen ließ. Der Marschall Massena brach zur Linken aus dem Dorfe Aspern hervor; er hatte bei sich die Divisionen der Generale Molitor, Legrand, Carra-Saint-Cyr, und eine Re-

servedivision, die von dem General Demont angeführt wurde. Der Marschall Lannes rückte auf der Rechten des Marschalls Massena vor zwischen Aspern und Eßlingen; er hatte bei sich die Division des Generals Oudinot, und in Reserve die Division des Generals Boudet. Hinten in der zweiten Linie war die Garde zu Fuß, die aus zwei Regimentern Scharfschützen, zwei Regimentern Plänklern und zwei der alten Garde, nemlich einem Grenadier- und einem Jägerregiment zusammengesetzt war. An Cavalerie hatten wir eine Brigade leichter Reiterei unter den Befehlen des Generals Marulaz; zwei andere unter denen des Generals Lasalle; die Kürassierdivision, welche früher der General d'Espagne (der am vorigen Abende getödtet worden) befehligte, und die Division des Generals St. Sulpice; einige Schwadronen der Garde, Polen, Jäger und Dragoner. Auf dem rechten Ufer war der Marschall Davout im Begriff überzusetzen mit der Division des Generals Friant, und denen der Generale Morand und Gudin, welche wieder zu seinem Armeecorps zurückgekehrt waren; der General Vandamme mit den Würtembergern, die Division Nansouty und der übrige Theil der Garde zu Pferde. Die Baiern waren nach Tyrol geschickt worden, um den Aufstand zu bekämpfen und München zu decken; ich glaube, daß eine ihrer Divisionen, die des Generals Wrede, bei Linz stand. Der Kaiser liebte den General Wrede und hielt ihn jedes Mal, daß er es konnte, nahe bei sich.

Wir drangen in dieser Ordnung auf unserm linken Flügel und mit dem Mitteltreffen vor, indem wir uns auf unserer Rechten nur in Beobachtung

hielten, wo unsere Cavalerie aufgestellt war. Ich marschirte mit dem Marschall Lannes, der sich bei der Division St. Hilaire aufhielt. Da wir eine ungeheure Ebene durchschritten, so waren alle Truppen der tiefen Ordnung gemäß gebildet, einige in Vierecken, andere in Colonnen.

Die Kanonade fing fast sogleich an, als wir uns in Bewegung gesetzt hatten; sie wurde mörderisch, weil außerdem, daß wir nahe waren, wir große Massen darboten. Die Feinde waren auch in Vierecken ins Kreuz gebildet und fingen ein Flintenfeuer an, welches uns nicht so viel Uebel zufügte, als es hätte thun können, wenn sie einige Bataillons entfaltet hätten, wie von unserer Seite wir sie arg mitgenommen hätten, wenn wir, anstatt Truppen von so neuen Soldaten zusammengesetzt zu haben, eingeübte Truppen gehabt hätten, wie die des Boulogner Lagers, die man dreist zusammenziehen, und unter dem Feuer entfalten konnte, ohne Unordnung zu befürchten. Wir bestanden darauf, in diese Kreuzlinie einzudringen, als die Kartätschen und das Flintenfeuer, das unsere Colonnen auflöste, uns zwangen, anzuhalten, und ein Kanonen- und Flintenfeuer mit einem Nachtheil in der Anzahl anzuheben. Jede Viertelstunde, die wir in dieser Stellung blieben, vermehrte noch den Nachtheil. Nun konnte man leicht voraussehen, daß das Treffen keinen glücklichen Ausgang gewinnen würde, ja selbst im Gegentheil sich sicherlich durch ein trauriges Ereigniß endigen würde; man versuchte diese Nachtheile durch Kürassierangriffe aufzuwiegen, welche man nach einander in verschiedenen Richtungen ausführen ließ; allein sie hatten kaum die Linie der österreichischen Infanterie

durchbrochen, als sie auch durch deren Cavalerie, die drei Mal an Anzahl überlegen war, in die Flucht zurückgetrieben wurden. Allen diesen Nachtheilen gesellte sich noch der Mangel an Pulver hinzu, der gegen halb neun Uhr Morgens allgemein wurde. In dieser Stunde sah man überall Offiziere das Schlachtfeld durcheilen, welche fragten, wo der Vorrath des Kriegsbedarfs sich befände, und derselbe war noch auf der andern Seite der Donau. Eben so fühlte man das Bedürfniß an frischen Truppen; man erwartete mit Ungeduld das Corps des Marschalls Davout, als die Offiziere, welche ihn zu holen abgesendet waren, mit der Nachricht kamen, daß die große Brücke über die Donau durchbrochen wäre.

Die Feinde hatten, als sie uns den Abend vorher zurücktrieben, eine Stellung an dem Ufer des Flusses genommen, von wo aus sie unsere Brücke von einem Ende bis zu dem andern entdeckten; sie kamen auf den Einfall, die größten Fahrzeuge, welche sie sich verschaffen konnten, mit Steinen anzufüllen und sie dem Laufe des Stromes zu überlassen. Dieses Mittel gelang ihnen nur gar zu wohl, denn von unseren beiden Brücken wurde die eine gänzlich entführt und von andern wohl die Hälfte ihrer Länge zertrümmert. Der Mangel an Böten und Brückenbauern hatte uns unsererseits verhindert, eine Verpfählung zu errichten, um unsere Brücke zu decken, und dieses brachte uns großes Unheil. Dieses Ereigniß, das bald unter den kämpfenden Truppen bekannt wurde, raubte ihnen die Hoffnung auf Hülfe, und man sah allmählig die verschiedenen Corps sich zum Rückzuge anschicken. In der That konnte man

nicht von ihnen fordern, daß sie ohne Pulver in einer Stellung blieben, wo ihr Untergang sicher war.

Der Kaiser befahl den Rückzug, und lenkte ihn selbst, indem er in der Mitte des Kanonenfeuers blieb, auf welches wir nicht mehr antworteten; es wurde je mehr und mehr lästiger, da wir uns auf die Brücke zurückgezogen, welche auf die Insel Lobau führte, dieselbe machte den Mittelpunkt eines Zirkels, dessen Umkreis die Artillerie besetzt hielt. Unser linker Flügel, so wie unser Mitteltreffen räumten nur Schritt vor Schritt den Platz, und waren noch nicht zwischen den Dörfern Eßlingen und Aspern eingerückt, als die Feinde auf unserer Rechten in einem höchst lebhaften Angriffe das Dorf Eßlingen eroberten, welches von der Division Boudet vertheidigt wurde. Das Heil unseres Rückzuges hing von der eiligen Wiedereinnahme dieses Postens ab, von welchem aus die Feinde weit eher als die Marschälle Lannes und Massena an unserer Brücke angelangt wären. Unsere Lage wurde höchst gefährlich; die Unordnung fing schon an einzureißen, als der Kaiser seinem Adjutanten, dem General Mouton, den Befehl ertheilte, die Brigade der Gardescharfschützen zu nehmen, und auf der Stelle anzugreifen. Der General Mouton, der sehr wohl die Wichtigkeit seines Erfolges beurtheilte, verliert nicht einen Augenblick, stellt sich selbst an die Spitze der Scharfschützen, und läßt sie im Sturmschritte in das Dorf Eßlingen einrücken, ohne sich um die Anzahl der Truppen zu bekümmern, mit welchen er zu thun hatte, und er nimmt das Dorf ein und erhält sich daselbst so lange, bis er Befehl erhält, es zu räumen. Dieser Machtstreich verschaffte uns die

Mittel, unsern Rückzug zu bewerkstelligen. Der brave General Mouton wurde schwer verwundet vom Schlachtfelde weggetragen.

Der Marschall Lannes rückte in die Stellung wieder ein, welche er den Morgen verlassen, um anzugreifen; er versuchte sie zu behaupten und war vom Pferde gestiegen, weil die Kanonen der Feinde sich so sehr genähert hatten, daß es Verwegenheit gewesen wäre, zu Pferde zu bleiben; die Cavalerie war schon lange über den Donauarm zurückgegangen, und befand sich auf der Insel Lobau; der Kaiser selbst hatte sich eben vom Schlachtfeld entfernt, wo er seine letzten Befehle ertheilt hatte über die Art, in welcher man über die Brücke zurückgehen sollte, und er war damit beschäftigt, Artillerie auf der Insel Lobau aufzustellen, um den Rückzug unserer Colonnen zu schüzzen, als man ihm ankündigte, daß dem Marschall Lannes eben beide Beine von einer Kanonenkugel abgerissen worden wären. Er wurde davon lebhaft gerührt und vergoß Thränen. Während man ihm die einzelnen Umstände dieses Ereignisses erzählte, bemerkte er die Tragbahre, auf welcher man den Marschall Lannes vom Schlachtfelde wegbrachte. Er ließ sie zur Seite führen, und wollte allein bei demselben seyn; er umarmte ihn in Thränen zerfließend; der Marschall Lannes, der von einem großen Blutverluste erschöpft war, sagte ihm mit leiser Stimme: „Leben Sie wohl, Sire; leben Sie für Alle, und schenken Sie einiges Andenken einem Ihrer besten Freunde, welcher in zwei Stunden nicht mehr auf der Welt seyn wird.“ Dieser Auftritt war höchst angreifend und verursachte dem Kaiser eine lebhafte Rührung. Kurze Zeit vorher hatte man auch den

General St. Hilaire durch eine Kanonenkugel am Fuße verwundet zurückgebracht; er starb vierzehn Tage später an seiner Wunde. Der Verlust des Marschalls Lannes wurde von der ganzen Armee gefühlt; er machte die Unglücksfälle dieses Tages vollständig.

Die Feinde unternahmen nichts während unseres Rückzuges, sie ließen uns den ganzen Nachmittag zwischen Aspern und Eßlingen, und erst gegen vier Uhr Abends zogen wir uns in das Gehölz zurück, welches das äußerste Ufer des Stromes bedeckt, aus welchem wir die Nacht, ohne beunruhigt zu werden, zurückgingen. Man riß die Brücke ab, welche über dem Arm des Flusses war. Man warf die Pontons, aus denen sie bestanden hatte, auf die Karren, so wie auch die Anker, kleinen Balken, Tauwerk, Bohlen und wandte sie bei der Brücke des großen Armes an, wo sie dazu dienten, die Schiffe zu ersetzen, welche der Strom davon getragen hatte *).

---

23. Mai 1809. nach Mitternacht.

An den Marschall Massena,

*) Der Kaiser langte an der ersten Brücke über den kleinen Arm an. Die Pfahlbrücke ist durchbrochen; man gibt Befehle, sie auszubessern. Allein es ist nothwendig, daß Sie Sapeurs hinschicken, um statt einer zwei Pfahlbrücken zu errichten. Was länger dauern wird, ist die Wiederherstellung der ersten Brücke über den Hauptarm, welche zur Hälfte zerstört ist, und nicht eher wird wieder erbaut seyn können, als gegen das Ende des morgenden Tages. Es ist also nöthig, daß Sie tapfer den Brückenkopf der ersten behaupten, über welchen Sie morgen früh zurückkommen, d. h. Sie stellen die Artillerie auf und ziehen die Pontons zurück, um dem Feinde durch diese Anstalten glauben zu lassen, daß wir uns die Mittel

Seit dem Morgen des 24. befand sich die ganze Armee auf der Insel Lobau, Infanterie, Reiterei, Geschütz, der Stab, Verwundete, mit einem Worte Alles. Den 22., nach dem Einbruche der Nacht, war der Kaiser selbst auch noch dort; er kam an das Ufer des großen Stromes, dessen Brücke zertrümmert war, die Donau war angeschwollen, weil wir in der Jahreszeit waren, in welcher die Schneemassen von Tyrol schmelzen, so daß selbst die beiden kleinen Arme, welche die Insel durchschneiden, und welche man immerfort zu Fuße, oder wenigstens in Furthen überschritten hatte, gefährliche Ströme geworden waren, über welche man Brücken auf Stützen schlagen mußte.

Der Kaiser setzte im Nachen über sie hinüber, ich war bei ihm so wie der Fürst von Neufchatel; wir konnten unsere Pferde nicht hinüberbringen, und waren demnach gezwungen, unsern Weg zu Fuß fort-

---

aufbewahren, die Brücke wieder schlagen zu können, um hinüber zu gehen, was den Feind in Ehrerbietung halten wird. Aber in der Wirklichkeit müssen Sie das Brückengeräthe, sobald als Sie es zurückgezogen haben, auf die Karren laden lassen mit dem Tauwerk, den Ankern, kleinen Balken, Bohlen u. s. w. und Alles sogleich zur Brücke über den Hauptarm schicken, zu welchem noch vierzehn bis funfzehn Schiffe fehlen. Sie werden die Pontoniercompagnien, welche bei Ihnen sind, hinschicken, um die Brücke schlagen zu helfen. Sie fühlen, wie große Thätigkeit dieses Alles erfordert.

Der Kaiser geht auf die andere Seite hinüber, um alle Mittel in Bewegung zu setzen, und besonders, um Lebensmittel herüberzuschaffen. Das Wichtigste ist also, daß Sie sich tapfer und mit vielen Kanonen auf der ersten Insel halten, und Ihr Brückengeräth zu der durchbrochenen Brücke schicken.

Alexander.

zusetzen. Nachdem wir an dem Ufer der Donau angekommen, setzte sich der Kaiser unter einen Baum, um den Marschall Massena zu erwarten, welchen er hatte rufen lassen. Er kam bald an, und der Kaiser bildete einen kleinen Kriegsrath, um die Meinungen über die gegenwärtige Lage zu hören und was das zweckmäßigste wäre, in derselben zu unternehmen. —

Man möge sich den Kaiser zwischen Berthier und Massena am Ufer der Donau sitzend vorstellen, wie er die Brücke betrachtet, von der kaum noch einige Trümmer übrig sind. Das Corps des Marschalls Davout auf der andern Seite des Hauptstromes und die ganze Armee hinter ihnen auf dieser Insel Lobau, von den Feinden bloß durch einen Arm der Donau getrennt, der dreißig bis vierzig Ruthen Breite hatte, und keine Mittel besitzend es aus derselben zu entfernen, es gehörte wahrlich eine Seele wie die seinige dazu, nicht den Muth zu verlieren. Er hatte wohl die Meinung erwartet, welche man ihm vorschlug, über die Donau zurückzugehen, wie man nur könnte, indem man Alles aufgab, welches fortzuschaffen kein Mittel vorhanden war, d. h. die ganze Artillerie, die Pferde u. s. w.

Der Kaiser hörte alle diese Vorschläge an, welche man ihm machte, darauf sagte er: „Aber, meine Herren, das ist eben so, als wenn Sie mir den Rath gäben, nach Straßburg zu gehen: wenn ich über die Donau zurückgehe, muß ich Wien räumen, weil die Feinde hinter mir herüberkommen, und mich darauf vielleicht bis Straßburg führen werden. In dem Zustande, in welchem ich jetzt bin, ist das einzige Vertheidi-

gungsmittel, welches ich gegen sie habe, das, daß ich auf das linke Ufer übergehe, wenn sie auf das rechte herüberkommen, und so um Wien herum manöuvrire, welches meine Hauptstadt und der Mittelpunkt meiner Hülfsquellen ist. Wenn ich über die Donau zurückgehe, und der Herzog sie z. B. bei Linz überschreiten will, so muß ich nach Linz marschiren, anstatt daß ich in der Lage, in welcher ich bin, wenn er es unternimmt, hinübergehen und ihm folgen werde, bis daß er auf mich zurückgekehrt seyn wird. Es ist unmöglich, daß ich mich von Wien entferne, ohne daselbst einen Verlust von zwanzig tausend Mann zu lassen, von denen zehn tausend vor Ende eines Monate wieder in ihre Reihen eintreten werden.

Er brachte jedermann zu seiner Meinung, und obgleich man es nicht ungern gesehen hätte, auf die andere Seite der Donau hinübergehen zu können, um sich auszuruhen, so mußte man doch das Opfer bringen und auf der Insel bleiben. Der Marschall Massena übernahm den Oberbefehl über alle Truppen, welche sich daselbst befanden; der Kaiser gab ihm eine schriftliche Verhaltungsregel, wie er sich vertheidigen, wenn, wie er glaubte, er angegriffen werden sollte.

Zehntes Kapitel.

Der Kaiser geht über den Fluß zurück. — Ankunft von zwölf hundert Gardeseesoldaten. — Anschläge der Oesterreicher, um unsere Brücken zu zertrümmern. — Außerordentliche Thätigkeit des Kaisers. — Erbauung einer Brücke auf Grundpfählen. — Der Kaiser fertigt Befehle an den Prinzen Eugen in Italien und an Marmont in Dalmatien ab. — Allgemeine Anstalten. — In den Hospitälern werden Gnadengeschenke vertheilt. — Erkenntlichkeit der Verwundeten.

Nachdem diese Anstalten getroffen worden, ließ der Kaiser auf den Trümmern der Brücke die Ingenieurs und Sapeurs einschiffen, welche sich auf der Insel befanden, um sich auf das rechte Ufer hinübersetzen zu lassen, und er selbst bestieg mit dem Fürsten von Neufchatel und mir in derselben Absicht einen Kahn. Wir setzten gegen Mitternacht über die Donau, der Kaiser war höchst müde; ich reichte ihm meinen Arm, um bis in das Haus zu gehen, welches er in dem Dorfe Ebersdorf, vor dem Uebergange über den Fluß, bewohnte. Sein Geist arbeitete, aber war keinesweges beunruhiget; als er ankam, warf er sich auf das Stroh und genoß einige Zeit der Ruhe. Es war noch nicht zwei Uhr, als die Sonne aufging, und er schon zu Pferde war, indem er die Feldwachten der Truppen durcheilte, welche sich bei dem Treffen wegen

des Durchbruchs der Brücke nicht hatten befinden können.

Die Bosheit hat gestrebt, den Kaiser als einen mißtrauischen Mann darzustellen, und bei dieser Gelegenheit, wo übelgesinnte Menschen Alles, was sie gewollt hätten, auf seine Person unternehmen konnten, hatte er in seinem Hauptquartier nur die portugiesische Legion zu seinem Schutze, welche ihn mit eben solcher Genauigkeit hütete, als es nur Veterane der Armee von Italien hätten thun können.

Die erste Sache, mit der er sich beschäftigte, war, einige Schiffe zu versammeln, um Lebensmittel auf die Insel Lobau zu schicken; man war glücklich genug diesen Zweck zu erreichen, die Armee versorgen zu können.

Man suchte darauf von allen Punkten der Donau Schiffe und Geräthe hinabkommen zu lassen, um die Brücken wieder zu erbauen, und man brachte es glücklich dahin. Sie waren schon wieder hergestellt, und man wollte die Cavalerie übersetzen lassen, als die Oesterreicher von neuem anfingen, mit Steinen belastete Schiffe auf uns los zu lassen, welche abermals die Brücke durchbrachen. Glücklicherweise geschah dieses am hellen Tage, und man konnte den Trümmern der Brücke in Nachen nacheilen, welche, da sie rascher hinabschwommen, die Trümmer einholten, sie an das linke Ufer führten, von wo man sie mit großen Anstrengungen bis zu den Brücken wieder hinauf führte. Diese mühsame Arbeit wäre nochmals ohne Erfolg geblieben, wenn wir nicht ein Corps von zwölf hundert Matrosen hätten anlangen sehen, die von Antwerpen kamen und von Seeoffizieren befehligt wurden. Dieses Corps wurde von

einem Bataillon Handwerker von allen Professionen, ebenfalls Seeleuten, begleitet; diese Sendung rettete uns. Die Matrosen wurden auf der Stelle den Pontonniers beigegeben; man ließ eine Menge sehr kleiner Nachen in dem Strome des Flusses kreuzen, die alle von einer verhältnißmäßigen Anzahl dieser Matrosen bestiegen waren. Die Nachen hielten sich an den Sandbänken auf, welche die Inseln begrenzen, von denen die Donau wie besäet ist, und wenn die Matrosen ein Schiff oder ein Floß ankommen sahen, ruderten sie auf dieselben los, bestiegen sie und führten die Fahrzeuge an einen sicheren Ort, so daß dieselben Schiffe, welche den Abend vorher unsere Brücken zertrümmerten, zuletzt uns die Mittel darreichten, sie wieder herzustellen. Darauf wurden sie nicht mehr durchbrochen, und man konnte auf das rechte Ufer die ganze Cavalerie, die Artillerie und Alles, was dort unnütz war, übersetzen lassen; die Pferde hatten seit dem Schlachttage nur von dem Grase und den Blättern der Insel gelebt.

Dieses war ein großer Vortheil, daß wir die wieder hergestellten Brücken vor einem neuen Durchbruche vermittelst aller der mit Matrosen besetzten Nachen sicher gestellt hatten, durch dieselben hatte man auch noch eine Verpfählung gebildet.

Der Kaiser schickte die Truppen in die Quartiere zurück, welche sie vor diesem unglücklichen Unternehmen inne hatten; er ließ auf der Insel nur den Marschall Massena mit seinem Corps. Er begriff nicht, daß die Oesterreicher nicht den Tag nach der Schlacht ihre ganze Artillerie dem Ufer des Donauarms, welcher die Insel trennte, genähert hatten, und daß sie nicht ein Kanonenfeuer gemacht hatten,

von dem nicht ein Schuß verloren gegangen wäre; sie hätten um so leichteres Spiel gehabt, als wir nichts hatten ihnen zu erwiedern, und wir auf der Insel einer auf dem andern lagen. Dieses ließ uns muthmaßen, daß sie auf einen Uebergang über den Fluß höher als Wien hinauf sönnen.

Der Kaiser brachte sein Heer auf die Weise unter, daß er es in einem Tage versammeln konnte; er behielt bei sich alle Infanterie, welche von der Insel auf das rechte Ufer übergegangen war, und ließ sie ein Lager aufschlagen. Er arbeitete an der Wiederherstellung seiner Artillerie, bei dieser Gelegenheit ernannte er auch den General la Riboissière zum Oberaufseher der Artillerie an der Stelle des General Songis, der von einer tödtlichen Krankheit befallen war. Man ergriff gleichfalls Maßregeln, um der Cavalerie Ersatzpferde zu verschaffen; alle diese Befehle, welche er zu ertheilen hatte, wurden im Verlauf eines Abends ausgefertigt, und er dachte seit dem folgenden Tage darauf, die nöthigen Materialien zu ergänzen, um einen neuen Uebergang zu bewerkstelligen, welchen er, wie er sagte, innerhalb eines Monats ausführen wolle. Er hatte nur eine Brücke über den Donauarm gehabt, welcher ihn von den Feinden schied, und er wollte deren viere haben, obgleich er noch nicht das erste Schiff zur Erbauung dreier, welche er verlangte, besaß. Er ließ auf der Insel Lobau das Seebataillon der Handwerker sich niederlassen, so wie die Ingenieurs dieses Corps, welche mit ihnen gekommen waren; er ließ von Wien Holzstücke von allen Größen und Gattungen herbeiführen.

In sehr wenigen Tagen waren alle Schiffe, be-

ren er benöthigt war, auf ihrem Kiel, und bald nachher auch in das Wasser gelassen, in einem der kleinen Arme, welche die Insel durchschneiden. Diese Arbeit machte den Seebauingenieurs sehr viel Ehre. Zu derselben Zeit, daß man auf der Insel Lobau dieses Brückengeräthe verfertigte, ließ der Kaiser die Erbauung einer Brücke auf Grundpfählen über die ganze Breite der Donau ausführen. Der General Bertrand, sein Adjutant, war es, der dieses prachtvolle Werk vollendete. Bertrand war in seiner Eigenschaft als Genieofficier einer der besten, welche Frankreich seit Herrn von Vauban gehabt hat; er ließ sich selbst mit allen Genieoffizieren und den Sapeurbataillons am Ufer des Flusses nieder.

Man hatte in dem unerschöpflichen Zeughause von Wien Holz in Menge gefunden, das zur Besserung der Wiener und Kremser Brücken bestimmt war, Tau- und Eisenwerk, ferner auch vierzig Rammblöcke mit dem Gerüste, um die Grundpfähle einzurammeln. Alles dieses wurde nach Ebersdorf geführt, und man änderte die Gegend um dieses Dorf in große Bauwerfte um, die denen eines großen Hafens glichen. Man arbeitete zu gleicher Zeit daran, die Grundpfähle einzurammeln, das Holz und die Bretter zu sägen, und die Schiffe zu bauen. Niemals hat die menschliche Einsicht so viele einzelne Umstände auf einmal umfaßt. Während man sich mit den Mitteln beschäftigte, den Fluß zu überschreiten, vernachlässigte man nicht, die Insel Lobau zu vertheidigen, welche auch dazu diente, den Uebergang auf das linke Ufer zu begünstigen. Man umgab den Donauarm mit Brustwehren und Schießscharten, welche man mit österreichischen Kanonen besetzte, die aus dem

Wiener Zeughause gezogen wurden, dessen sämmtliche Arbeitsleute der General La Riboissière versammelt hatte, welche, da sie sehr unglücklich waren, eingewilligt hatten, zu arbeiten, um die Ration des Soldaten zu erhalten. Dieser Theil der Armeeverwaltung schuf Wunder, und setzte eine ungeheuere Artillerie von jedem Caliber in brauchbaren Stand. Die Thätigkeit, welche man entfaltete, um neue Hülfsmittel zu erschaffen, konnte kaum von denen begriffen werden, die Zeugen derselben waren, und mit viel größerem Rechte kann sie nicht durch eine Erzählung geschildert werden, welche stets die Miene haben würde zu übertreiben.

Zu gleicher Zeit, daß der Kaiser in den Zeughäusern und auf den Werften arbeiten ließ, dachte er darauf, eine so zahlreiche Truppenmenge zusammenzuziehen, daß er nicht mehr einem so bösen Tage, als dem des 22. May's ausgesetzt wäre, noch selbst einem zweifelhaftem Treffen. Das, was sein Genie erdachte, und was sein Geist für Hindernisse zu überwinden hatte, ist unglaublich. Er schickte zuerst Befehl dem Vicekönige, der die Armee von Italien anführte, keine Zeit zu verlieren, um ihm seine Armee zuzuführen, was dieser Prinz auf der Stelle that; er hatte vier schöne Divisionen. Gleicherweise gebot er dem General Marmont, welcher in Dalmatien befehligte, zu ihm zu stoßen, ohne einen Augenblick zu verlieren; dieser General hatte zwei Divisionen bei sich, und konnte nur mitten durch eine unendliche Anzahl von lauter Hauptschwierigkeiten nach Wien gelangen. Das Ereigniß von Eßlingen war mit Sorgfalt und in Menge durch österreichische Agenten verbreitet worden, welche nichts unterließen, was die Hoffnung der Unterthanen ihrer Monarchie

erhalten konnte; so daß der General Marmont, als er alle diese Provinzen durchschritt, überall nur Aufstand und bösen Willen antraf. Man mußte von einem weit stärkern Gefühle als dem des Pflichteifers beseelt seyn, um alle diese Schwierigkeiten zu besiegen und ein Corps alter Truppen in gutem Stande herzuzuführen. Dieser Dienst wurde gar sehr vom Kaiser erkannt, der Marmont liebte, und froh war eine Gelegenheit zu erhalten, ihm zu zeigen, wie zufrieden er mit ihm wäre.

Im Beginn des Feldzuges hatte er französische Marschälle oder Generale abgesendet, um die verschiedenen Contingente der Bundesfürsten anzuführen; man war hierüber übereingekommen ohne Nachtheil gegen das Ansehen der Generale dieser Fürsten, welche über Alles geboten, was sich auf einzelne Kriegsvorfälle und auf die Kriegszucht dieser Corps bezog. Er hatte diese Generale an die Spitze dieser Contingente nur deswegen gesetzt, weil sie mehr an seine Weise, gehorcht seyn zu wollen, gewohnt waren, und um mit dem Fürsten von Neufchatel die Briefe in der nemlichen Art, als mit den übrigen französischen Generalen zu wechseln. Auf diese Art war der Marschall Bernadotte abgesendet, um den Oberbefehl über das sächsische Heer zu übernehmen, welches zwei schöne Infanteriedivisionen und eine Cavaleriedivision bildete. Ehe die österreichische Armee, welche in Böhmen war, sich mit der des Erzherzogs Karl vereinigt hatte, deckte das sächsische Corps Dresden; aber seitdem diese Vereinigung statt gefunden hatte, und nur einige Parteigänger nach Sachsen hinüberstreiften, hatte der Kaiser dieses sächsische zu sich gerufen, welches zuletzt anlangte, wegen der Umwege, welche es zu machen

hatte. Er forderte auch den König von Baiern auf, einige außergewöhnliche Anstrengungen noch obendrein gegen den Aufstand in Tyrol zu machen, damit er eine baierische Division dort herausziehen könne, um sie im Nothfall zu sich zu berufen. Alle die nöthigen Befehle zur Wiederergänzung seiner Armee waren in den ersten Tagen, welche den 22. May folgten, gegeben und abgefertigt worden. Es blieb ihm nur noch übrig, den Truppen seine Sorgfalt zu widmen, welche er bei sich hatte, und sie zu verhindern, daß sie nicht zusammen schmölzen, wie dieses gewöhnlich bei schwierigen Kriegsvorfällen sich ereignet. Er wandte sich den Hospitälern zu; er ließ sie regelmäßig durch seine Adjutanten besuchen. Nach der Schlacht ließ er durch dieselben Offiziere jedem verwundeten Soldaten ein Gnadengeschenk von 60 Franken in Thalern reichen, und darauf 150 bis 1,500 Franken den Offizieren den verschiedenen Graden gemäß, er schickte dergleichen sehr beträchtliche an die Generale, die in diesem Zustande waren. Während mehrerer Tage hatten die Adjutanten des Kaisers nur dieses zu thun; ich für einen Theil habe zwei ganze Tage dazu angewendet, um die Austheilung in den drei Hospitälern zu verrichten. Der Kaiser hatte empfohlen, daß man Alles hinzufügen möchte, was dazu dienen könnte, die unglücklichen Verwundeten zu trösten. So z. B. schritt man zu diesen Besuchen in den Hospitälern nur in großer Uniform, begleitet von den Kriegscommissären, den Gesundheitsbeamten und dem Director. Der Sekretaire des Hospitals ging voran mit den Listen der Kranken; er nannte sie, so wie das Regiment, zu welchem sie gehörten, und man legte zwölf Thaler von fünf Franken-

stücken an das Hauptende des Bettes des Verwundeten hin; zu dem Zwecke waren vier Diener, in der Livrée des Kaisers gekleidet, bestimmt, die Körbe voll Geld trugen; das Geld zu diesen Geschenken war nicht aus der Armenkasse genommen, sondern die Privatkasse des Kaisers lieferte es her.

Man hätte eine gar köstliche Sammlung für die Geschichte und den Ruhm des Kaisers aus allen den Ausdrücken der Erkenntlichkeit dieser braven Leute, so wie aus denen machen können, welche sie anwandten, um ihre Liebe und ihre Ergebenheit für seine Person zu bezeichnen. Einige wollten nicht diese zwölf Thaler ausgeben; aber an den Pforten des Grabes sagten noch ihre Thränen, wie sehr sie dieses Andenken ihres Feldherrn rühre. Der Kaiser schien mir in allen Dingen nie so bewundernswerth, als wenn er sich mit seinen Soldaten beschäftigte. Man erfreute sein Herz, wenn man ihnen Gutes that, und wenn man ihm sagte, daß er von ihnen geliebt wäre. Man hat ihn beschuldigt, sie nicht geschont zu haben, aber sie traten nie einer Gefahr entgegen, wo er nicht an ihrer Spitze war; er verrichtete allerlei Arbeiten an einem und demselben Tage und nur der niederträchtigste Haß kann das Gefühl verleumden, welches ihm das natürlichste war, und welches einer der tausend Ansprüche ist, welche seine ungeheuren Werke ihm auf die Huldigungen der Nachwelt geben. Die Soldaten verehrten ihn, und er liebte sie alle; keiner kann ihm mehr Anhänglichkeit bewahrt haben, als er für sie im Busen trug*).

---

*) Der Kaiser sah niemals die Truppen heldenmüthige Thaten verrichten, ohne das Bedürfniß zu fühlen, das Andenken der Braven, welchen Landes oder Jahrhunderts er auch wäre, zu

Er brachte den Junimonat ausnehmend thätig zu. Er war noch in Ebersdorf, wo er den Plan hatte zu bleiben bis zu dem Augenblicke des Uebergangs über die Donau, als er gezwungen wurde, dort wegzugehen, und sein Hauptquartier nach Schönbrunn zu verlegen; er blieb in Ebersdorf, weil er sich überzeugt hielt, daß die Feinde ihn nicht ruhig lassen würden, und er wollte bereit seyn, das zu ergreifen, was das Schicksal ihm Glückliches bieten würde.

---

ehren. Mitten in seinen Wiener Beschäftigungen im Jahre 1809. ließ er etwas für das des Ritters Bayard thun. Dieser Krieger war, wie man weiß, aus der Dauphiné; er war geboren im Jahre 1474 und starb 1524 auf dem Rückzuge von Rebec im Mailändischen.

Der Kaiser ließ mit großen Kosten die Kapelle wieder erbauen und ausbessern, in welcher dieser Held getauft worden war in dem Dorfe de la Martinière.

Der Kaiser befahl, daß man mit Feierlichkeit das Herz des Ritters Bayard dahin trage, welches dem unsinnigen Wüthen unseres bürgerlichen Zwiespalts entgangen war, und um desto mehr Ansehen dieser dem Andenken des Helden gewidmeten Huldigung zu geben, gebot er allen Bürger- und Kreisbehörden, derselben beizuwohnen, und indem man sich an den Ort begab, nichts zu unterlassen, was einen neuen Glanz den Tugenden des Helden geben konnte, dessen Andenken man erneuere. Man setzte auf die bleierne Büchse, welche das Herz des Ritters ohne Furcht und ohne Tadel enthielt, eine Inschrift zu seinem Lobe. Der Kaiser hatte sie selbst dictirt.

Elftes Kapitel.

Trauriger Eindruck, welchen die Schlacht von Eßlingen macht. — Noth der Wiener. — Der Kaiser von Oesterreich verharrt dabei, die Zufuhr zu hemmen. — Einzelne Umstände bei dem Tode des Marschalls Lannes. — Betragen Rußlands. — Wiederherstellung der Armee. — Der Erzherzog Johann droht über Presburg hervorzubrechen. — Anstalten, um den Platz anzugreifen. — Der Prinz Karl verlangt, daß man sie aufschiebe. — Die Proclamationen der Erzherzoge.

Die Schlacht von Eßlingen schien alle deutsche Köpfe in Feuer und Flammen gesetzt zu haben; in Preußen vorzüglich wollte man losbrechen, und wenn man nicht einen zweiten Erfolg als unbezweifelbar von Seiten der Oesterreicher betrachtet hätte, wäre man durch Nichts zurück gehalten worden. Die öffentliche Meinung war so arg, daß der Obrist eines Husarenregiments, mit Namen Schill, nicht sich fürchtete, seine Besatzung zu verlassen, und an der Spitze seines Regiments es fortzuführen, und den Vagabunden und Partheigänger in Gegenden zu spielen, wo es keine französischen Truppen gab. Der König von Preußen erkannte durchaus nicht das Benehmen dieses Obristen an; allein man ist berechtigt zu denken, daß, wenn der Obrist Schill nicht die geheimen Gesinnungen des Fürsten und der Nation gekannt hätte, er nicht so zu verfahren gewagt hätte, und von neuem die preußische Monarchie zu gefährden. Man

ließ ihn durch westphälische Truppen verfolgen, und er wurde in der Gegend von Stralsund getödtet.

Die moralische Wirkung hatte sich gänzlich gegen uns gewendet; es hätte für die deutschen Behörden hingereicht im ganzen Lande zu verbieten, daß irgend Lebensmittel nach Wien gebracht würden, um auch Gehorsam zu erhalten; man hörte nur von Aufständen sprechen in den Ländern, welche unsere Truppen räumten, um die Armee zu verstärken. Die Stellung war schwierig, und sie wurde gefährlich, weil eine Hungersnoth sich schon merken ließ. Es gab kein Brod bei den Bäckern mehr; Volksgruppen versammelten sich bei ihren Thüren; man war gezwungen, sie durch Wachen zu schützen. Darauf sah man den Kaiser in den Vorstädten herumreiten und mit dem Intendanten der Armee sich bemühen, den Ueberfluß nach Wien zurückzuführen, und zwar mit dem nemlichen Eifer, als wenn er für die Bevölkerung von Paris gearbeitet hätte.

Indeß was fürchtete er für seine Truppen? Die Magazine der Armee waren voll, und wenn die Bevölkerung Wiens hätte einen Aufruhr erregen wollen, so brauchte er sie nicht zu schonen.

Er sagte uns bisweilen: „Wahrhaftig! dem Kaiser von Oesterreich würde es weit mehr Ehre machen, wenn er über die Donau zurückkäme und seine Hauptstadt befreite, als seine Unterthanen auszuhungern, und mir die Sorge zu lassen, sie vor den Uebeln zu bewahren, welchen sein Haß gegen mich sie aussetzt.

Man darf nicht unterlassen zu erwähnen, daß in dieser traurigen Lage die Obrigkeiten von Wien den Kaiser baten, ihnen zu erlauben, eine Deputation an den Kaiser von Oesterreich zu senden, um von ihm

zu erhalten, daß er Befehl gäbe, auf der Donau und über die Grenze von Ungarn, Lebensmittel kommen zu lassen, deren seine Wiener Unterthanen bedurften.

Der Kaiser bewilligte ihre Bitte und ließ sie zu den Vorposten führen. Sie gingen wirklich bis in das Hauptquartier ihres Herrschers; allein sey es, daß der Fürst geglaubt hat, daß es eine List von unserer Seite wäre, um Lebensmittel zu erhalten, oder daß er andere Gründe hatte, um der Deputation nicht Alles zuzugestehen, was sie verlangte, sie kam mit dem schmerzlichen Gefühle zurück, das nicht erlangt zu haben, was sie gewünscht hatte; erst ein wenig später gab der Kaiser von Oesterreich gänzliche Freiheit in dieser Hinsicht, und wir erfuhren, daß es erst nachdem geschehen, als es ihm kund geworden, daß wir bei dieser Handlung der Menschlichkeit nicht die Hauptbetheiligten wären.

Während seines Aufenthalts zu Ebersdorf besuchte der Kaiser alle Nachmittage den Marschall Lannes, welcher nicht weiter hatte gebracht werden können, als bis in ein Haus des Dorfes. Eines Tages benachrichtigte man ihn, daß der Marschall Lannes ihn sprechen wolle; er eilte hin. Der Verstand des unglücklichen Generals fing an sich zu verwirren, doch seine Geisteskräfte kehrten zurück, als er den Kaiser erblickte. Er hatte geträumt, daß man ihn ermorden wolle, und so sagte er ihm, daß, da er nicht mehr gehen könne, er ihn gebeten habe, zu ihm zu kommen, damit er ihn vertheidigen möge. Der Kaiser betrübte sich gar sehr, ihn in diesem Zustande zu sehen, die Aerzte baten ihn hinauszugehen, weil der Kranke sich höchst schlecht befinde; er kehrte in seine

Wohnung sehr traurig zurück. Zwei Stunden darauf meldete man ihm nochmals, daß der Marschall Lannes ihm Lebewohl sagen wolle. Er ging hin; aber bei seiner Ankunft kam ihm der Arzt, Herr Yvan, entgegen, um ihm zu sagen, daß er schon seit einigen Minuten todt wäre. So endigte einer der bravsten Männer, welche in unseren Heeren gewesen waren. Er hatte für seine Freunde eine zu kurze Laufbahn, aber eine ohne Gleichen für die Ehre und den Ruhm.

Der Kaiser wurde sehr durch diesen Verlust in vielen Rücksichten gerührt. Er reiste noch denselben Abend von Ebersdorf ab, wir waren in den ersten Tagen des Juni, die Hitze war außerordentlich; um die Beschwerlichkeit des Staubes zu vermeiden, ließ der Kaiser Alles, was ihn begleitete, hinter sich bleiben, d. h. ungefähr funfzig Personen von allen Graden.

Er führte mich allein vorwärts; ich vermuthete, daß er mit mir von Rußland sprechen wolle, und wirklich war es dieses, was ihn beschäftigte. Er fragte mich, was ich von dem Streiche denke, den man ihm in diesem Lande gespielt hatte, indem er hinzufügte; „Ich habe gut daran gethan, nicht auf solche Bundesgenossen, wie jene, zuzählen, was konnte mir schlimmeres wiederfahren, wenn ich nicht den Frieden mit Rußland schloß? und welchen Vortheil habe ich von ihrem Bündnisse, wenn sie nicht im Stande sind, nur den Frieden in Deutschland zu sichern. Es ist wahrscheinlicher, daß sie sich auch mir gegenüber gestellt haben würden, wenn nicht ein Rest von menschlicher Ehrfurcht sie verhindert hätte, sogleich die beschworene Treue zu brechen; man kann sich nicht

täuschen; sie wünschen alle mein Verderben, aber sie wagen es nicht, sich dazu zu vereinigen.“

„Daß der Kaiser Alexander mir nicht zu Hülfe kommt, ist begreiflich; aber daß er Warschau im Angesichte seiner Armee überfallen läßt, man kann davon Alles glauben, was man will; dieses ist kein Bündniß, was ich dort habe, und dort bin ich hintergangen worden. Er glaubt vielleicht, mir eine große Gnade zu erweisen, wenn er sich nicht zu meinen Feinden reiht; wahrhaftig! hätte ich das vermuthen können, ehe ich die spanischen Angelegenheiten anfing, ich würde mich wenig über den Entschluß bekümmert haben, den er würde nehmen können. Und dann wird man sagen, daß ich meine Verbindlichkeiten nicht erfülle und daß ich nicht ruhig bleiben kann.“

Er richtete an mich darauf das Wort, um mich zu fragen, was ich vom St. Petersburger Hofe halte, meine Antwort war diese: „Ich glaube, Sire, daß alles persönliche Gefühl des Kaisers von Rußland für Ew. Maj. bei Seite gesetzt, es ihm nicht unangenehm ist, Sie beschäftigt zu sehen, und daß die Oesterreicher niemals den ungerechten Krieg angefangen haben würden, in welchen wir jetzt verwickelt sind, wenn sie nicht vorher wenigstens von der Unthätigkeit der Russen versichert worden wären. Aber ich glaube auch, daß in ganz Rußland der Kaiser noch der einzige ist, der an dem Bündnisse mit uns hält; daß von allen Seiten man ihn reizt den Krieg zu erklären, und daß, wenn wir ihm den Vorwand dazu geben, dieß ihm die wenige Kraft nehmen hieße, welche er der Meinung Aller, die ihn umgeben, noch entgegensetzt, und daher ihm freies Spiel geben. Es

ist freilich wahr, daß wir nichts bei diesem Bündnisse gewinnen, außer daß Rußland nicht gegen uns krieget; aber es wird niemals einen Krieg von uns abhalten, und ich glaube, daß man daran sehr gut thun wird, sich nicht in den Fall zu setzen, auf ihre Anstrengungen zu rechnen, obgleich sich wohl gar leicht eine Gelegenheit darbieten kann, in welcher wir derselben bedürfen möchten."

Der Kaiser hörte mir zu, aber er entgegnete kein Wort; er setzte seinen Ritt nur im Schritte fort bis an das Thor der Vorstädte Wiens, von wo er im Galop nach Schönbrunn eilte. Sein Hauptquartier blieb in diesem Schlosse bis zu dem Augenblicke, den Feldzug wieder zu eröffnen; aber alle Tage kam er, die Insel Lobau so wie die Arbeiten an der großen Brücke zu besichtigen.

Jede Woche, die so in Ruhe verfloß, gab ihm einen ungeheueren Vortheil; die Regimenter ergänzten sich, die Artillerie wurde wieder hergestellt, die österreichischen Kriegsvorräthe waren uns von einer großen Hülfe. Der Kaiser arbeitete fortwährend, und jeder folgte seinem Beispiele. Die außerordentlichsten Arbeiten, welche je in einen Feldzuge geleistet worden sind, waren die, welche das Gemeinwesen auf der Donau in diesem Jahre ausführte. Die römischen Heere haben nichts Aehnliches in ihren unsterblichen Werken geliefert. Man erwartete nur die gänzliche Vollendung der Unsrigen, um die Operationen zu beginnen, welche dem Feldzuge ein Ende setzen sollten. Die österreichischen Heere blieben nicht müßig, aber sie gingen nicht so rasch in der Arbeit vorwärts als wir. Das bedeutendste unter den Befehlen des Erzherzogs Karl, welcher das des Gene-

rals Kleinau mit dem seinigen vereinigt hatte, war fast senkrecht an der Donau gelagert, indem es seinen linken Flügel an dem Dorfe Markgrafneusiedel, sein Mitteltreffen in Wagram und seinen rechten Flügel gegen Aderklan zu hatte. Dieses Heer hatte einen Vortrab dem Ufer der Donau entlang, der Insel Lobau gegenüber. Dasjenige, welches in dem Herzogthume war, konnte, obgleich es doppelt so stark als die polnische Armee des Fürsten Poniatowsky war, doch niemals dieselbe zu einem ihr nachtheiligen Treffen nöthigen, vielmehr erwarb sie sich nur Ehre in allen Fällen, wo sie gezwungen worden, die Herausforderung anzunehmen. Wenn sie nur im geringsten unterstützt worden wäre, hätte sie im Großen einen Angriff unternommen, und würde unzweifelhaft Erfolge errungen haben, die ihrer Vaterlandsliebe und des Muthes würdig gewesen wären, der dem Krieger dieses Volkes eigenthümlich ist. Aber die Russen versprachen unaufhörlich zu marschiren, und rührten sich nicht. Diese Zusicherungen von Hülfe hatten nur zum Zwecke, sie Gefahren bloßzustellen*).

---

*) Brief des Fürsten Poniatowsky an den Generalquartiermeister.

Im Hauptquartier von Pulawy, den 27. Juni 1809.

Ihre Durchlaucht,

Ich habe die Ehre gehabt, zu Ihrer Hochfürstlichen Durchlaucht Kenntniß zu bringen am 21. dieses Monats, daß, ungeachtet der bestimmt eingegangenen Verbindlichkeit des Fürsten Galitzin, an diesem Tage zwei Divisionen seiner Armee über den San setzen zu lassen, man doch noch keine Anstalten zu diesem Zwecke bemerkt. In der That ist diese Maßregel, unter dem Vorwande des Mangels an Lebensmitteln, nur zum Theil zwei Tage später bewerkstelliget worden, und zwar mit der

Die österreichische Hauptarmee ließ einige Vorbereitungen zu einem Uebergange bei Presburg tref-

---

nemlichen Langsamkeit, welche bisher alle Bewegungen der russischen Truppen ausgezeichnet hat. Dieser Verzug hat dem österreichischen Corps, das sich auf das rechte Ufer der Weichsel begeben hatte, die Zeit gegeben, mit der größten Ruhe seinen Rückzug auszuführen, man hat auf keine Weise gesucht ihn zu stören. Die sichere Erfahrung, die man seit dieser Zeit bei der österreichischen Armee hat, daß sie unter den Befehlen des Fürsten Galitzin nicht über die Weichsel gehen würde, hat den Erzherzog Ferdinand bewogen, mit dem größten Theile seiner Streitkräfte vorzurücken, nemlich mit ungefähr fünf und zwanzig tausend Mann, bis auf die Piliza, und so bedroht er die Grenzen des Herzogthums. Diese Bewegung hat mich genöthigt, daß ich mich auf Pulawy begeben. Die Truppen unter meinen Befehlen befinden sich seit drei Tagen hier. Vermittelst der Brücke, welche ich über die Weichsel habe schlagen lassen, kann ich von diesem Punkte aus, ohne Galizien zu verlassen, den fernerweitigen Marsch des Feindes beobachten, mich, wenn es nöthig ist, auf das linke Ufer begeben, und wenn ich auf eine der äußersten Enden seiner Linie manöuvrire, dadurch meine Operationen mit denen der Generale Dombrowsky und Sockolniki vereinigen, welche mit ungefähr achttausend Mann eine Stellung bei Gora genommen haben. Meine ganze Cavalerie, die ich gegen Zwolin und Radom, von Infanterie unterstützt, geworfen habe, beobachtet die Bewegungen des Feindes, und findet sich im Stande, sich auf dem Punkte zu vereinigen, wo es am vortheilhaftesten etwas zu unternehmen seyn wird. Ich werde keine Gelegenheit vernachlässigen, und wenn selbst günstige Umstände den polnischen Truppen nicht gewähren sollten, neue Erfolge zu erkämpfen, so werde ich doch stets die Absichten Sr. Maj. des Kaisers erfüllen, indem ich hier ein bedeutend stärkeres österreichisches Truppencorps, als das, welches ich ihnen entgegen zu stellen habe, beschäftige. Die Ankunft der russischen Armee in Galizien, und da die Begebenheiten, die sie herbeigeführt hat, dem Feinde erlaubt haben, einen Theil des ganzen Galiziens zu

fen. Es befand sich dort ein Brückengeräth, und die Oesterreicher hatten sich eben auf einer kleinen Insel festgesetzt, die dieser Stadt gegenüber dem rechten Ufer sehr nahe liegt, von welcher sie nur durch einen sehr kleinen Donauarm geschieden war, so daß sie ihre große Brücke ganz nach ihrem Gefallen hätten schlagen können. Wenn dieser Uebergang ihnen gelungen wäre, so würde die Stellung des Kaisers gefährlich geworden seyn, weil dann die Vereinigung der österreichischen Heere bloß durch dieses Unternehmen hätte bewirkt werden können, und da es nur sechs Stunden von Presburg nach Wien sind, so würden alle unsere Arbeiten in Ebersdorf aufgegeben worden seyn, troß der Wichtigkeit, die es für uns hatte, sie fortzusetzen.

Der Kaiser befahl dem Marschall Davout, die

---

beunruhigen, das auf dem rechten Ufer der Weichsel gelegen ist, so hat dieser Umstand nothwendig die neuen Bildungen gehemmt und die russischen Generale tragen noch dazu bei, indem sie überall, wo sie hinkommen, österreichische Beamte einsetzen, die sich eine Pflicht daraus machen, die Einwohner zu plagen, und Alles zu unterdrücken, was dem Vortheile ihres Herrschers zuwider seyn kann. Ich hoffe indeß, daß der erprobte Eifer der Gallizier auch diese neue Fessel zu zerbrechen wissen wird, und daß wir nicht vergebens die Mittel angewendet haben werden, welche das Land bietet, um unsere Streitkräfte zu vermehren, wenn nicht der gänzliche Mangel an Waffen ihrem Verlangen Grenzen setzt, sich ein Vaterland zu verdienen, indem sie sich würdig des kaiserlichen Schutzes machen. Empfangen Sie gütigst, mein gnädiger Herr, die Zusicherung meiner hohen Achtung.

Der Divisionsgeneral, Oberbefehlshaber der polnischen Truppen des neunten Corps.

Joseph Fürst Poniatowsky.

Feinde zu zwingen, diese Insel zu räumen, und dieses wurde sogleich ins Werk gesetzt; er begleitete den Angriff, den er darauf that, mit einem Hundert Haubitzgranaten, welche er in Presburg hineinwarf. Diese Anstalten reichten hin; der österreichische Staab beklagte sich, daß diese große Stadt den Verheerungen einer Feuersbrunst ausgesetzt werde; und forderte, daß sie ihr erspart würde; der Kaiser willigte ein,*) und seit dieser Zeit wurden die Entwürfe zu einem Uebergange aufgegeben.

---

*) Bericht des Generalquartiermeisters an den Baron von Wimpfen.

Schönbrunn, den 30. Juni 1809.

Sobald als ich Ihren Brief vom 18., mein Herr Baron von Wimpfen, erhalten, habe ich ihn dem Kaiser unterleget. Die Arbeiten, welche Sie vor Presburg unternommen haben, die Schiffsbewegungen auf die Bollwerke zu, die Besetzung der verschanzten Inseln haben, nach dem Berichte des französischen dort befehligenden Generals, zu dem Angriffe auf diese Stadt bewogen. Es ist den Kriegsgrundsätzen gemäß, daß man die Pläne seines Feindes zu hintertreiben sucht, und allemal, daß man Vorbereitungen zu einem Angriffe in der Nähe einer großen Stadt macht, findet sie sich nothwendig großen Unfällen ausgesetzt, und denjenigen muß man dieselben zuschreiben, welche diesen Operationspunkt erwählt haben. Jedoch, Herr General von Wimpfen, hat es für Se. Maj. hingereicht zu wissen, daß es Ihrem Oberfeldherrn angenehm wäre, wenn der Angriff auf Presburg aufhöre, um mich sogleich zu berechtigen, den Befehl dazu zu geben. Der Kaiser, mein Herr, schenkt den Proclamationen junger unerfahrener Prinzen keine Aufmerksamkeit; aber es hat ihn sehr betrübet, daß Se. kaiserl. Hoheit der Erzherzog Karl, für welchen er seit sechzehn Jahren die Achtung gezeiget hat, die seinen großen Eigenschaften gebühret, auch eine Sprache geführet hat, die Se. Maj. nur dem zuschreibt, daß er sich vom Strome der Begebenheiten hat dahin reißen lassen. Er bittet Sie, bei Ihrem Oberfeldherrn

Die österreichische Armee, welche eben Italien geräumt hatte, war auf der Ebene vor der Stadt Raab, an dem Fluße gleiches Namens, angekommen, zu derselben Zeit, als die Armee unter den Befehlen des Vicekönigs von Italien die Gebirge überstiegen hatte, welche Deutschland von Italien trennen.

Der Vicekönig war auf die Armee losgegangen, welche vor Raab war. Er hatte ein wenig Mühe, sich auf der Ebene zu erhalten, doch indem er seine eigene Person aussetzte, führte er die Truppen zum Angriffe zurück, und es gelang ihm nicht bloß, sich dort zu erhalten, sondern er durchbrach die österreichische Armee, und zwang sie über Raab zurückzugehen, nachdem sie eine Besatzung in die Stadt dieses Namens gelegt hatte, deren Belagerung auf der Stelle begonnen wurde. Dem Kaiser lag sehr viel daran, diese Stadt in seiner Gewalt zu haben, damit den Feinden kein Uebergangsort mehr über diesen Fluß bliebe, und damit er den Vicekönig abberufen konnte, um Antheil an den großen Ereignissen zu nehmen, die er vorbereitete, und deren Anfang nahe war.

Man drängte so sehr die Arbeiter, daß man in wenigen Tagen das Feuer aus den Laufgräben eröffnen konnte. Die Feinde wollten ohne Zweifel nicht unnöthiger Weise eine so wichtige Stadt aufopfern, weil sie eine andere Weise angenommen hatten, die Armee, welche sie in dieser Gegend hatten, anzuwenden. Sie riefen dieselbe auf das linke Ufer

---

gütigst seine Grüße auszurichten. Ich bitte Sie, mein Herr, u. s. w.

Alexander.

der Donau, und sie begab sich nach Presburg, von wo sie eine Verbindung mit dem Erzherzoge Karl durch die auf der March geschlagenen Brücken unterhielt; derselbe Fluß trennt Ungarn von Mähren.

Die Oesterreicher waren damals in der That uns völlig gewachsen; sie hatten sogar die Corps zurückrufen können, welche sie in Polen hatten; die Polen waren keineswegs für eine Masse, wie die, welche dieselben zu der Zeit hatten, furchtbar. Selbst vorausgesetzt, daß die Russen aufrichtig gegen sie gewesen wären, so waren sie so weit entfernt, daß sie nur nach dem Ereignisse hätten eintreffen können. Aber statt dessen warteten sie, bis daß der Kaiser bereit wäre; der Schrecken, den sein Name ihnen einflößte, war so groß, daß sie nur daran dachten, was er thun würde, ohne das zu betrachten, was ihre Streitmacht ihnen zu unternehmen erlaubte.

Der Kaiser ließ keinen Tag vorbeigehen, an dem er nicht eine Musterung über einige Truppen gehalten, selbst untersucht hätte, ob die ertheilten Befehle vollstreckt worden wären; alle Nachmittage besuchte er auf der Insel Lobau die Bauwerke; bei diesen Musterungen hielt er auch das Gegenregister über die Befehle, welche er ertheilt hatte. Wenn er so in der Mitte der Artillerieoffiziere oder des Geniewesens war, konnte man nicht mehr ihn ihnen entreißen, und es war stets völlig dunkel, wenn wir nach Schönbrunn zurückkehrten.

Der so sehr ersehnte Augenblick kam endlich. In zwei und zwanzig Tagen einer beispiellosen Arbeit vollendete das Geniewesen unter den Befehlen des Generals Bertrand eine Brücke auf Grundpfählen von einem Ufer der Donau bis zu dem andern,

d. h. von einer Länge von zwei hundert vierzig Ruthen; diese Brücke diente zur Verpfählung der Schiffbrücke, welche unterhalb blieb; und oberhalb der auf Grundpfählen gab es noch eine andere auf Grundpfählen, die sowohl zur Verpfählung für die große, als auch zugleich zum Wege für die kleinen immerwährenden Mittheilungen diente, die den Marsch der Colonnen, welche auf den beiden großen Brücken hinüberzogen, hätten unterbrechen können. Unabhängig von diesen Mitteln gab es noch drei breite Brücken auf Gestellen, um über die beiden kleinen Arme, welche die Insel Lobau durchschnitten, hinüberzukommen, und zuletzt befanden sich in einer Art von Pfütze, welche mit dem Arme in Verbindung stand, der uns von den Feinden schied, erstlich: das Brückengeräthe, welches zum Uebergange am 20. Mai gedient hatte, ferner drei andere neue Geräthe, welche der Kaiser auf der Insel am Rande dieser Pfütze hatte erbauen lassen. Sie waren auf folgende Art geordnet: die beiden, welche im Hintergrunde waren, wurden von Brüchen gebildet, die zwei Schiffe enthielten, welche mit ihrem Zubehör versehen, schon mit ihren Balken und Bohlen bedeckt waren, so daß, um die Brücke zu schlagen, man nur fünf oder sechs dieser also ausgerüsteten Schiffe zusammenzusetzen brauchte. Diejenige, welche an der Mündnng der Pfütze sich befand, war vollkommen fertig mit ihren Bohlen bedeckt, und durfe also nur in einem einzigen Stücke hinuntergelassen zu werden, obgleich sie zwei hundert vierzig Fuß lang war. Ein Offizier des Seegeniewesens war der Erfinder derselben, der es auch auf sich nahm, sie an Ort und Stelle zu bringen. Dieses Werk hat so außerordent-

lich geschienen, daß die Artillerie ein Muster von demselben genommen hat, welches ich später zu Paris im Saale des Conservatoriums dieses Corps für Kunstgegenstände gesehen habe. Die Brücke, welche bei dem ersten Uebergange gedient hatte, war auf Karren geladen worden, und ferner wurde noch eine Brücke, auf Handelsschiffen erbaut, in der großen Donau bereit gehalten, um an der Mündung des Armes geschlagen werden zu können, den wir überschreiten mußten. Das Ufer dieses letzten Armes des Flusses war in seiner ganzen Länge mit einer großen Anzahl österreichischer Kanonen besetzt, für welche man neue Lafetten im Wiener Zeughause hatte machen lassen. Der größte Theil derselben war von einem sehr großen Kaliber, und befanden sich früher auf den Wällen Wiens ohne Lafetten, oder auch in den Gräben. Man hatte in Ebersdorf Lebensmittel für die ganze ungeheure Armee versammelt, welche sich dort einfinden sollte; die Armeeverwaltung war auch in Hinsicht auf die Hospitäler gehörig vorbereitet.

Der Junimonat war ohne Sturm weder in der Ferne noch in unserer Nähe verflossen; der Kaiser ließ an alle Corps die Befehle ausfertigen, sich in Ebersdorf zu versammeln; sie waren schon seit mehreren Tagen geschrieben und unterzeichnet; sie trugen genau das Datum ihrer Ausfertigung und die Tagesstunde, an welcher man sich in Ebersdorf einfinden sollte. Die Offiziere, welche sie überbringen sollten, waren im Hauptquartiere zurückgehalten worden, von wo sie sich nicht entfernen durften. Nachdem aber diese Anstalten getroffen worden, blieb der Kaiser nur noch einen oder zwei Tage in Schön-

brunn, wo er mit Herrn Maret arbeitete, der ihm regelmäßig die Briefschaften der Minister überbrachte, welche in jeder Woche bei der Armee durch einen Auditeur des Staatsraths anlangten, wie ich es schon gesagt habe.

Zwölftes Kapitel.

Das Heer zieht sich auf der Insel Lobau zusammen. — Anstalten zum Angriffe. — Der österreichische Parlementär. — Die Brücke aus einem Stücke. — Heftiger Sturm. — Der Kaiser ist die ganze Nacht zu Pferde. — Das Corps Oudinots beginnt das Treffen.

Der Kaiser reiste den 2. Juli am Nachmittage von Schönbrunn ab, um von neuem sein Hauptquartier nach Ebersdorf zu verlegen; er ertheilte mir den Befehl, alles übrige Gepäck aus jedem Hauptquartiere den folgenden Tag dahin kommen zu lassen und keinen Franzosen in Schönbrunn nachzulassen. —

Den 3. stieg er bei dem Anbruch des Tages zu Pferde und gab Befehle, daß sein ganzes Gefolge sich in seine Zelte begebe, die auf der Insel Lobau aufgeschlagen waren.

Seit dem Nachmittage des zweiten Juli fingen die Truppen an, in allen Richtungen anzukommen, in der Nacht vom 2. auf den 3., am ganzen Tage des 3., in der Nacht vom 3 auf den 4. und endlich im Verlauf des 4. Sie zogen über die beiden Brücken, um auf der Insel Lobau Platz zu nehmen. Hundert und funfzig tausend Mann Infanterie, sieben hundert funfzig Feldstücke und drei hundert Schwadronen Reiterei bildeten die Armee des Kaisers. Die

verschiedenen Armeecorps wurden auf der Insel der Ordnung gemäß untergebracht, in welcher sie über die Brücken des letzten Armes hinüber gehen sollten, um die Anhäufungen zu vermeiden.

Der General Oudinot nahm den äußersten rechten Flügel ein, hinter ihm befand sich das Corps des Marschalls Davout, zur Linken hinter dem Corps Massenas war die Armee von Italien, ihr zur Seite das Corps Marmont's, das aus Dalmatien anlangte, zu seiner Linken war Bernadotte, welcher eben mit den Sachsen angekommen war. Ich erinnere mich nicht, wo die Würtemberger ihren Platz hatten; ich glaube sie sollten nur in Reserve ankommen.

Die Reiterei wurde hinter der Infanterie aufgestellt. Man war so sehr auf dieser Insel zusammengedrängt, daß man sich in allen Richtungen berührte.

Den 4. ließ der Kaiser an dem nemlichen Orte als am 20. Mai die Brücke wieder schlagen, welche zum ersten Uebergange gedient hatte, und der Marschall Massena ließ darauf das Bollwerk besetzen, das in dieser Gegend den Donauarm einfaßt, aber sonst nichts mehr. Wahrscheinlich weckte dieses die Feinde auf, weil sie denselben Tag einen Oberoffizier als Parlementär sandten, unter einem Vorwande, dessen ich mich nicht mehr entsinne, aber in der That, um zu erfahren zu suchen, was wir auf dieser Insel machten. Man führte diesen Parlementär zu dem Kaiser, welcher befahl ihm die Augen auf zu binden, darauf sagte er ihm: „Mein Herr, ich vermuthe, weswegen man hergeschickt hat; desto schlimmer für Ihren Feldherrn, wenn er nicht weiß, daß ich morgen mit Allem, was Sie sahen, über die Donau gehe.

Es sind hier hundert achtzig tausend Mann; die Tage sind lang; Unheil dem Besiegten! Ich kann Sie nicht zu Ihrem Heere zurückkehren lassen, man wird Sie nach Wien zu Ihrer Familie führen, wo sie bis zum Ausgange des Ereignisses bleiben werden.

Der Kaiser wußte, daß dieser General, welcher Wolf hieß, ein Bruder der Frau von Kaunitz war, welche unter der Anzahl Damen sich befand, die keine Zeit gehabt hatten, Wien bei unserer Annäherung zu verlassen, in der That ließ er ihn zu ihr führen.

Man hat Mühe zu begreifen, wie dem österreichischen Heere im Mittelpunkte seines Landes unsere Anstalten in dem Grade unbekannt waren, daß man nicht die Vorsicht gebraucht hatte, die Armee herbeizurufen, welche in Presburg war, von wo sie den zweiten spätestens hätte abgehen müssen. Aber das Glück krönte die Nachtwachen und die Mühen des Kaisers; es hatte gewollt, daß seine Armee zuerst bereit wäre. Diese Insel Lobau war gleichsam ein Thal von Josaphat; solche, die sich seit sechs Jahren verlassen hatten, ohne je einander seitdem begegnet zu seyn, fanden sich dort an dem Ufer der Donau wieder. Das Corps des Generals Marmont, welches aus Dalmatien anlangte, war aus einigen Truppen zusammengesetzt, welche man seit dem Boulogner Lager nicht gesehen hatte.

Am Nachmittage des 4. war Alles bereit, und man bemerkte auf dem feindlichen Ufer keine außerordentlichen Anstalten. Sobald als die Nacht angebrochen war, ließ der Kaiser selbst, der ein Pferd bestiegen hatte, das Unternehmen auf der Rechten anfangen, wo das Corps des Generals Oudinot war. Alles war so gut veranstaltet, daß die Brücke in ei-

nem Augenblicke geschlagen war; über welche diese Truppen hinübergingen, und den Punkt besetzten, welchen sie wegzunehmen den Auftrag hatten. Ich habe vergessen zu sagen, daß er in der Frühe des 4. eine zweite Brücke für das Corps des Marschalls Massena schlagen ließ, zwei hundert Ruthen ungefähr unterhalb derjenigen, welche zum ersten Uebergange gedient hatte. Diese zweite Brücke wurde von den Oesterreichern den ganzen Tag über beschossen, ohne daß nur ein Mann, ja nicht einmal ein Fahrzeug getroffen wurde. Man hatte diese Brücke aus den Ueberbleibseln der Materialien verfertigt.

Nachdem man die Brücke errichtet hatte, die für das Corps des Generals Oudinot bestimmt war, ließ der Kaiser die drei Brücken schlagen, welche in der Pfütze aufbewahrt waren, von der ich eben gesprochen habe. Da man nicht mehr das Matrosencorps zur Erhaltung der großen Schiffsbrücke nöthig gehabt hatte, so hatte man es zu dem Dienste bei allen diesen verschiedenen Brücken vertheilt, so daß überall sich ein Uebermaß von Armen befand.

Die Brücke aus einem einzigen Stücke kam zuerst heraus; ihr ruderte ein Nachen voran, den einige kraftvolle Pontonniers bestiegen hatten. Sie warfen am entgegengesetzten Ufer einen Anker aus, vermittelst dessen andere Pontonniers die Brücke, auf welcher sie selbst ihren Platz hatten, heranzogen. Das Zugseil, an welches sie befestigt werden sollte, war vorher in Bereitschaft gesetzt worden, und man hatte sie nur noch an beiden Enden fest zu machen; diese Arbeit war so gut veranstaltet, daß in der zehnten Minute, nachdem diese Brücke aus der Pfütze her-

ausgekommen, die Truppen schon auf ihr hinübergingen.

Die beiden andern Brücken wurden zu gleicher Zeit geschlagen, sie erforderten ein wenig mehr Zeit, nichts desto weniger gelang das Ganze nach Wunsch. Kaum daß die Feinde dessen anfangs gewahr geworden waren; es fiel in dieser Nacht ein Ungewitter, das jedermann durchnäßte, nur die Garde war vor einem Regen geschützt, der in Strömen sich ergoß; er war so heftig, daß niemand gearbeitet hätte, wenn der Kaiser selbst nicht dabei gewesen wäre. Er stand an dem Ufer des Flusses, horchte nach, was sich auf dem feindlichen Ufer zutrug, beaufsichtigte selbst die Pontonniers, welche ihn mitten in der Finsterniß und durchnäßt, als wenn er in die Donau getaucht worden wäre, unter sich erblickten. Diesem Ungewitter, dem Zischen der Blitze, dem Brüllen des Donners gesellte sich daß furchtbare Tosen der gesammten Artillerie, mit welcher die Batterien den Fluß entlang besetzt war, sie spieen während zwei Stunden ihre Kugeln, Granaten, Kartätschen auf das feindliche Ufer aus, auch betraten unsere Truppen dasselbe, ohne irgend einer Schwierigkeit zu begegnen.

Nachdem alle Brücken geschlagen worden, befahl der Kaiser, daß man die Truppen hinübergehen ließe, und während sie auf das andere Ufer zogen, überließ er sich ein wenig der Ruhe, da er die ganze Nacht in diesem Ungewitter zu Pferde gewesen war, er hatte nur den Vicekönig von Italien, den Fürsten von Neufchatel und mich bei sich. Es dauerte nicht lange, so war er wieder zu Pferde. Es war den 5. früh am Morgen, als er auf das linke Ufer hinüberging, worauf er anfing die Schlachtordnung

seines Heeres zu ordnen, welches sich, nach seinem Uebergange, in folgender Ordnung fand:

Massena auf dem linken Flügel, unter seinen Befehlen standen Molitor, Boudet, Legrand und Carra Saint-Cyr; — zu seiner Rechten Bernadotte mit den Sachsen; zu dessen Rechten Oudinot und zuletzt auf dem äußersten rechten Flügel der Marschall Davout mit den Divisionen Friant, Gudin und Morand.

In der zweiten Linie stand zur Linken der Vicekönig mit den vier Divisionen der Armee von Italien; zu seiner Rechten Marmont mit zwei Divisionen;

In Reserve wurde die Garde zu Fuß aus sechs Regimentern bestehend gehalten;

In der dritten Linie befand sich die Cavalerie aus vier Divisionen leichter Reiterei, drei Dragoner- und drei Kürassierabtheilungen zusammengesetzt; ferner aus der Garde, die vier Regimenter enthielt, und zuletzt aus der sächsischen Cavalerie. Die erste Bewegung, welche diese ganze Armee vornahm, nachdem sie ihren Uebergang bewerkstelliget hatte, d. h. um 10 Uhr Morgens, war die, daß sie ihre Fronte auf dem äußersten linken Flügel änderte, indem sie ihren rechten Flügel vorwärts schob. Diese Bewegung dauerte sehr lang. Der rechte Flügel hatte mehr als zwei Stunden zurückzulegen, um in Linie einzutreten. Der Kaiser eilte nur allenthalben umher, um den Platz zu erkunden, in Erwartung, daß seine Armee aufgestellt war; er machte an diesem Tage einen unglaublichen Weg. Er hatte noch seine kräf-

tige Gesundheit und konnte so lange zu Pferde bleiben als es ihm beliebte. In den zwei und siebzig Stunden der Tage des 4. 5. und 6. Juli brachte er wenigstens sechzig Stunden zu Pferde zu. Es war ungefähr zwei Uhr Nachmittags, als seine Armee ihre Bewegung vollendet hatte, und daß er sie vorwärts schieben konnte. Er erwartete irgend ein Hinderniß in der Ebene auf der andern Seite der Donau zu finden, als geschlossene Schanzen, welche die Entfaltung seiner Colonnen gehindert hätten; statt dessen zog sich Alles vor ihm zurück, und der einzige Augenblick, wo man ihn vortheilhaft bekämpfen konnte, der des Ueberganges über die Brücken, kostete ihm nicht einen Mann. Er bezeigte sein Erstauen, die österreichische Armee nicht zu finden, und daß man ihn so viel Hindernisse übersteigen ließe, ohne ihm etwas streitig zu machen. Man wußte noch nicht auf eine bestimmte Weise den Entschluß, welchem das Heer des Erzherzogs, das in Presburg war, gefaßt hatte. Der Kaiser hatte gemeint, daß es sich der Armee des Erzherzogs Karl angeschlossen haben würde, welchen er von seinem Uebergange unterrichtet vermuthete. Als seine Armee sich in Bereitschaft fand, ließ er sie gerade vor sich marschieren, und erst gegen vier Uhr Abends langte sie im Angesicht des österreichischen Heeres an, welches sich nicht aus seiner Stellung bei Wagram gerührt hatte*).

---

*) Alle großen Kriegsmächte haben zum größten Theile Ingenieurs gehabt, die ein Vergnügen daran gefunden haben, die Topographie der Gegenden um die Hauptstadt zu entwerfen, und die ihre Nachforschungen mit einer Schrift zur Vertheidigung derselben begleitet haben, in Gestalt eines Feldzugspla-

Zu dieser Zeit erfuhren wir auch erst, daß das Corps, welches in Presburg war, sich nicht mit demselben vereinigt hatte. Da es nun aber diese Vereinigung nicht mehr bewerkstelligen konnte, ohne einen großen Umweg zu machen, so beschäftigte sich der Kaiser gar nicht mit ihm, und dachte nur daran, den Erzherzog Karl angreifen zu lassen, dessen obgleich sehr

---

nes, in welchen sie die Stellungen anzeigen, die man nehmen müsse im Falle eines feindlichen Einbruchs, im Falle der Mittelpunkt der Monarchie bedroht wäre. Sie haben Alles vorausgesehen und Rathschläge für alle einzelnen Umstände gegeben. Diesen Schriften sind schöne Pläne hinzugefügt, wo der Standort jedes Corps bezeichnet ist, die Lage der Hauptwachen, der Schildwachen, die geringsten Kleinigkeiten, um das Lager aufzuschlagen, sind sorgfältig erwogen, aber diese geschickten Leute haben nur eine Sache vergessen, nemlich die, der feindlichen Armee ihren Platz anzuweisen, wie es immer geschieht.

Wir haben in dem kaiserlichen Cabinete von Wien ein köstliches Werk als Topographie gefunden, dem eine Schrift zur Vertheidigung hinzugefügt war, genau für den Fall, in welchem sich die österreichische Monarchie eben befand. Die Karte der Gegenden um Wien bot den Entwurf eines Lagers dar, um den Uebergang über die March zu vertheidigen, indem man sich bei Schloßhof aufstellte, und den eines zweiten Lagers, um ganz die Stellung einzunehmen, welche der Erzherzog Karl zu Wagram genommen hatte. Der österreichische Ingenieur, welcher dieses schöne Werk verfertigt hat, sagt nicht ein Wort von der Insel Lobau, noch von den sechs in einer Nacht geschlagenen Brücken, und sicherlich, wenn er hätte vermuthen können, daß diese weite Insel ein Waffenplatz werden würde, aus welcher man hundert achtzig tausend Mann hervorbrechen lassen würde, so hätte er nicht den Rath gegeben, sie frei herüberkommen zu lassen, und sie in Wagram erwarten zu wollen.

gute Stellung doch zu sehr ausgedehnt war, um nicht schwache Stellen darzubieten.

Gegen sechs Uhr Abends begann das Kanonenfeuer im Mitteltreffen der beiden Heere; unser rechter Flügel marschirte noch, weil die Stellung des feindlichen linken Flügels einen kleinen Widerstand leistete, jedoch der Art, daß sich dort an diesem Abende nichts zutrug.

Unser linker Flügel hatte ein Gefecht mit dem rechten der Feinde, allein dieses hatte nicht viel zu bedeuten, man hatte von beiden Seiten nur die Absicht, sich für den folgenden Tag aufzustellen. Im Mitteltreffen fielen ernstere Dinge vor; da der Kaiser die feindliche Armee so nahe sah, so versuchte er, mit unserm Mitteltreffen vorzurücken, um, wenn es möglich wäre, durchzudringen und sich auf der Höhenfläche festzusetzen, wo sich das österreichische Heer befand, indem er jedoch nur hartnäckig darauf bestehen wollte, was möglich wäre zu erlangen.

Man ließ die Truppen eine Zeitlang ausruhen. Der Punkt, auf welchem sich der General Oudinot befand, war am weitesten nach vorne, er war der erste in Bereitschaft anzugreifen, man ließ ihn durch eine Division der Armee von Italien unterstützen. Der Kaiser hatte befohlen, daß diese beiden Colonnen angriffen; die Division der Armee von Italien hatte einen ein wenig weiteren Raum zu durchschreiten, so daß sie nicht zugleich hinanstiegen. Die Division des Generals Oudinot stellte sich zuerst an dem Rande der Höhenfläche dar, von wo sie fast sogleich über dem Haufen geworfen und in großer Unordnung zurückgetrieben wurde; man stellte die Ordnung wieder her, indem man Cavalerie vorschob, um die

Soldaten zu sammeln, die in der That ungeachtet des Kanonenfeuers sogleich wieder in ihre Reihen traten.

Die Division der italiänischen Armee war nicht glücklicher; sie hatte das 106. Regiment an der Spitze, sie wurde, so wie sie sich auf der Höhenfläche zeigte, angegriffen und in die Flucht bis nach unten unter den Schutz unseres Geschützes zurückgeführt; sie verlor bei dieser Gelegenheit einen ihrer Adler.

Der Kaiser war in diesem Augenblick der Verwirrung gegenwärtig, und wollte keine Folge diesen beiden Angriffen geben, weil die Nacht herannahte. Uebrigens war ein entscheidendes Ereigniß für den folgenden Tag unfehlbar. Man hat ein Beispiel an dem Uebel, welches uns der Verlust am Abend des 21. Mai für die Schlacht des darauf folgenden 22. verursacht hatte. Daher befahl der Kaiser Stellung zu nehmen und keine Feindseligkeiten zu beginnen, damit die Nacht ruhig hinginge. Er errichtete seine Feldwacht unter den Grenadieren und den Gardejägern zu Fuß, die er bis in die erste Linie hatte vorrücken lassen; er ließ die Generale rufen, welche den Oberbefehl über die Armeecorps hatten, und brachte einen großen Theil der Nacht hin, mit ihnen Alles zu besprechen, was sich am folgenden Tage möglicherweise ereignen könnte.

Der Marschall Massena hatte am Abende vor dem Uebergange über die Donau einen Fall vom Pferde gethan, was ihn nöthigte, sich in einer Kalesche auf das Schlachtfeld führen zu lassen. Der Kaiser hatte ihm einen Nachfolger geben wollen, aber er bat gar sehr, es nicht zu thun; da jedoch der Kaiser einsah, daß an einem Tage, der so mühevoll wer=

den würde, der Marschall Massena sich in einer Kalesche nicht überall werde hinbegeben können, wo er zu Pferde seyn könnte, so gab er ihm einen seiner Adjutanten zu Hülfe.

Der Kaiser hatte anfangs den Gedanken gehabt, mich hinzuschicken; er hatte sogar mit mir davon gesprochen, obgleich ich bei ihm mit dem Dienste des Herrn von Caulaincourt beauftragt und ihm sehr nothwendig war; allein er wollte den Marschall nicht kränken, der in diesem Falle sein Armeecorps verlassen hätte. Er zog es also vor, Reille zu senden, welcher Adjutant des Marschalls gewesen und gewöhnt war, ihm zu gehorchen, damit er jemanden bei sich habe, der seines Vertrauens genoß.

Das Corps des Generals Massena war noch nicht mit uns in der Linie; als der Kaiser den Marschall Massena zu seinen Truppen zurücksandte, sagte er ihm, daß er sie den folgenden Morgen früh herbeiführen möchte, um sich der Hauptarmee anzuschließen.

Er schickte nach einander alle Oberbefehlshaber zu ihren Corps; nur der Marschall Davout blieb einen großen Theil der Nacht bei ihm.

Die Ebene, auf welcher die Armee gelagert war, war so leer von Bäumen und Wohnungen, daß es nicht ein Feuer von der Rechten bis zur Linken gab. Man hatte viele Mühe, ein Paar Strohbündel und einige Thürentrümmer zu finden, um ein sehr kleines für den Kaiser anzumachen; jedermann schlief in seinem Mantel, und man fror gar sehr die ganze Nacht hindurch.

Ich brachte sie neben dem Feuer stehend hin, weil der Kaiser mir den Auftrag ertheilt hatte, darüber zu wachen, was man den Offizieren und Or=

donnanzen antwortete, welche in solchen Fällen die Nacht mitten durch die Linien hindurcheilen, indem sie sehr oft den Kaiser und die Generale suchen, welche die Armeecorps befehligen; er sorgte für die geringsten Kleinigkeiten den Abend vor einer Schlacht, und wollte, daß man Niemanden fortgehen ließe, ohne ihm die Nachweisungen zu geben, deren er bedurfte.

Er schlief nicht viel in dieser Nacht; ich hatte mich vor ihn gestellt, um ihm die Augen vor der Hitze des Feuers mit den Schooßen meines Mantels zu bewahren, und sey es nun, daß er fror, oder daß sein Geist zu sehr beschäftigt war, er war schon bei Sonnenaufgang wach; er ließ erst gegen vier Uhr Morgens die Waffen ergreifen; es war am 6. Juli 1809.

Dreizehntes Kapitel.

Der Feind beginnt den Angriff. — Unser linker Flügel wird geschlagen. — Der Kaiser durcheilt die Linie zwei Mal mitten in einem Kugelregen. — Tod Bessières. — Worte des Kaisers. — Der General Reille. — Macdonald. — Erfolg der Schlacht von Wagram. — Ahndungsgefühl des Generals Lasalle vor der Schlacht. — Sein Tod. —

Die Feinde begannen den Angriff mit ihrem linken Flügel auf unsern rechten, d. h. auf das Corps des Marschalls Davout, der sich bei dem Dorfe Margraf-Neusiedel zeigte. Von dem Punkte, wo wir uns befanden, nannten wir das Dorf la Tour-Carrée (den viereckigen Thurm), weil dort in der That ein altes Ritterschloß war, über welches sich ein großer viereckiger Thurm erhob, den man von allen Punkten der Ebene bemerkte.

Ich glaube gehört zu haben, daß der Fürst Johann von Lichtenstein den Angriff gegen den Marschall Davout ausführte; er geschah mit ziemlicher Lebhaftigkeit, um uns zu überzeugen, daß er ein ernsthaftes Unternehmen von Seiten der Feinde auf diesem Punkte wäre; wir konnten bei ihnen die Absicht muthmaßen, unsere Rechte zu überflügeln, um sich mit dem Corps in Verbindung zu setzen, welches von Presburg unterweges seyn mußte. Aber was auch ihre Absicht gewesen, der Kaiser befahl dem

Marschall Davout, sie lebhaft zurückzutreiben, und schickte ihm die Cavaleriedivision von Nansouty, welche eine Artilleriecompagnie zu Pferde hatte, um ihm zu helfen, von einem Erfolge Gebrauch zu machen. Man muß hiebei bemerken, daß der Marschall schon die Kürassierdivision des Herzogs von Padua hatte, welche vor der Schlacht von Eßlingen diejenige war, die der General d'Espagne anführte. Der Kampf hub bald an. Der Kaiser begab sich hin und ließ in dieser Richtung die sämmtliche Garde zu Fuß und zu Pferde mit ihrer ganzen Artillerie marschiren, indem er in der Erwartung war, das Corps, das von Presburg kam, erscheinen zu sehen; allein kaum war der Kaiser dort angekommen, als wir die österreichische Armee in Bewegung sahen, sich vor dem Marschall Davout zurückzuziehen, und ein dem unsrigen entgegengesetztes Manoeuver zu machen. Der Kaiser hielt die Bewegung der Garde an, und begann zu beobachten, was die Feinde thaten. Der General Reille kam von dem Corps Massena's in diesem Augenblicke an, und benachrichtigte uns, daß die Sachen auf dieser Seite schlimm stünden, daß alle Anstrengungen des österreichischen Heeres sich auf diesen Punkt richteten, und daß nicht ein Augenblick zu verlieren wäre, um sich dorthin zu verfügen, das heißt, das ganze Schlachtfeld von der Rechten zur Linken zu durchschneiden. Der Kaiser schickte zuerst mit dem General Reille den Fürsten von Neufchatel zurück, welcher an einem Schlachttage sich nicht schonte und gut beobachtete; er ließ die Garde in einer der eben befolgten entgegengesetzten Richtung marschiren. Sie führte diese Bewegung aus, indem sie an ihrer Spitze ihre Artillerie hatte, die aus achtzig Feuerschlünden

bestand. Der Kaiser eilte der vordersten Reihe aller Truppen vorbei und langte auf dem linken Flügel an, der nicht mehr existirte, d. h. das Corps des Marschalls Massena war in einem Zustande vollständiger Auflösung, und die vier Divisionen, aus denen es bestand, zeigten nicht ein einziges vereinigtes Corps, so daß der linke Flügel unserer Armee in der That die Sachsen von Bernadotte angeführt war, welcher eine Stunde vorher die Rechte des Marschalls Massena war.

Auf folgende Weise war dieses geschehen.

Der Marschall Massena hatte den ganzen Morgen manoeuvrirt, um sich an die Hauptarmee anzuschließen. Während er diese Bewegung ausführte, verstärkte die österreichische beträchtlich ihren rechten Flügel, in der Absicht unseren linken anzugreifen; daher kam es, daß der Marschall Massena in einem so kurzen Zeitraume zu Grunde gerichtet wurde, daß man kaum Zeit hatte daran zu denken, ihm Hülfe zu bringen. Indem er seine Bewegung ausführte, um seine Vereinigung mit dem Kaiser zu bewerkstelligen, hatte er das Dorf Aderklau angreifen müssen, die Division des Generals Carra Saint-Cyr erhielt den Auftrag dazu. Das 24. leichte Infanterieregiment, das an der Spitze der Colonne war, fiel zuerst und so lebhaft an, daß es das Dorf einnahm; das Glück schien die Sorge übernommen zu haben, uns auf der andern Seite des Dorfes Aderklau einen weiten Hohlweg finden zu lassen (denjenigen, der nach Wagram führt), wo die Soldaten dieses braven Regiments bis an die Schultern gedeckt gewesen wären. Der gesunde Menschenverstand zeigte schon, daß man sich in diesen Weg werfen müsse, welcher eine natür-

liche Verschanzung war; aber durch einen Hauptfehler dessen, der dort befehligte, ließ man den Hohlweg vom 24. Regimente überschreiten, um es am Eingange des Dorfes aufzustellen, wo es vom Kopfe bis auf die Füße ungedeckt war, eines der mörderischesten Flintenfeuer aushielt, angegriffen wurde, nachdem es einen starken Verlust erlitten hatte, und in die Unordnung seines Rückzuges den übrigen Theil der Division von Saint-Cyr mit hineinzog, in welcher viele Bundestruppen waren, solche wie die Bader, Darmstädter u. s. w.

Die unordentliche Flucht führte diejenigen Truppen herbei, welche von den Generalen Legrand und Boudet angeführt wurden. Dieser letzte verlor all sein Geschütz, und mit einem Worte, unser linker Flügel war nur noch eine breite Lücke, durch welche der rechte Flügel der österreichischen Armee so weit vordrang, daß die Batterien von der Insel Lobau, welche unsern Uebergang beschützt hatten, gezwungen waren, ihr furchtbares Feuer wieder anzufangen, um die feindlichen Colonnen aufzuhalten, welche höchst verwegen auf unsere Brücken losgingen; der rechte Flügel der Feinde nahm eine Stellung senkrecht unserm linken gegenüber, was uns gezwungen hatte, einen Winkel gegen denselben zu machen, dem Feuer der Feinde ein gleiches entgegensetzen zu können.

Sie hatten Artillerie aufgestellt, welche den Winkel beschoß, d. h. die Spitze, und zu gleicher Zeit die beiden Seiten des Winkels.

Ich weiß nicht, was der Kaiser vor hatte, allein er blieb eine gute Stunde bei diesem Winkel, der eine wahrhafte Traufe von Kugeln war; und da dort kein Flintenfeuer war, blieb der Soldat unbe-

weglich, und der Muth entfiel ihm. Der Kaiser fühlte wohl stärker als irgend Jemand, daß diese Lage so nicht lange dauern konnte, und er wollte sich nicht entfernen, um den Unordnungen steuern zu können; im Augenblicke der höchsten Gefahr ritt er an der Linie der Truppen auf einem schneeweißen Pferde vorbei (man nannte dieses Pferd den Euphrates; es kam vom Sophi von Persien, der ihm ein Geschenk damit gemacht hatte). Er ritt von einem Ende der Linie bis zu dem andern, und kehrte auf demselben Wege wieder zurück; ich lasse bedenken, wie viele Kugeln um ihn herumflogen; ich folgte ihm, ich richtete nur die Augen auf ihn, und erwartete in jedem Augenblicke ihn hinten zu sehen. Nachdem er das betrachtet hatte, was er sehen wollte, traf er seine Anstalten; die sämmtliche Garde war eben bei dieser gefahrvollen Linken angelangt.

Er befahl seinem Adjutanten, dem General Lauriston, welcher die achtzig Geschützesstücken befehligte, sie in einer einzigen Batterie auf den Mittelpunkt der feindlichen Armee zu richten.

Er ließ dieser Batterie die Division der jungen Garde folgen, die der General Reille bei diesem Unternehmen anführte, welcher früher bei dem Marschall Massena gewesen war. Er setzte sich zur Linken Lauristons, zur Rechten derselben Batterie und ließ die beiden Divisionen der italiänischen Armee marschiren, welche unter den Befehlen des Marschalls Macdonald standen.

Diese drei Massen rückten in der Richtung von Aderklau vor; ihnen folgte die Cavalerie der Garde, von der der Kaiser nur das Regiment der Grenadiere zu Pferde bei sich behielt.

Der übrige Theil der Cavalerie wurde abgesendet, um den Marsch des rechten Flügels der Oesterreicher aufzuhalten.

Der Kaiser hatte auch anbefohlen, daß, sobald die Lücke, welche er in dem Mitteltreffen machen wolle, ausgeführt worden wäre, man die ganze Cavalerie angreifen lasse, indem man Allem, was auf unsern äußersten linken Flügel vorgedrungen war, in die Seiten falle; er hatte eben darüber dem Marschall Bessières *) Befehle ertheilt und derselbe entfernte sich, um sie zu vollstrecken, als er durch den seltsamsten Kanonenschuß, der jemals gesehen worden ist, niedergeworfen wurde; eine Kugel öffnete ihm in vollem Fluge seine Beinbekleidung vom obern Schenkel bis auf das Knie hinab, indem sie ihm die Lende mit einem Zickzack furchte, als wenn er vom Blitze getroffen worden wäre; er wurde durch dieselbe unter das Pferd geworfen, so daß wir ihn auf dem Flecke getödtet glaubten; dieselbe Kugel nahm seine Pistolenhalfter mit der Pistole weg. Der Kaiser hatte ihn auch fallen gesehen, aber da er ihn in dem ersten Augenblicke nicht erkannte, hatte er gefragt: „Wer ist es?“ (dieses war sein gewöhnlicher Ausdruck,) man antwortete ihm: „Bessières ist es, Sire;“ darauf kehrte er sein Pferd um und sagte: „Laßt uns wegeilen, denn ich habe keine Zeit zum Weinen; vermeiden wir noch einen Auftritt (Er wollte von dem Kummer sprechen, den ihm der Tod des Marschalls Lannes verursacht hatte).“ Er sandte mich ab zu sehen, ob Bessières noch lebte, man hatte ihn eben weggetragen; seine Besinnungskraft war zurückgekehrt; ihm war nur der Schenkel gelähmt.

---

*) Er befehligte die gesammte Cavalerie.

Dieser unglückliche Kanonenschuß ließ die Cavalerie ohne Anführer während der wichtigsten Viertelstunde des Tages, und in der man von ihr einen ungeheuren Vortheil ziehen mußte. Unmittelbar nach diesem Vorfall schickte mich der Kaiser, dem General Nansouty den Befehl zu bringen, das was vor ihm stände, anzugreifen, d. h. den rechten Flügel der Oesterreicher, der sich in großen Masse vereinigt hatte. Die Division Nansouty hatte sechs Regimenter, unter welchen die beiden der Karabiner waren, er hatte hinter sich die des Generals Saint-Sulpice, der deren vier hatte.

Ich fand ihn in einer Lage, die wenig geeignet war, Muth einzuflößen; er stand unter einem äußerst mörderischen Kanonenfeuer; er erhielt Befehl anzugreifen, und schickte sich schon an, ihn zu vollstrecken; er rückte im Trabe vor; aber das Kanonenfeuer der Oesterreicher war so lebhaft, daß es diese Division aufhielt, welche auf dem Platze zwölfhundert Pferde, durch die Kugel getödtet, verlor, sie konnte nicht mehr verlieren, wenn sie geradezu angegriffen hätte, und wenn sie es hätte thun können, würde sie einen ungeheuren Vortheil errungen haben; indem sie dadurch einen guten Theil des rechten Flügels der Oesterreicher gefangen genommen hätte. Unterdessen richtete die Gardeartillerie im Mitteltreffen der Feinde eine schreckliche Verheerung an, und so wie es achtzig Kanonen von zwölf und acht Pfunden nur thun können, die von der Kernartillerie bedient werden. Die Truppen des Generals Reille rückten bis Aderklau vor; und der General Macdonald, welcher zur Rechten dieser Batterie war, gab der ganzen Armee das Schauspiel eines bewun-

dernswürdigen Muthes, indem er an der Spitze seiner beiden Divisionen marschirte, die in Colonnen gebildet waren, und indem er dieselben unter einem Regen von Kartätschen und Kanonenkugeln bis in die feindlichen Linien führte, und dieses, indem er sie im Schritte marschiren ließ, ohne daß sie die geringste Unordnung erlitten*).

Das Kanonenfeuer und der Marsch Macdonalds öffneten das Mitteltreffen der Feinde, und trennten ihren rechten Flügel von dem übrigen Theile des Heeres. Der Kaiser, der auf dem Platze zugegen war, wollte noch die Cavalerie diese schöne Gelegenheit benutzen lassen; er schickte der Garde den Befehl anzugreifen; allein sey es nun, daß der Befehl übel berichtet wurde, er wurde nicht vollstreckt; und diese stolze Cavalerie machte uns nicht einen Gefangenen, indeß sie, wenn sie in den Händen eines tapferen und entschlossenen Mannes gewesen wäre, unzählige gemacht haben würde. Es gab einen Augenblick, wo ein starkes Viertheil des österreichischen Heeres gefangen genommen werden konnte; bei dieser Gelegenheit haben wir gar sehr den Großherzog von Berg vermißt; dieses Mannes bedurften wir in einem Augenblicke, wie dieser.

*) In den auf die Schlacht folgenden Tagen ließ der General la Riboissière, welcher die Artillerie der Armee befehligte und Mangel an Kanonenkugeln hatte, der ganzen Armee bekannt machen, daß er für jede auf dem Schlachtfelde aufgelesene Kanonenkugel fünf Sous bezahlen würde; wenn man sie dem Artilleriepark überbrächte, darauf hat man ihm, ich habe es von ihm selbst, sechs und zwanzig tausend, bloß österreichische Kugeln geliefert. Man kann recht gut annehmen, daß die Hälfte nicht hat gefunden werden können.

Der Kaiser war höchst unzufrieden mit der Cavalerie, er äußerte auf dem Platze selbst: „Aber sie hat mir nie etwas dergleichen gethan. Sie wird Ursache seyn, daß dieser Tag ohne Erfolg bleiben wird.“ Er hat deswegen sehr lange einen Groll gegen die Generale gehegt, welche die Cavalerieregimenter seiner Garde befehligten, und ohne andere frühere und löbliche Dienste würde er sie exemplarisch bestraft haben.

Ungeachtet aller dieser Fehler hatte sich das Treffen zu unsern Gunsten entschieden; um halb drei Uhr Nachmittags zog sich der rechte Flügel der Feinde zurück, und suchte sich an seine Armee wieder anzuschließen, indem er die Lücke vermied, welche wir in seinem Mitteltreffen gemacht hatten. Auf unserer Rechten hatte der Marschall Davout die Höhenfläche von Markgraf-Neusiedel erstiegen, und behauptete sich daselbst mit gutem Erfolge.

Der Kaiser ließ Wagram durch das Oudinotsche Corps angreifen, das von den beiden andern Divisionen der Armee von Italien unterstützt wurde. Diese Colonne drang auch auf die Stellung der Oesterreicher ein, und behauptete sich in derselben den ganzen Abend hindurch; der Feind begann den Rückzug auf allen Punkten gegen vier Uhr, indem er uns das Schlachtfeld überließ, jedoch ohne Gefangene noch Kanonen, und nachdem er sich auf eine Weise geschlagen hatte, um jeden Menschen, der verwegene Unternehmungen liebt, klug zu machen: man folgte ihm, ohne ihn sehr zu drängen, denn im Grunde waren sie nicht geschlagen worden, und wir kümmerten uns nicht gar sehr, sie wieder zu einer Schlacht zu verleiten, ehe wir nicht ihnen einige

Fetzen entrissen hatten. Das Corps des Marschalls Massena hatte sich wieder in Ordnung gebracht und wieder seine Stellung angenommen. Obgleich für den Ruhm unserer Waffen nichts unentschieden blieb, so führten wir unsere Verfolgung doch nicht gar weit; denn wir gingen nicht bis an die große Straße, die von Wien nach Brünn führt. Die Oesterreicher marschirten die ganze Nacht, und zogen sich auf der Straße von Wien nach Znaim zurück, auch auf dem Queerwege von Wolkersdorf ebenfalls auf diese Stadt Znaim. Der Kaiser schlief auf dem Schlachtfelde mitten unter seinen Truppen. Sein Zelt war kaum aufgeschlagen, als es einen plötzlichen Lärm gab, der sich in einem Augenblicke durch die ganze Armee fortpflanzte, wo sie beinahe Unordnung erregt hätte; er wurde durch Nachzügler angefangen, welche sich zu weit entfernt hatten, und von streifender Cavalerie der Armee des Erzherzogs Ferdinand vertrieben worden waren; derselbe war an dem Flusse der March angekommen, und suchte ohne Zweifel sich mit der Hauptarmee in Verbindung zu setzen. Man lief allenthalben zu den Waffen, aber dieser Lärm hatte keine Folgen.

So endigte sich dieser merkwürdige Tag von Wagram, dessen Erfolge auf dem Schlachtfelde nicht den mühevollen Arbeiten und den gescheuten Erfindungen entsprachen, die den Anstalten zu demselben vorhergegangen waren; in der Armee hätten noch einige dieser Menschen seyn müssen, die gewöhnt sind, Vortheile aus einem Erfolge zu ziehen, und welche die Truppen im entscheidenden Augenblicke mit sich fortreißen. Der Kaiser allein hat dort Alles gethan, und er nur hat durch seine Gegenwart in dem Au-

genblicke des Unfalls unsers linken Flügels Alles erhalten.

Die ganze Bevölkerung Wiens war auf die Gebäude der Stadt und auf die Wälle gestiegen, von wo sie Zeuge der Schlacht wurde; den Morgen waren dort die Damen in der Hoffnung auf unsere Niederlage, und um zwei Uhr Nachmittags war jedermann in Wien in Traurigkeit versenkt. Man konnte den Rückzug des österreichischen Heeres sehen, als ob man auf dem Platze selbst gewesen wäre.

Das österreichische Heer hielt uns fast überall Stand; es war sehr zahlreich, es hätte sogar noch die Armee, welche in Preßburg war, haben sollen, und obgleich es viele nur mittelmäßig eingeübte Landwehr hatte, so hat es doch im Verlauf des Tages zwei wichtige Gelegenheiten gehabt, wo es besser handeln konnte, die erste war den Angriff nicht aufzugeben, den es im Anfange des Treffens auf unseren rechten Flügel machte; dadurch hätte es diese große Truppenbewegung zurückgehalten, welche wir nun von unserem rechten auf den linken Flügel richteten. Die zweite war, den Erfolg zu verfolgen, den es durch seinen rechten Flügel auf das Armeecorps Massena's erhalten hatte, und sein Mitteltreffen lebhaft angreifen zu lassen, anstatt zu warten, daß wir auf den Punkt, wo Massena war, hundert Kanonen, und eben so viele Schwadronen mit drei frischen Infanteriedivisionen herzugeführt hatten, welche unsere Angelegenheiten wieder hergestellt haben. Das österreichische Heer hatte keine Ursache sich zurückzuziehen; es war stärker als wir, dadurch daß ein Drittheil unserer Truppen aus fremden Truppen bestand, deren Gemisch unter die unsrigen mehr

als einen Nachtheil hatte. Allein endlich hat es sich zurückgezogen, und ohne Zweifel hat es geglaubt, daß es sich nicht länger Ereignissen aussetzen könne, in deren Ausgang es kein Vertrauen setzte.

Der Kaiser durcheilte das Schlachtfeld den Abend, als man ihm den Tod des Generals Lasalle ankündigte, der eben durch eine der letzten Flintenkugeln, die abgeschossen worden, getödtet war. Er hatte den Morgen eine sonderbare Vorahnung gehabt. Er hatte sich stets mehr mit seinem Ruhm als mit seinen Vermögensumständen beschäftigt. In der Nacht vor der Schlacht schien er an seine Kinder gedacht zu haben; er blieb wach, um in Eile eine Bittschrift an den Kaiser zu ihren Gunsten zu schreiben; er hatte sie in seine Säbeltasche gesteckt. Als der Kaiser den Morgen bei seiner Division vorbeikam, sprach der General Lasalle nicht mit ihm; aber er hielt Herrn Maret an, welcher einen Augenblick später nachkam, um ihm zu sagen, daß, da er nie etwas von dem Kaiser verlangt habe, er ihn bäte, diese Bittschrift zu besorgen, im Falle, daß ihm ein Unglück zustieße, und einige Stunden darauf war er nicht mehr.

Der Kaiser war nur mittelmäßig mit der Schlacht von Wagram zufrieden; er hatte eine zweite Darstellung von Marengo, Austerlitz oder Jena gewünscht, und er hatte Alles bereitet, um diesen Erfolg zu erhalten; aber weit entfernt davon, die österreichische Armee war unversehrt; sie zog ab, um sich in eine Stellung zu werfen, welche abermals neue Anstrengungen der Erfindungskraft erfordert hätte, um ein Treffen herbeizuführen, das von einem bessere Erfolge gekrönt würde. Noch dazu konnte es

ihr gelingen, sich mit der Armee, welche von Presburg kam, zu vereinigen, und wir hatten unsererseits keine Verstärkungen mehr zu erwarten. Wir waren nur zu sehr überzeugt, daß wir nicht auf die russische Armee rechnen durften; Alles, was wir auf dieser Seite gewonnen hatten, beschränkte sich darauf, daß sie sich nicht in einem Augenblicke zu den Oesterreichern geschlagen hatte, der noch nicht derjenige schien, in dem uns die Gunst des Glückes verlassen sollte; sie setzte nur ein Corps von funfzehn tausend Mann in Bewegung, und ihr Beistand beschränkte sich darauf zu versuchen, den Polen in Krakau zuvorzukommen, was stets dem Kaiser verdächtig geschienen hat.

Den großen Kriegsereignissen folgt immer ein moralischer Zustand, welcher die Meinung für oder gegen eine der beiden Parteien bildet; die Schlacht von Eßlingen hatte uns die Meinung ungünstig gemacht; die von Wagram zertrümmerte, was die erste Schlimmes hervorgebracht hatte, und gab uns ein wenig unser Ansehen bei dem Volke wieder; dasjenige, was vollendete, uns die öffentliche Meinung zurückzuführen, die hartnäckig darauf beharrte, unseren Erfolg zu bezweifeln, war, daß wir der österreichischen Armee in ihrem Rückzuge folgten.

Vierzehntes Kapitel.

Der Kaiser sucht Verwundete auf. — Worte des Kaisers bei dem Anblicke eines am Abend vorher getödteten Obristen. — Der Quartiermeister der Carabiner. — Worte des Kaisers an Macdonald. — Bernadotte. — Geheimer Tagesbefehl des Kaisers in Hinsicht auf diesen Marschall. — Schwarzenberg schlägt einen Waffenstillstand vor. — Der Kaiser nimmt ihn an. —

Den folgenden Tag, den 7. durchritt der Kaiser das Schlachtfeld, wie dieß seine Gewohnheit war, und um zu sehen, ob die Verwaltung genau die Verwundeten habe wegschaffen lassen; wir waren in der Erntezeit, das Korn war sehr hoch, und man sah nicht die auf der Erde liegenden Menschen. Mehrere dieser unglücklichen Verwundeten hatten ihr Taschentuch an das Ende ihrer Flinte gebunden, und hielten sie in die Höhe, damit man zu ihnen komme. Der Kaiser begab sich selbst an jeden Ort, wo er diese Zeichen sah; er sprach zu den Verwundeten, und ritt nicht eher weiter, als bis der letzte fortgetragen war. Er behielt niemanden bei sich, und er befahl dem Marschall Duroc, es über sich zu nehmen, sie alle aufheben zu lassen, und die Bedienung der Feldspitale anzuspornen; der General Duroc war durch seine Genauigkeit und Strenge be-

kannt, und deswegen gab der Kaiser ihm gerne bisweilen solche Aufträge.

Bei seinem Ritte über das Schlachtfeld hielt er auf der Stelle an, welche die beiden Divisionen Macdonald's besetzt hatten; sie stellte das Schauspiel eines Verlustes dar, der ihrer Tapferkeit gleich kam. Die Erde war von Kugeln aufgeackert. Der Kaiser erkannte unter den Todten einen Obristen, über welchen er sich zu beklagen gehabt hatte. Dieser Offizier, der den Feldzug in Aegypten mitgemacht hatte, hatte sich nach der Abreise des Generals Bonaparte übel betragen und Undank seinem Wohlthäter erwiesen, indem er ohne Zweifel glaubte, dadurch dem General zu gefallen, welcher sein Nachfolger geworden war. Bei der Rückkehr der ägyptischen Armee nach Frankreich zeigte ihm der Kaiser, der ihm in den italiänischen Kriege Gefälligkeiten erwiesen hatte, keine Empfindlichkeit, aber er bewilligte ihm keine Gunst, mit welcher er Alle diejenigen überhäufte, welche in Aegypten gewesen waren. Als der Kaiser ihn auf dem Schlachtfelde liegen sah, sagte er: „Es thut mir leid, daß ich ihn nicht vor der Schlacht habe sprechen können, um ihm zu sagen, daß ich Alles seit langer Zeit vergessen habe.“

Einige Schritte weiter fand er einen jungen Quartiermeister der Carabiner, welcher noch lebte, obgleich ihm der Kopf von einer Büchsenkugel durchschossen worden war; die Hitze und der Staub hatten jedoch das Blut fast sogleich gerinnen lassen, so daß das Gehirn keinen Eindruck von der Luft erhielt. Der Kaiser stieg ab; befühlte ihm den Puls und reinigte ihm mit seinem Taschentuche die Nasenlöcher, die voller Staub waren. Nachdem er ihm

ein wenig Branntwein auf die Lippen gegossen hatte, öffnete der Verwundete die Augen, schien anfangs unempfindlich gegen diese Handlung der Menschlichkeit, deren Gegenstand er war; darauf, nachdem er sie nochmals geöffnet hatte, richtete er sie auf den Kaiser, welchen er erkannte; sie füllten sich voll Thränen, und er würde geschluchzt haben, wenn er die Kraft dazu gehabt hätte. Der Unglückliche mußte sterben, wie die Wundärzte behaupteten, die man herbeirief.

Nachdem er den Platz durchritten hatte, auf welchem die Armee gekämpft hatte, begab sich der Kaiser in die Mitte der Truppen, welche anfingen sich in Marsch zu setzen, um der feindlichen Armee zu folgen. Als er bei Macdonald vorbeikam, hielt er an, streckte ihm die Hand entgegen und sagte: „Schlagen Sie ein, Macdonald! ohne Groll: von heute an bleiben wir Freunde, und ich werde Ihnen zum Unterpfande Ihren Marschallstab schicken, den Sie gestern so rühmlich errungen haben." Macdonald war in einer Art von Ungnade seit mehreren Jahren gewesen; man würde Mühe gehabt haben, die Ursachen zu erklären, wenn nicht durch die Ränke und die Mißgunst, denen ein edler Charakter stets zum Ziele dient. Der Bosheit war es gelungen, ihn von dem Kaiser zu entfernen, und der natürliche Stolz seiner Seele hatte ihn abgehalten, irgend einen Schritt zu thun, um sich einem Herrscher zu nähern, der ihn minder wohl behandelte, als er es zu verdienen glaubte.

Die Jahre des Ruhmes flossen vorbei und Macdonald nahm an nichts Antheil, als die Kriegserklärung vom Jahre 1809 den Kaiser bestimmte, ihn

zu schicken, ein Armeecorps unter den Befehlen des Vicekönigs von Italien anzuführen. Das Glück krönte seine Standhaftigkeit, und der Sieg setzt ihn wieder auf eine Stelle, welche zu besetzen er sich in Umständen würdig gezeigt hat, in welchen so viele Andere ihn um die Wette herabwürdigten und die Achtung ihrer Landsleute verloren.

Die Armee schlug die beiden Wege von Wien auf Znaim, und von Wien auf Brünn ein; der Kaiser verfolgte diese letzte Straße bis Wolkersdorf, und ließ von dort den Queerweg nehmen, der auf Znaim führt.

Den 7. schlief er zu Wolkersdorf, von wo er noch an den Kaiser von Rußland schrieb.

Den 8. nahm er sein Nachtlager hinter der Stellung seiner Truppen, welche schon in Znaim angekommen waren, wo man den Nachtrab der Oesterreicher erreicht hatte.

Den 9. fertigte er früh Morgens Befehle in mehreren Richtungen aus, er befand sich ziemlich unpaß, eine Folge von allen seinen Arbeiten und Nachtwachen. Dieses nöthigte ihn, ein wenig die Ruhe zu genießen, während die Truppen marschirten.

Der Marschall Bernadotte kam in diesem Augenblicke, um den Kaiser zu sprechen, welcher verboten hatte, daß man ihn störe, ehe er selbst gerufen habe; ich weigerte mich ihn einzuführen. Ich wußte noch nicht, was ihn herbeiführte. Ich hatte die Schlaffheit wohl bemerkt, mit welcher seine Truppen gekämpft hatten; er hatte nicht aufgehört seit dem Beginn des Feldzugs, sich über die geringe See-

lenkraft, über die Unerfahrenheit seiner Soldaten *) und über das wenige Zutrauen zu beklagen, welches

*) Brief Bernadotte's an den Generalquartiermeister.

Retz, den 6. Mai 1809

Fürst,

Ich habe den Brief erhalten, den Ihre Hoheit mir von Burckhausen unter dem Datum des 30. April geschrieben hat. Da Ihre Hoheit mit mir nichts mehr davon sprechen, zwischen Regensburg und Böhmen zu bleiben, so bin ich von Nabburg nach Retz gekommen, und mache mich bereit, in Böhmen über Waldmünchen einzudringen. Der Commandant des kleinen zu Cham vom General Montbrün gelassenen Corps meldet mir, daß vorgestern seine Posten in Neumark und Waldmünchen angegriffen und gezwungen worden sind, sich auf Fürth und Schönthal zurückzuziehen. Er bemerkt mir auch, daß die österreichischen Vorposten auf diesem Punkte zwei Bataillons und sechs Schwadronen stark sind, und daß sie außerdem vier tausend Mann zu Klatau gelagert haben. Ihre Hoheit hatte mich berechtigt, zu meinem Armeecorps die Division Dupas zu berufen; aber sie hat an demselben Tage einen ganz entgegengesetzten Befehl erhalten. Dann hat Ihre Hoheit mir angekündigt, daß ich auf meinem Marsche auf Regensburg französische Truppen und Verstärkungen finden würde; ich habe indeß noch keine Nachricht, daß Truppen sich an mich anschließen sollen, und jeden Tag fühle ich mehr und mehr, wie wesentlich es seyn würde, daß die sächsische Armee durch das Beispiel ein wenig kriegerischer Truppen, als sie, unterstützt und angereizt würde; dieses scheint mir unerläßlich, besonders da sie bestimmt ist, einzeln auf der Flanke der Hauptarmee zu operiren. Ich ersuche Ihre Hoheit, die Aufmerksamkeit Sr. Maj. auf diesen Gegenstand zu lenken, der in der That das Wohl seines Dienstes angeht, und mir zu sagen, ob ich auf einige Verstärkungen von französischen Truppen zählen darf oder nicht.

J. Bernadotte.

ihre Anführer zeigten*). Ich würde alle Muthmaßungen erschöpft haben, ehe ich auf den Einfall ge-

---

Im Lager von Linz den 28. Mai 1809.

Mein Fürst,

*) Herr Deveau hat mir eben den Brief überbracht, den Ihre Hoheit mir von Ebersdorf unter dem Datum des 26. Mai geschrieben haben. Ihre Hoheit haben jetzt meinen letzten Brief erhalten, in welchem ich Ihnen die Unmöglichkeit aus einander setzte, in der ich mich befinde, den Feind anzugreifen. Ich habe die Ehre Ihnen zu wiederholen, daß ich glauben würde, einen sehr großen militärischen Fehler zu begehen, wenn ich aus meiner Stellung vor Linz herausrückte. Der Feind ist vor meiner Fronte und auf meinen beiden Flanken, die Donau entlang. Der General Kollowrath hat seit dem Treffen vom 17. Verstärkungen aus Böhmen erhalten, und es sind eben zu Zuelter zehn tausend Mann angekommen, die von dem Heere des Prinzen Karl abgesendet worden sind. Wenn ich vorwärts marschire, so kann ich nicht dafür stehen, daß nicht eine feindliche Colonne von der Rechten oder von der Linken bis an die Brücke von Linz vordringt. Ihre Hoheit mögen sich auf der Karte von meiner Lage überzeugen. Ich habe vor mir ein Land mit Gebirgen durchzogen, wo ein verschanzter oder auch nur durch Verhaue gedeckter Feind mit wenigen Truppen mir lange den Durchzug streitig machen kann. Ich müßte also, um von hier aus mit einiger Hoffnung auf Erfolg hervorbrechen zu können, ein zahlreicheres Corps als das meinige haben, und besonders kriegerischere Truppen und erfahrenere Generale, um die verschiedenen Colonnen zu lenken. Die Sachsen, ich wiederhole es, sind nicht im Stande, einzeln etwas zu unternehmen, und keinem unter ihren Generalen kann ich ein abgesondertes Corps anvertrauen. Ich bitte Ihre Hoheit, meine Lage dem Kaiser vorzustellen. Es ist mir unmöglich für den Augenblick, irgend wohin einen Angriff zu machen, ohne die Brücke von Linz in Gefahr zu setzen, an deren Behauptung Sr. Maj., wie ich meine, alles liegt. Wenn ich acht bis zehn tausend Franzosen hätte, so könnte ich noch etwas versuchen, ohne großen Erfolg zu verbürgen; ich würde wenigstens auf die Seelenkraft und auf die Erfah-

rathen, daß er, indem er plötzlich die ärgerliche Meinung von ihrem Muthe verläugnete, geträumt habe, daß sie es waren, welche den Sieg entschieden hatten, den wir eben davon getragen hatten. Der Kaiser erfuhr bald diesen unbegreiflichen Tagesbefehl, forderte den gar zu anmaßenden Marschall vor sich, und entzog ihn seine Truppen. Die Lection war nicht hinreichend; Bernadotte, der darauf beharrte, die Glückwünsche, die er an die Sachsen gerichtet hatte, zu behaupten, ließ sie in die Zeitungen einrücken. Den Kaiser empörte diese Aufführung; er konnte es nicht dulden, daß man zugleich eine Unschicklichkeit und eine Lüge erfand, aber er wollte ebenfalls nicht Männer verletzen, die ihr Leben gewagt hatten, um ihm zu dienen. Der Ausfall war nichts desto weniger zu stark, und er glaubte es nicht dabei bewenden lassen zu können. Er ertheilte

---

rung dieser Truppen rechnen können; aber ich wiederhole es, mit den Sachsen vermag ich nichts. Wenn der Feind mich mit seinen den meinigen weit überlegenen Streitkräften angreifen sollte, so würde ich mich sehr glücklich schätzen, wenn ich mich in meiner Stellung behaupten kann. Auf alle Fälle kann Se. Maj. sicher seyn, daß ich meine Schuldigkeit thun werde.

J. Bernadotte.

N. S. Man hat Ihre Hoheit betrogen, wenn man Ihnen gesagt hat, daß der General Kollowrath nicht vor mir stände; er ist fortwährend dort gewesen; heute hat er sein Hauptquartier zu Leonfelden hinter seinen Lagern von Hirschiag und Helmansed. Er verbindet sich mit den Truppen, welche in Haslach sind. Was den General Jellachich betrifft, den Ihre Hoheit auf dem linken Donauufer wähnt, so war er in den letzten Tagen in Steiermark, und hat sich über den Büren zurückziehen müssen.

einen Tagesbefehl, wobei er dem Generalquartiermeister auftrug, ihn weder zur Kenntniß des Publikums, noch der Sachsen kommen zu lassen, deren Oberbefehl er dem General Reynier übertragen hatte: „Mein Vetter, schrieb er ihm, Sie finden hier einen Tagesbefehl beigefügt, den Sie den Marschällen zuschicken werden, indem Sie ihnen kund thun, daß er nur für sie allein ist; Sie werden ihn nicht dem General Reynier senden; jedoch den beiden Kriegsministern, so wie dem Könige von Westpfahlen.

Ueberdieß bitte ich Gott u. s. w.

Tagesbefehl.

In unserm kaiserlichen Lager zu Schönbrunn, den 11. Juli 1809.

Seine Majestät bezeigt seine Unzufriedenheit dem Marschall Fürsten von Ponte-Corvo über seinen Tagesbefehl datirt von Leopoldau, den 7. Juli, den er zu derselben Zeit fast in alle Zeitungen in folgenden Ausdrücken hat einrücken lassen: „Sachsen, an dem Tage des 5. Juli haben sieben bis acht Tausende von Euch das Mitteltreffen der Feinde durchbrochen und sind bis Deutsch-Wagram gedrungen, trotz der Anstrengungen von vierzig tausend Mann von funfzig Feuerschlünden unterstützt; Ihr habet bis Mitternacht gekämpfet, und in der Mitte der österreichischen Linien Euer Nachtlager aufgeschlagen; Ihr habet den 6. seit Anbruch des Tages mit derselben Beharrlichkeit gekämpfet, und mitten in den Verheerungen des feindlichen Geschützes sind Eure lebendigen Colonnen unbeweglich wie das Erz geblieben. Der große Napoleon hat Eure Ergebenheit gesehen; er zählt Euch unter seine Braven. Sachsen, das Glück eines Soldaten besteht in der Erfüllung seiner Pflich-

ten; Ihr habt würdig die Eurige gethan. Im Feldlager von Leopoldau den 7. Juli 1809. Der Marschall, Befehlshaber des 6. Corps, Bernadotte." Unabhängig davon, daß Se. Maj. in Person sein Heer anführt, so gebührt es ihr allein den Grad von Ruhm auszutheilen, den jeder verdient hat.

Se. Maj. verdankt den Erfolg seiner Waffen den französischen Truppen und keinem Fremden. Der Tagesbefehl des Fürsten von Ponte-Corvo, der dahin strebt, solche Ansprüche höchstens mittelmäßigen Truppen zu geben, ist der Wahrheit, Politik und der Volksehre zuwider. Den Erfolg des 5. verdankt man den Corps der Marschälle des Herzogs von Rivoli und Oudinot's, welche das Mitteltreffen des Feindes durchbrochen haben, zu derselben Zeit, als das Corps des Herzogs von Auerstädt ihn auf seiner Linken umging. — Das Dorf Deutsch-Wagram ist am 5. gar nicht in unserer Gewalt gewesen; dieses Dorf wurde eingenommen, aber erst den 6. um Mittagszeit durch das Corps des Marschalls Oudinot. — Das Corps des Fürsten von Ponte-Corvo ist nicht unbeweglich wie das Erz geblieben: es hat zuerst zum Rückzuge geschlagen; Se. Maj. ist gezwungen gewesen, es durch das Corps des Vicekönigs, durch die Divisionen Broussier und Lamarque, vom Marschall Macdonald angeführt, decken zu lassen, so wie von den Divisionen der schweren Cavalerie unter den Befehlen des Generals Nansouty und durch einen Theil der Gardecavalerie. Diesem Marschalle und dessen Truppen gebührt das Lob, was der Fürst von Ponte-Corvo sich zueignet. — Se. Maj. wünschet, daß dieses Zeugniß seiner Unzufriedenheit zum Beispiel diene, damit kein anderer

Marschall sich den Ruhm aneigne, der einem andern gehört. Sr. Maj. befiehlt jedoch, daß gegenwärtiger Tagesbefehl, der die sächsische Armee betrüben könnte, obgleich die Soldaten wohl wissen, daß sie nicht die ihnen ertheilten Lobsprüche verdient haben, geheim bleibe, und bloß den Marschällen Befehlshabern der Armeecorps zugesendet werde.

Napoleon.

Nach einigen Stunden Schlummers schwand das Uebelbefinden, welches den Kaiser gezwungen hatte anzuhalten, und er reiste sogleich weiter auf Znaim zu, wo man eine ziemlich lebhafte Kanonade hörte. Wir langten dort an, indem wir die große Verbindungsstraße von Znaim nach Brünn durchschnitten, und blieben bei dem Corps des Generals Marmont stehen, der sich in ein Gefecht mit dem feindlichen Nachtrab eingelassen hatte. Ein Ungewitter überfiel die Kämpfenden, und trennte sie für einen Augenblick; dasselbe verdarb uns unsererseits so sehr die Wege, daß man die Artillerie in dem fetten Erdboden Mährens nicht vorwärts bringen konnte.

Der Kaiser, welcher von den Beschwerden die ganze Nacht das Fieber gehabt hatte, wurde nun noch von diesem Platzregen durchnäßt, ohne daß sich daselbst ein Obdach fand, um ihn davor zu schützen.

Marmont hatte den Morgen einen Parlementär von dem Fürsten von Schwarzenberg erhalten, der den Rückzug der Oesterreicher deckte; er schlug ihm einem Waffenstillstand vor; Marmont war nicht berechtigt, einen abzuschließen, und konnte nur antworten, daß er darüber an den Kaiser berichten wolle,

und daß er dessen Antwort erwartend doch seine Operationen fortsetzen würde.

Der Kaiser hatte diese Nachricht erhalten, ehe er sein Hauptquartier verließ; er wollte nicht eher Antwort geben, als bis er selbst den Stand der Dinge angesehen hatte, und auch das, was das Glück ihm Vortheilhaftes zu unternehmen darbieten könne.

Als er auf dem Platze angekommen war, erblickte er das österreichische Heer schon im Rückzuge begriffen, und daß er wäre gezwungen worden, eine Menge verwickelter Manoeuver zu unternehmen, um sie zu einer neuen Schlacht zu nöthigen, d. h. eine Berechnung von Wahrscheinlichkeiten, von Wechselfällen für und wieder aufs Neue anzufangen, und endlich Alles wieder in Ungewißheit zu setzen.

Ich bin fest überzeugt, daß, wenn er auf die Hülfe der russischen Armee gerechnet hätte, er nicht geschwankt haben würde, eine neue Gelegenheit zu suchen, um die Oesterreicher zu einem zweiten Treffen zu bringen; aber die Russen, welche Versprechungen machten, thaten nichts, und der Kaiser mußte fürchten, daß, wenn er mit den Oesterreichern ein unglückliches Treffen habe, da er keine Reserve hatte, die Russen sich mit ihnen vereinigten, um unser Verderben zu vollenden.

Eine Menge Betrachtungen jeder Art bestimmten ihn, die.en Krieg zu endigen, in welchen er wider Willen verwickelt worden. Man hat ihn als einen Mann zu schildern gesucht, der nicht ohne einen Krieg leben könnte; und doch hat er, während seiner ganzen Laufbahn, immer den ersten Friedensvorschlag gethan, und ich bin tausendmal der Zeuge Alles dessen gewesen, was es ihm für Kummer gekostet hat,

wenn er wieder den Krieg anfangen sollte. Vor dem ersten und unerhörten Angriffe, dessen Gegenstand er im Jahre 1805 war, glaubte er fest an die beschworene Treue, und hätte sich nie eingebildet, daß irgend ein Monarch durch solche Mittel Ruhm zu erlangen streben würde, als diejenigen waren, welche gegen ihn angewendet wurden. Er betrachtete einen Vertrag als unverletzlich, so lange die Bedingungen desselben genau beobachtet wurden, und erst, nachdem er überführt worden, bei drei Gelegenheiten, daß die Monarchen keine Schranken kennen, wenn ihre Macht ihnen erlaubt, sie zu überschreiten, hat er sich seinerseits entschlossen, von der seinigen Gebrauch zu machen.

Ich habe eben gesagt, daß er sich geneigt finden ließ, den Krieg zu endigen. Auf folgende Weise benahm er sich nun dabei. Er ergriff den Vorwand, auf den Parlementär des Fürsten Schwartzenberg Antwort zu geben.

Er sandte mich, dem General Marmont den Befehl zu bringen, daß er durch einen seiner Adjutanten dem Fürsten Schwartzenberg sagen lasse, daß der Kaiser ihn eben bevollmächtigt habe, den Waffenstillstand abzuschließen, worüber er ihm den Morgen geschrieben hätte, wenn dieses jedoch noch seine Absicht wäre, wovon er ihn bäte ihn zu unterrichten, damit er sich darnach richten und dem Kaiser Rechenschaft geben könne.

Die Truppen waren noch einander gegenüber, als der Parlementär des Generals Marmont bei den Oesterreichern anlangte, und der Fürst von Schwartzenberg, welcher da war, erwiederte sogleich, daß er den Waffenstillstand annähme, und ernannte Com=

missäre, um die Grenzen des Landes zu bestimmen, welches die beiden Heere besetzen sollten, denselben Abend wurde im Lager des Kaisers der Waffenstillstand zwischen dem Fürsten von Neufchatel und den österreichischen Commissären unterzeichnet. Unsere Armee nahm ganz die nemlichen Stellungen wieder ein, welche sie nach der Schlacht von Austerlitz inne gehabt hatte, und seit dem folgenden Tage begaben sich alle Truppencorps in ihre Quartiere, indem sie so rasch aus dem Zustande eines äußerst heftigen Krieges in dem einer vollständigen Ruhe übergingen. Der Kaiser ernannte den nemlichen Abend drei Reichsmarschälle, welche die Generäle Macdonald, Marmont und Oudinot waren. Was den ersten anbelangt, so schien dieses gerecht.

Aus diesem Lager oberhalb Znaim verlegte der Kaiser sein Hauptquartier nach Schönbrunn zurück, wo er den 10. oder 11. am Abende ankam; er war den 1. oder 2. von dort abgereist und hatte während dieser acht oder neun Tage ein äußerst ermüdendes Leben geführt. Mitten unter den Beschäftigungen, welche ihm die Angelegenheiten der Armee gaben, unterließ er nicht die Pariser Depeschen zu eröffnen, und dem Gehör zu geben, was die Briefe der einen oder der Andern ihm verkündigten.

Funfzehntes Kapitel.

Nachrichten aus Portugall. — Der Marschall Soult. — Sonderbare Gerüchte. — Englischer Seezug auf Walcheren. — Einnahme von Flessingen durch die Engländer. — Die Nationalgarde wird in Bewegung gesetzt, um Antwerpen zu decken. — Betragen Fouché's bei dieser Gelegenheit. — Der Pabst. — Unruhen in Rom. — Diese Stadt wird dem Reiche einverleibt. — Aufstand in Tyrol. — Hofer. — Herr von Metternich. — Der Fürst Johann von Lichtenstein. — Zusammenkünfte, um den Frieden zu unterhandeln. — Der Kaiser läßt die Armee ein Lager beziehen. — Er hält Heerschau über verschiedene Corps. — Gesinnungen des Marschalls Marmont für den Kaiser. — Worte des Kaisers an die Behörden von Brünn. — Sonderbares Ansuchen um Begnadigung von einem Soldaten. — Gnade des Kaisers.

Die Schlacht von Eßlingen hatte jedermann erstarret, und unsere Rånkemacher in Paris, die neue Hoffnungen gefaßt hatten, hatten daselbst wieder das Eisen geschmiedet, um mehrere Umstånde zu benutzen, die ihnen geeignet schienen, ihre Anschlåge zu begůnstigen. Die Englånder, welche Spanien im Januarmonate gerâumt hatten, waren ůber Lissabon dahin zurůckgekehrt und gegen den Marschall Soult marschirt, der von Corunna bis Oporto vorgerůckt war. Er wurde gezwungen, sein Geschůtz aufzugeben, und sich auf beschwerlichen Wegen zurůckzuziehen,

mitten durch Hindernisse, welche ihn sein Talent überwinden ließ.

Es drangen bis nach Schönbrunn Gerüchte durch, die überreden wollten, daß sich außerordentliche Dinge in diesem Lande zugetragen hätten, dessen Oberherrschaft sich anmaßen zu wollen, man den Marschall Soult beschuldigte; es ist gewiß, daß man darüber tausend Erzählungen erdichtet hat. Einige schienen Aufmerksamkeit zu verdienen, weil man allgemein geglaubt hatte, daß der Kaiser nach der Schlacht von Eßlingen verloren wäre, und da man den Großherzog von Berg König von Neapel in Folge ruhmwürdiger Waffenthaten hatte werden sehen, konnte man voraussetzen, daß jeder seiner Zeitgenossen von demselben Ehrgeize besessen wäre. Der Kaiser behandelte Alles dieses als Thorheit; diese Geschichte schien ihm abgeschmackt, er lachte darüber gar sehr. Nichts desto weniger schrieb er an den Marschall Soult, daß er nur das Andenken an Austerlitz bewahre *), weil man zu viel davon um ihn herum geredet hatte, als daß der Marschall Soult sich überreden konnte, daß dem Kaiser Alles unbekannt geblieben wäre, und wenn der Kaiser stille geschwiegen hätte, so würde dieses den Marschall beunruhiget haben.

Der Kaiser bewahrte in der That keinen Groll gegen Jemanden, er ließ diese Sache untersuchen, doch man konnte ihr niemals auf den Grund kommen; er allein konnte darüber eine gründliche Meinung haben, doch habe ich ihn niemals über diesen

*) Zu Austerlitz war der Marschall Soult derjenige, mit dem der Kaiser am meisten zufrieden gewesen war.

Gegenstand sprechen hören. Seit dieser Zeit bin ich der Ueberzeugung gewesen, daß der Kaiser diesen Gerüchten größeren Glauben beigelegt hat, als wir zuerst gedacht haben, und daß dieses nicht wenig dazu beigetragen hat, ihn zu bewegen, seine Kriege so schleunig als möglich zu beendigen.

Die Untersuchung über diese Angelegenheit hatte zur Folge, daß ein Dragoneroffizier vor Gericht gezogen wurde, der überführt wurde, daß er mehrere Male heimlich bei der englischen Armee gewesen war; er gab zu seiner Vertheidigung vor, daß er hingesandt worden wäre, da er aber keine Beweise vorbringen konnte, wurde er als ein Ueberläufer behandelt, und unterlag der gegen die dieses Verbrechens Ueberführten bestimmten Strafe.

Ein anderer englischer Seezug war eben auf der Insel Walcheren an der Mündung der Schelde gelandet; ich habe oben gesagt, daß man Alles, was sich in den Kriegsniederlagen befand, zusammengerafft hatte, um die Armee aufzustellen, welche man genöthigt war nochmals gegen Oesterreich zu führen, so daß man seine Zuflucht zu den Holländern nahm, damit dieselben die Insel und die Festung Vließingen vertheidigten, wo man nur eine schwache französische Besatzung unterhielt, die von dem General Monnet befehligt wurde, in welchen der Kaiser ein besonderes Zutrauen setzte, obgleich einige ungünstige Gerüchte auf seine Rechnung im Umlauf waren; man beschuldigte ihn, den Schleichhandel begünstigt und dadurch bedeutende Geldsummen gewonnen zu haben. —

Zum großen Erstaunen des Kaisers ergab sich Vließingen so wie die ganze Insel Walcheren; seit

diesem Augenblicke glaubte der Kaiser allen Berichten, welche man ihm hatte zukommen lassen, aber es war zu spät, und er mußte darauf denken, die Insel wieder zu erobern, und zugleich den Hafen von Antwerpen zu decken, an welchem der Kaiser schon Millionen an Bauwerken, an Vorräthen jeder Art verschwendet hatte, und wo er noch dazu eine Flotte hatte. Zu derselben Zeit hatten die Engländer ein französisches Geschwader verbrannt, welches auf der Rhede der Insel Aix vor Anker lag. Wir verloren dabei fünf Schiffe. Der Kaiser war höchst unzufrieden mit dem Betragen der Seemannschaft bei dieser Gelegenheit; er machte die Bemerkung, daß, wenn man hätte die Engländer begünstigen wollen, man nicht schlimmer hätte verfahren können, weil der gesunde Menschenverstand schon lehrte, daß man als letzte Zuflucht das Geschwader in die Charente hatte zurückziehen müssen. Von Wien aus konnte er keine Truppenbewegung zu Gunsten dieses Theils der Grenze machen; übrigens war der Friede noch nicht geschlossen, und er hatte bei weitem nicht zu viele Truppen. Wenn der Krieg hätte fortdauern sollen, so war es sogar unpolitisch, zu dieser äußersten Nothwendigkeit gebracht zu scheinen.

Er befahl also, in Frankreich Maaßregeln zu ergreifen, um Antwerpen zu decken, und eine Armee zu bilden, um sie den Engländern entgegenzusetzen. Der Minister des Innern, Herr Cretet, war eben gestorben, der Kaiser hatte noch keine Zeit gehabt für seine Ersetzung zu sorgen, und hatte Herrn Fouché, Polizeiminister, den Auftrag ertheilt, die Geschäfte des Ministeriums des Innern unterdessen zu besorgen. Um die Befehle des Kaisers zu vollstrecken, gab es

kein anderes Mittel, als einen Theil der Nationalgarde aufzubieten, und man benutzte die Freiheit, welche der Kaiser gegeben hatte, um die Nationalgarden zu den Waffen zu rufen, nicht nur in den der bedrohten Grenze benachbarten Provinzen, sondern auch in ganz Frankreich, und bis in Piemont hinein. Die von Paris war zuerst bereit; Herr Fouché setzte sich an die Spitze der Bewegung. Der Kaiser ward dadurch nicht beunruhiget, weil er in der Lage war, den Frieden schließen zu können, wenn dieses wäre nöthig geworden; aber es kamen an ihn so viele Berichte über die Anschläge, welche man bei dem Polizeiminister vermuthete, in dem Falle, wo sich eine günstige Gelegenheit zu deren Ausführung zeigen würde. In der That schien es jedermann sonderbar, die Nationalgarde von Piemont aufbieten zu sehen, um Antwerpen zur Hülfe zu kommen gegen eine Unternehmung, die von Vließingen ausging; dieses machte den Kaiser stutzig, besonders als ihm Herr Fouché zum Befehlshaber der Nationalgarden, die sich in Antwerpen versammelten, den Marschall Bernadotte vorschlug, welcher eben von der Armee zurückgeschickt worden war; nichts desto weniger machte er hierüber keine Bemerkung, aber er wurde aufmerksam. Zu diesen verdrießlichen Umständen gesellten sich noch andere: Italien war völlig von Truppen geräumt, die alle zu dem Heere berufen worden waren, man hatte dort eine Conscription eingefordert, welches kleine Aufstände an einigen Orten erregt hatte, und da die Milde nicht hinreichend gewesen war, um dieselben zu dämpfen, wandte man Zwangsmittel an, welche nicht besser gelangen.

Von einer andern Seite brach der Pabst gänz-

lich mit uns, da er von den Ereignissen, welche sich zutrugen, und die man ihm übertrieb, dazu ermuthigt wurde. Die Quelle dieses Zornes entsprang aus politischen Umständen, welche schon lange vor diesem Zeitraume sich zugetragen hatten. Der große Bund vom Jahre 1805 hatte ein Corps von funfzehn bis zwanzig tausend Franzosen auf der Halbinsel Otranto überrascht. Die Engländer kreuzten im mittelländischen Meere, die Russen wurden in Neapel erwartet; die Verbündeten konnten von einem Augenblicke zu dem andern sich der Citadelle von Ankona bemeistern, welche auf unserer Verbindungslinie lag, und die der Pabst gar nicht ausgerüstet hatte. Napoleon verlangte von dem geistlichen Herrscher, sie in Stand zu setzen, oder von einem Corps besetzen zu lassen, das fähig wäre, unsere Rücken zu sichern. Pius VII. weigerte sich dessen, gab vor, daß er auf gleiche Weise der Vater aller Gläubigen wäre, daß er weder gegen einen von ihnen waffnen könne noch dürfe. Frankreich entgegnete, daß es sich keineswegs darum handelte, gegen Gläubige etwas zu unternehmen, sondern bloß darum, Italien den Kezzern zu verschließen, daß es noch nicht lange her wäre, daß das päbstliche Cabinet gewaffnet hätte; das Banner des heiligen Petrus hätte erst kürzlich noch zur Seite des österreichischen Adlers marschirt; es könnte also jetzt gegen Oesterreich zur Seite des französischen Adlers marschiren. Der Pabst beharrte, indem er alle Agenten aufnahm, die der Bund besoldete, um Unruhen in Italien zu erregen. Die Umstände wurden schwieriger, wir mußten unsere Verbindungen mit Neapel sichern; man war gezwungen, Rom zu besetzen, und sich der Marken zu bemächtigen. Das

Conclave stieß Drohungen aus, man verachtete sie. Der päbstliche Hof, den man frei seine Galle ausschütten ließ, bildete sich ein, daß man ihn fürchte und wurde kühner. Der österreichische Krieg brach aus, diese Gelegenheit glaubte der Pabst günstig und schleuderte also seine Bannbulle aus. Die Schlacht von Eßlingen fand statt, der Aufruhr verbreitete sich unter das Volk, der Pabst verschanzte sich; den französischen Truppen wurde Trotz geboten, man beleidigte sie, die Erbitterung war auf ihrem Gipfel. Ein Treffen konnte von einem Augenblicke zu dem andern statt haben, der französiche General wollte dessen Verantwortlichkeit nicht auf sich laden. Er ließ den Pabst von der Gefahr benachrichtigen, welcher seine Vertheidigungsmaßregeln ihn aussetzten, er erhielt nichts und ließ den geistlichen Herrscher aufheben, um einem Unglücke vorzubeugen, das eine verlorene Kugel, ein unvorhergesehener Zufall anrichten konnte.

Der Kaiser erfuhr dieses Ereigniß erst nach der Ausführung; man konnte nicht mehr zurücktreten. Er billigte also, was geschehen war, versetzte den Pabst nach Savona, und vereinigte darauf Rom mit dem französischen Reiche, indem er die Schenkung Karls des Großen widerrief. Diese Vereinigung verdroß Jedermann, weil alle den Frieden wünschten, man zeigte für den Pabst nur deswegen Theilnahme, weil dieses ein Mittel bot, dem Kaiser zu schaden. Seit langer Zeit war der Kaiser schon mit dem römischen Hofe unzufrieden; dieser hatte sich bestrebt, Uneinigkeiten in Frankreich anzufachen, indem er heimlich Bullen an religiöse Anstalten schickte, obgleich dieses Betragen den Bedingungen des Concordats entgegengesetzt war. Die öffentliche Verwaltung war gezwungen, sich in diese Angele-

genheit zu mischen. In dem Augenblicke aller dieser einzelnen Aufstände in Italien beargwohnte man die Priester, die Urheber derselben zu seyn, und daß sie nur kraft ihrer Verhaltungsbefehle aus Rom verfuhren; und hauptsächlich, weil man diesen Hof den freisinni zen Ideen feind wußte, welche man in Frankreich und Italien verbreiten wollte, entschloß man sich, ihn offen anzugreifen, weil man glaubte, daß dieses nicht mehr Zeit noch Sorgen kosten würde, als es bedurfte, um über alle Scherereien zu triumphiren, welche er unaufhörlich überall erregte, wo sein Einfluß von Wirksamkeit war. Man wäre ohne Zweifel damit zu Stande gekommen, wenn der Kaiser nicht in Arbeiten verwickelt worden wäre, die seine Aufmerksamkeit auf sich zogen, und ihn verhinderten, dieselbe den römischen Geschäften in dem Grade zu widmen, als sie es verdienten. Ich werde noch mehrere Gelegenheit haben, von dem Uebel zu sprechen, welches sie uns zugefügt haben und zu betrauern, daß wir sie nicht haben vermeiden können.

In Deutschland waren die Geister ruhiger aber nicht zufriedener; die Westphälinger empörten sich; ein Sohn des Herzogs von Braunschweig hatte eine Legion errichtet, mit der er das Land durchstreifte, und die Tyroler widerstanden mit Vortheil den Baiern. Fast die ganze Armee dieses Landes war in diesem Aufstandskriege beschäftigt. Diese Bergbewohner wurden von einem ihrer Landsleute, mit Namen Hofer, einem Handwerker und Landbesitzer angeführt. Dieser brave und thätige Mann wurde von dem Baron von Homayr gelenkt. Er wiegelte seine Landsleute auf, führte sie mit vieler Geschicklichkeit an und führte sie siegreich aus mehreren Unternehmen. In dieser Lage befand sich der Kaiser nach seinem Siege

in größeren Verlegenheiten, als er derselben im Anfange des Feldzuges gehabt hatte. Alles dieses bestimmte ihn so bald als möglich zu unterhandeln.

Oesterreich hatte in Paris seinen Gesandten den Grafen von Metternich gelassen; wir waren schon Herren von Wien, als er noch in seinem Hotel zu Paris war, wo man ein wenig gegen ihn dieses Krieges wegen übel gestimmt war, welchen man als die Folge der Berichte ansah, die er seinem Hofe gemacht hatte. Man hat später erfahren, daß er daran nur einen gewöhnlichen, aber keinen aufreizenden Antheil gehabt hat.

Der Polizeiminister, der sich mehrere Male über seine Anwesenheit mitten in der Hauptstadt beklagt hatte, erhielt den Befehl, ihn nach Wien führen zu lassen, wo er bald darauf, von einem Gendarmerieoffizier geleitet, anlangte. In Folge des geschlossenen Waffenstillstandes war er zu dem österreichischen Heere zurückgeschickt worden. Kurze Zeit darauf knüpften sich Verbindungen zwischen den Hauptquartieren der beiden Armeen an. Sie fingen, dem Gebrauche gemäß, durch gegenseitige Auswechselung der Gefangenen an; es waren deren nicht gar viele auf beiden Seiten, denn ich glaube nicht, daß wir im Verlauf des ganzen Feldzuges mehr als zwanzig tausend gemacht haben, und die Oesterreicher hatten nicht viel weniger. Der Commissär, welcher zuerst von Seiten des Kaisers von Oesterreich kam, war der Fürst Johann von Lichtenstein. Man war gewohnt, ihn jedesmal ankommen zu sehen, wenn die Frage über friedliche Eröffnungen war, und dessen ungeachtet war er niemals der Letzte, wenn es galt, gegen uns den Krieg zu führen.

Der Kaiser schätzte ihn gewöhnlich hoch, und ich habe ihn sagen hören, daß er gewünscht hätte, ihn als Gesandten in Paris ankommen zu sehen, weil mit einem Geiste, wie dem seinigen, die beiden Staaten niemals in Krieg gerathen wären.

Ich habe Gelegenheit gehabt, den Fürsten in Wien besuchen zu können, wo wir von Geschäften sprachen, die Jedermann in diesem Augenblicke beschäftigten, und im Verlaufe der Unterhandlung zeigte er mir eine Vollmacht, welche ihm der Kaiser von Oesterreich gegeben hatte, um den Frieden zu unterhandeln. Obgleich sie nur in vier Linien abgefaßt war, und auf einen einfachen Bogen Briefpapier geschrieben, so war sie doch nicht minder ein Beweis der hohen Achtung, deren der Fürst von Lichtenstein in Oesterreich genoß, und derjenigen, welche sein Herr für ihn hatte. Von unserer Seite zollte sie ihm der Kaiser ebenfalls, und er hatte besonders anbefohlen, daß man bei seinem Schlosse Fellerberg in der Nähe von Wien Schutzwachen hinstelle, und daß man daselbst keine Truppen einquartiere (was niemand von ihm verlangt hatte). Ich glaube, daß man bei der Unterhandlung über die Auswechselung der Gefangenen begonnen hat, von einem definitiven Frieden zu sprechen. Oesterreich wünschte ihn um so mehr, da wir das Land erdrückten, und wir hatten ebenfalls viele Ursachen, ihn nicht auszuschlagen. Man war also bald einig über einen Ort zu den Zusammenkünften, wohin sich von Seiten Oesterreichs Herr von Metternich und ich glaube Herr von Stadion (ich wage es nicht für gewiß zu behaupten, daß dieser letztere es war) begaben; von unserer Seite wohnte Herr von Champagny ihnen bei. Man erwählte anfangs

eine kleine auf der Straße von Presburg nach Raab gelegene Stadt, ich glaube Altenburg, dazu. Dieser Ort wurde erwählt, weil seit dem Waffenstillstande die ganze österreichische Hauptarmee einen ansehnlichen Marsch auf seiner Linken gemacht hatte, um sich mit der Armee des Erzherzogs Johann in Ungarn zu vereinigen; die unsrige war in ihren Quartieren geblieben, und der Ort, an welchen sich die Zusammenkünfte halten möchten, war ihr gleichgültig. Diese Versammlung, in welcher man sich gegenseitig viele Höflichkeiten erwies, schien bald nicht so rasch in den Geschäften zu seyn, als man sich dessen geschmeichelt hatte. Die Furcht war vorbei, und jeder fing an Schwierigkeiten zu erheben, welche nicht ermangelt hätten, von neuem Schlachten herbeizuführen.

Oesterreich hatte mitten in allen seinen Kriegen ebenfalls heftige Köpfe gehabt; und zu gleicher Zeit, daß sich in seinen Heeren Männer bildeten, die ungeduldig begehrten, einen Krieg mit Frankreich wieder anzufangen, bildeten sich auch in den Städten Philosophen, welche über die Quelle aller dieser so oft erneuerten Unternehmungen gegen einen Herrscher nachdachten, der zuerst die Rechte der Völker geheiligt hatte, welcher das Scepter durch den Willen und den Wunsch eines Volkes hielt, das ihn zum Throne berufen und auf denselben erhoben hatte.

Die Gelehrten, so sehr sie auf den Krieg schimpften, konnten sich doch nicht enthalten, die Angreifer zu verdammen, und denjenigen zu rechtfertigen, dessen Trophäen jedoch ihrem Vaterlande so theuer zu stehen kamen. Sie bekehrten überall, und wir hatten Gelegenheit zu erkennen, wie sehr man in Frank-

reich im Irrthume ist, wenn man glaubt, daß entfernte Gegenden der Einsichten und Bildung ermangeln; wir haben freisinnigere und philosophischere Begriffe in Ländern gefunden, welche wir kaum civilisirt glaubten, als in Provinzen Frankreichs, welche das Vaterland mehrerer durch den Umfang ihrer Kenntnisse und ihrer Einsichten berühmter Männer sind. Alle deutsche Gelehrten boten uns mehr als ein Mittel, die Gesellschaft zu verwirren; die Ungaren schickten uns Abgeordnete, die beauftragt waren, auszukundschaften, bis auf welchen Grad wir geneigt seyn möchten, einen Aufstand zu unterstützen, der von ihrer Seite den Zweck hatte, ihre Unabhängigkeit wieder zu erlangen.

Es wäre nicht unmöglich gewesen, Unzufriedenheit in Böhmen zu erregen; alle diese verschiedenen Mittel wurden dem Kaiser angeboten, welcher sie anhören ließ, aber keinen der Abgesandten annahm, die in die Gegenden seines Hauptquartiers gekommen waren. Er wollte aufrichtig den Frieden, und fand hinreichende Mittel ihn ehrenvoll zu schließen, ohne die österreichische Monarchie zu zerstückeln. Er wurde bisweilen gegen die Bevollmächtigten mißtrauisch, welche nichts beendigten, und in der Furcht, nochmals hintergangen zu werden, ließ er das ganze Heer in jedem der Bezirke, welche es besetzt hielt, ein Lager beziehen. Zu gleicher Zeit ließ er Wien gegenüber auf dem linken Donauufer ein weites verschanztes Lager errichten.

Er ließ daselbst die Brücke auf Grundpfählen wieder herstellen, welche verbrannt worden war, und fügte zu dieser Verbindung zwei Schiffbrücken hinzu.

Von allen Seiten fing man an wieder Thätigkeit zu entfalten, und sich auf jegliches Ereigniß vorzubereiten; zu dieser Zeit auch hielt er eine Heerschau über die verschiedenen Armeecorps, indem er sich selbst wechselsweise an die Orte begab, wo sie gelagert waren. Er fing mit dem des Generals Marmont an, welches zu Krems stand; er war mit demselben so zufrieden, daß es hinreichte, der neue Marschall fragte ihn etwas, um es sogleich bewilligt zu sehen. Der Marschall Marmont wußte in seinem Entzücken, Marschall von Frankreich zu seyn, nicht, wie er seine Erkenntlichkeit für den Kaiser an den Tag legen solle, daß er ihn zu dieser ersten kriegerischen Würde erhoben hatte; obgleich er seit Marengo sich nicht einmal auf einem Schlachtfelde befunden hatte. Das Schicksal hatte ihn davon entfernt gehalten, und er sah wohl ein, daß diese Auszeichnung des Kaisers bei der ersten Gelegenheit, wo er sich in der Schlachtlinie gezeigt hatte, nur ein Zeichen seines Wohlwollens für ihn war. Er betrachtete sich also vielmehr verpflichtet, dasselbe zu rechtfertigen, als er es für eine Belohnung ansehen konnte, weil er noch keine Gelegenheit gehabt hatte, dasselbe zu verdienen. Ich erinnere mich, daß, als wir eines Tages auf der Jagd mit dem Kaiser in dem Park des kaiserlichen Schlosses Luxemburg, wo gewöhnlich der Kaiser von Oesterreich sich aufhielt, gewesen waren, ich auf der Rückkehr mich mit dem Marschall Marmont zusammen fand. Wir waren beide allein in derselben Kalesche; er unterhielt mich nur von seinem Glücke, indem er mir tausendmal wiederholte, daß das Glück ihm nach Wunsch gedient habe, daß er keine Kinder habe, und auch wahrscheinlich keine bekommen werde, daß

er daher nicht nöthig habe, sich mit dem Erwerben von Reichthümern zu beschäftigen, weil, wenn er dem Kaiser rechtschaffen diene, er ihm wohl früh oder spät hundert tausend Thaler Renten geben würde; daß er damit, wofern er es ihm erlaubte, in seiner Nähe, als einer seiner ältesten Freunde zu leben, wenn er keine Kriege mehr zu führen haben würde, sehr glücklich seyn würde, ihm sein Leben zu weihen, und es zur Leitung der Arbeiten anzuwenden, die seinen Ruhm beträfen. Nichts schien edler als solche Gesinnungen.

Von Krems ging der Kaiser nach Brünn, um das Corps des Marschalls Davout zu mustern, welches großen Theils auf dem alten Schlachtfelde von Austerlitz gelagert war.

Der Kaiser wohnte zu Brünn in dem nemlichen Locale, welches er im Jahre 1805 inne gehabt hatte. Er empfing die Behörden der Provinz, welche die Gelegenheit benutzten, um ihn um Erleichterung der Lasten zu bitten. Der Kaiser antwortete ihnen: „Meine Herren, ich fühle Alles, was Sie leiden; ich seufze mit Ihnen über die Uebel, welche das Betragen Ihrer Regierung Ihnen zugezogen hat; ich kann nichts dafür. Es sind kaum vier Jahre her, daß Ihr Herrscher mir nicht weit von hier, bei der Schlacht von Austerlitz, zuschwor, daß er nie sich gegen mich rüsten würde; ich glaubte an einen ewigen Frieden zwischen uns beiden, und ich habe ihn nicht verletzet. Gewiß, hätte ich nicht an die Rechtlichkeit geglaubt, von der man mir so viele Betheuerungen gemacht hatte, ich würde nicht so weggegangen seyn, wie ich es damals gethan habe. Wenn die Monarchen Rechte mißbrauchen, die ihnen das Zutrauen der Völker verliehen hat, und wenn sie

denselben so viele Uebel zuziehen, so haben diese das Recht, dieselben ihnen wieder zu entziehen."

Eines der Mitglieder der Behörden nahm das Wort, um seinen Herrn zu rechtfertigen, und endigte seine Gegenrede mit diesem Satze: „Nichts wird uns von unserm guten Franz abwendig machen können."

Der Kaiser erwiederte verdrießlich: „Sie haben mich nicht verstanden, mein Herr, oder Sie haben das übel ausgelegt, was ich eben als allgemeinen Grundsatz aufgestellt habe. Wer spricht davon, Sie von Ihrem Kaiser Franz abwendig zu machen? ich habe Ihnen nicht ein Wort davon gesagt; seyen Sie ihm treu im Glücke wie im Unglücke; aber alsdann halten Sie aus und beklagen Sie sich nicht, weil es sonst ein Vorwurf ist, den Sie ihm machen."

Nachdem er die Behörden verabschiedet hatte, besichtigte er die Citadelle von Brünn, die er ausrüsten und verproviantiren ließ.

Indem er dieselbe in Augenschein nahm, bemerkte er eine Schnur aus einem der Fenster des Gefängnisses herabhängen, an welcher ein Stück Papier mit diesen Worten: Gnade! Gnade! befestigt war. Der Kaiser trug mir auf, mich zu erkundigen, was dieses sagen wollte, und auf meinen Bericht befahl er, daß man den Soldaten, welcher in diesem Gefängnisse war, bei der Musterung des Armeecorps des Marschalls Davout erscheinen ließe, welche den folgenden Tag vor sich gehen sollte. Er durcheilte alle Stellungen, welche er im Jahre 1805 hatte besetzen lassen, und erkannte alle Wege und Pfade eben so gut wieder, als wenn

sie die der Umgegenden von Saint-Cloud gewesen wären.

Den folgenden Tag besuchte er die Stellung, welche er den Abend vor der Schlacht gehabt hatte, stieg auf das Stoppelwerk (centon) hinauf, das unsere Linke vertheidigte, dann kehrte er zu dem kleinen Hügel zurück, wo seine Feldwacht die Nacht, welche der Schlacht vorangegangen war, aufgeschlagen gewesen. Er ließ das Corps des Marschalls Davout in derselben Ordnung aufstellen, welche die der Marschälle Lannes und Soult beobachtet hatten, ehe das Treffen anhub, und in dieser Stellung hielt er die Heerschau über dasselbe, seiner Gewohnheit gemäß, ein Regiment nach dem andern, und indem er kein einziges vorbeiließ, ohne die Reihen jeder Compagnie durchlaufen und jeden Soldaten gesehen zu haben. Er kam auch zu dem Regimente, dem der Soldat angehörte, welcher ihn den Abend vorher angefleht hatte; sein Obrist hatte ihn zu seiner Rechten stellen lassen. Der Kaiser war zu Fuß; als er sich der Compagnie der Grenadiere näherte, blieb er vor dem Soldaten stehen, der sich auf die Kniee geworfen hatte, und fragte, was das bedeuten solle. Der Obrist antwortete: daß dieser der Mann wäre, welcher ihn gestern in der Citadelle um Begnadigung gebeten hätte. Der Kaiser, der sich dessen nicht mehr erinnerte, forschte darauf weiter und fragte, welches sein Vergehen gewesen wäre. Dieser Unglückliche hatte in der Trunkenheit die Hand an seinen Oberen gelegt, und sollte vor ein Kriegsgericht gestellt werden, vor welchem ihn zu retten keine Hoffnung war. Der Kaiser fragte mit lauter Stimme: „Ist er ein braver Mann?“ Alle Grenadiere antworteten: „O ja,

Sire! ein guter Soldat, den wir kennen, und der nicht hinten nachbleibt.“ Darauf näherte sich der Kaiser dem Unglücklichen, der noch immer auf den Knieen lag, faßte ihn bei beiden Ohren, schüttelte ihm den Kopf, halb mit Güte, halb mit einer Miene von Strenge, und sagte ihm: „Wie, du bist ein guter Soldat, und Du begehst solche Streiche! Sage mir, was würde aus Dir geworden seyn, wenn ich später gekommen wäre, ja bloß nur um einen Tag.“ Alsdann gab er ihm zwei Schläge mit der flachen Hand und sagte ihm: „Gehe zu Deiner Compagnie und laß Dir das zur Warnung dienen.“ In demselben Augenblicke erschallte auch der Ausruf: Es lebe der Kaiser! von der Rechten bis zur Linken des Regiments. Man hätte dieses Freudengeschrei hören sollen! Wie konnte man über das Entzücken erstaunen, welches sich der Gemüther der Truppen bemächtigte, wenn sie ihn erscheinen sahen? Er ließ sie Alles sagen, was sie wollten, wenn sie litten, und niemals würden sie sich geweigert haben eine Anstrengung für ihn zu machen, weil sie stets durch seine Gegenwart gehoben und begeistert wurden.

Die Heerschau des Armeecorps dauerte sehr lange, und der Kaiser kehrte erst in der Nacht nach Brünn zurück. Alle Generale speiseten bei ihm diesen Abend. Im Gespräche mit ihnen warf er diese Frage auf: „Es ist jetzt schon das zweite Mal, daß ich auf das Schlachtfeld von Austerlitz komme; werde ich noch ein drittes Mal herkommen?“ Man antwortete ihm: „Sire, nach dem, was man alle Tage sieht, wird niemand auf das Gegentheil eine Wette wagen.“

Er reiste den folgenden Tag von Brünn ab und kam über Goding, immer dem Marchflusse entlang bis nach Marchek, und kehrte wieder nach Wien zurück, nachdem er das Schlachtfeld von Wagram noch besucht hatte.

Sechzehntes Kapitel.

Große Paraden von Schönbrunn. — Der Kaiser läuft Gefahr ermordet zu werden. — Einzelne Umstände über den Mörder. — Der Kaiser läßt ihn vor sich kommen. — Unterhaltung mit diesem jungen Fanatiker. — Gunstaustheilungen am 5. August. — Nachrichten über den Zustand der Angelegenheiten Spaniens. — Gedanken des Kaisers über diesen Gegenstand.

Wenige Tage nach dieser Reise hielt der Kaiser Heerschau über die Sachsen, deren Hauptquartier in Presburg war, er kam von diesem Besuche zurück, um den von Raab und des Laufs des Flusses, der den gleichen Namen trägt, zu machen. Er kam durch den Ort der diplomatischen Zusammenkünfte, wo er eine kurze Audienz den Bevollmächtigten gab. Bei der Rückkehr nach Wien von dieser Musterung eines großen Theils der Quartiere der Armee trieb er noch mehr die kriegerischen Arbeiten an: man arbeitete, als wenn der Waffenstillstand sollte gebrochen werden. Man glaubte es, weil man nichts Beruhigendes in Allem sah, was sich seit der Eröffnung der Zusammenkünfte zutrug.

Der Kaiser hielt alle Tage in dem Hofe des Schlosses von Schönbrunn eine große Parade, zu welcher er nach einander die Leute nahm, welche die Hospitäler verließen, so wie auch diejenigen Regimen-

ter, welche am meisten gelitten hatten, um sich selbst zu versichern, ob man ihnen gehörige Sorgfalt widme, und ob ihr Volk wieder in die Reihen trete. Diese Paraden zogen viele Neugierige herbei, welche nur deswegen aus Wien kamen, um diesem glänzenden Schauspiele zuzusehen.

Er hatte die Gewohnheit, diesen kriegerischen Feierlichkeiten alle Generale und Armeeverwalter beiwohnen zu lassen, die in einer ziemlichen Entfernung standen, und auch bei diesen Gelegenheiten ließ er sich Rechenschaft ablegen über die Nichtvollstreckung der Befehle, die er gegeben hatte.

Bei einer dieser Paraden hätte sich beinahe eine Begebenheit zugetragen, über welche man tausend unverständige Erzählungen gemacht hat. Wir waren am Ende des Septembers; der Kaiser hielt Heerschau über einige Linienregimenter in dem Schloßhofe von Schönbrunn; es waren stets eine ungeheure Menge Menschen zugegen, .und man stellte in verschiedenen Entfernungen Schildwachen aus, um die Menge zur Seite zu halten.

Der Kaiser war eben die Schloßtreppe herabgestiegen, und ging über den Hof, um zu der Rechten des Regiments zu gelangen, welches die erste Linie bildete, als ein junger wohlgebildeter Mann aus dem Haufen heraustrat, in welchem er den Kaiser erwartet hatte, und ihm entgegen kam, indem er ihn zu sprechen verlangte. Da er sich ziemlich schlecht im Französischen ausdrückte, sagte der Kaiser zu dem General Rapp, welcher zugegen war, er möge doch sehen, was dieser junge Mann wolle. Der General Rapp redete mit ihm; aber da er nicht begreifen konnte, was derselbe ihm sagte, betrachtete er ihn

als einen lästigen Bittsteller, und befahl dem dienstthuenden Gendarmerieoffizier, ihn zurückführen zu lassen. Dieser ruft einen Unteroffizier und läßt den jungen Mann außerhalb des Kreises führen, ohne weiter auf ihn Achtung zu geben. Man dachte nicht mehr daran, als derselbe junge Mann, da der Kaiser auf die Rechte der Truppenlinie zurückkam, plötzlich aus dem Haufen, den er hinten umgangen hatte, wiederum heraustritt und von Neuem den Kaiser anredet, der ihn anwortet: „Ich kann Sie nicht verstehen; sprechen Sie mit dem General Rapp.“ Der junge Mann griff mit der rechten Hand in die Brust, als wenn er eine Bittschrift herausholen wollte, da nimmt ihn der Fürst von Neufchatel bei dem Arme und sagte ihm: „Mein Herr, Sie wählen sehr schlecht Ihre Zeit; man hat Ihnen gesagt, daß Sie sich an den General Rapp wenden sollen.“ Unterdessen war der Kaiser zehn Schritte vorwärts längs der Fronte der Truppen gegangen, und Rapp war ihm gefolgt. Darauf sagte der Fürst von Neufchatel zu dem Gendarmerieoffizier, diesen jungen Mann außerhalb des Kreises zu führen, und ihn zu verhindern den Kaiser zu belästigen.

Der Gendarmerieoffizier, der unwillig geworden war, sich so zweimal in dem Falle zu sehen, denselben Menschen zurückzuschicken, ließ ihm ein wenig rauh begegnen und indem ihn einer der Gendarme bei dem Kragen nahm, bemerkte derselbe, daß er etwas in seiner Brust habe, aus welcher man ein großes ganz neues Küchenmesser zog, zu welchem er eine Scheide von mehreren Bogen grauen Papiers gemacht hatte, die mit einem groben Faden zusammengebunden war. Die Gendarmen führten ihn zu mir, während einer

von ihnen mich aufsuchte. Um Weitläufigkeiten zu vermeiden, will ich in wenigen Worten seine Geschichte erzählen.

Dieser junge Mann war der Sohn eines protestantischen Predigers in Erfurt; er war nur achtzehn bis neunzehn Jahr alt, mit einer Gesichtsbildung, die nicht übel eine Frau gekleidet hätte; er hatte es unternommen den Kaiser zu tödten, weil man ihm gesagt hatte, daß die übrigen Herrscher nie mit ihm Frieden halten würden; und da der Kaiser stärker als sie alle war, hatte er beschlossen, ihn zu tödten, damit man desto eher den Frieden erhielte.

Man fragte ihn, welche Art Schriften er am liebsten lese. Er antwortete: „die Geschichte; und in allen denen, welche ich gelesen habe, hat mir nur die der Jungfrau von Orleans gefallen, weil sie Frankreich von dem Joche seiner Feinde befreit hatte; und ich wollte ihr nachahmen.“

Er war von Erfurt bloß in diesem Entschlusse abgereist, indem er ein Pferd seines Vaters mit fortführte; die Noth hatte ihn gezwungen, es unterweges zu verkaufen, und er hatte seinem Vater geschrieben, sich darum keine Mühe zu geben; daß er es genommen habe, um eine Reise zu beenden, welche er zu unternehmen versprochen, auch hatte er noch hinzugefügt, daß man bald von ihm reden hören würde. Er hatte sich zwei Tage in Wien aufgehalten, um Erkundigungen über die Gewohnheiten des Kaisers einzuziehen, und war schon früher einmal bei der Parade gewesen, um seine Rolle zu studiren und zu sehen, wo er sich hinstellen könnte. Als er Alles ausgefforcht hatte, kaufte er

bei einem Messerschmiede dieses große Küchenmesser, welches man bei ihm fand, und ging wieder auf die Parade, um seinen Anschlag auszuführen.

Während mir der junge Mann dieses Geständniß machte, zog die Parade vorüber, und ich traf den Kaiser erst wieder in seinem Cabinete, um ihm von der Gefahr Nachricht zu geben, welche ihm gedroht, ohne daß er es vermuthet hatte. Der General Rapp hatte ihm schon davon erzählt, doch wollte er es nicht glauben, bis daß ich ihm das Messer zeigte, welches man bei dem jungen Menschen gefunden hatte, worauf er mit einer halbspöttischen Miene antwortete; „Ei! es scheint doch etwas daran zu seyn, bringen Sie mir den jungen Mann her, ich will ihn sehen."

Er behielt die Generale bei sich, welche der Parade beigewohnt hatten, und die noch in den Sälen des Schlosses sich befanden, und sprach mit ihnen von diesem Abentheuer. Ich langte mit dem jungen Manne an. Als der Kaiser ihn eintreten sah, wurde er von einem Mitleidsgefühle ergriffen und sagte. „Oh, Oh! das ist nicht möglich, es ist ja noch ein Kind." Darauf fragte er ihn, ob er ihn kenne. Jener antwortete ihm, ohne zu wanken: „Oh ja, Sire."

Der Kaiser: „Und wo haben Sie mich gesehen?"

Die Antwort: „In Erfurt, Sire, den vergangenen Herbst."

Der Kaiser: „Warum wollten Sie mich tödten?"

Die Antwort: „Sire, weil Ihr Genie zu sehr dem

Ihrer Feinde überlegen ist, und Sie unserm Vaterlande zur Plage gemacht hat.“

Der Kaiser: „Aber ich habe nicht den Krieg angefangen; warum tödten Sie nicht die Angreifer? das wäre gerechter.“

Die Antwort: „Oh nein, Sire! Ihre Maj. hat nicht den Krieg begonnen; aber da Sie immer stärker und glücklicher als die andern Herrscher zusammen sind, so war es leichter Sie zu tödten, als so viele andere, Ihre Feinde, umzubringen, welche nicht so sehr zu fürchten sind, weil sie weniger Geistesfähigkeiten besitzen.“

Der Kaiser: „Wie hätten Sie es angefangen, um mich zu tödten?“

Die Antwort: „Ich wollte Sie fragen, ob wir bald den Frieden haben würden, und wenn Sie mir nicht geantwortet hätten, so würde ich das Messer in Ihr Herz gestoßen haben.“

Der Kaiser: „Aber die Krieger, welche mich umgaben, würden Sie angehalten haben, ehe Sie mich hätten treffen können, und Sie darauf in Stücken gehauen haben.“

Die Antwort: „Ich war darauf gefaßt, und bereit zu sterben.

Der Kaiser: „Wenn ich Ihnen die Freiheit gäbe, würden Sie zu Ihren Eltern zurückkehren und Ihren Anschlag aufgeben?“

Die Antwort: „Sire, wenn wir den Frieden erhalten, würde ich es thun; aber wenn der Krieg noch fortdauern soll, so werde ich ihn ausführen.

Der Kaiser ließ den Doctor Corvisart rufen, den er einige Tage vorher von Paris nach Wien hatte kommen lassen, wo er eben angelangt war. Da er

sich in den Augenblicke in den Zimmern des Kaisers befand, ließ er ihn eintreten, und ohne ihm etwas zu erklären, ließ er ihn dem jungen Menschen den Puls befühlen, und fragte ihn, wie sich derselbe befände. Herr Corvisart antwortete, daß der Puls ein wenig unruhig wäre, aber daß der Mensch keineswegs krank wäre; daß diese Unruhe nur von einem leichten Nervenreize herrühre. Darauf sagte ihm der Kaiser: „Nun wohl, dieser junge Mensch kommt hundert Stunden weit her, um mich zu tödten;“ er erzählte ihm nun, was ich eben berichtet habe.

Man führte den unglücklichen jungen Mann nach Wien zurück, wo er vor ein Kriegsgericht gezogen und hingerichtet wurde. Man hatte ihn in Wien in ein Gefängniß gesetzt; der Kaiser reiste nach Paris ab, ohne Befehle in Rücksicht auf ihn zu ertheilen; diese einzelnen Umstände kümmerten ihn wenig und die Behörde, die Wien den Oesterreichern übergab, führte diesen jungen Mann vor eine Kriegscommission mit den Beweisen, welche über ihn vorhanden waren. Es war schwer, daß man gewagt hatte, es über sich zu nehmen, die menschliche Gesellschaft nicht von ihm zu befreien.

Dieses sonderbare Abentheuer machte mehr als einen guten Kopf gedankenvoll; man hatte gesehen, wie wenig fehlte, daß es nicht gelungen war, und man fing an zu befürchten, daß das Beispiel dieses jungen Fanatikers nicht Nachahmer fände. Später, so wie man Alles vergißt, verwischte sich diese Geschichte, wie die andern, aus dem Gedächtnisse.

Man erfuhr sie jedoch in Wien, und man fand bald Leute, die behaupteten, daß sie Verzweigungen hätte; man hatte viele Mühe sich zu überzeugen, daß

der Anschlag nur in diesem jungen Kopfe entsprungen war.

Nachdem der Kaiser seine Armee in so gutem Stande versammelt hatte, als es nach einem so mühevollen Feldzuge möglich war, ließ er sie oft manoeuvriren, und unterhielt so in dem Geiste der Einwohner eine moralische Meinung, welche ihm günstig gewesen wäre, wenn die Feindseligkeiten wieder hätten anfangen sollen. Am 15. August 1809 ernannte auch der Kaiser zu Wien den Fürsten von Neufchatel zum Fürsten von Wagram, den Marschall Massena zum Fürsten von Eßlingen und den Marschall Davout zum Fürsten von Eckmühl. Er schuf zu Herzogen den Kriegsminister, den der Justiz, den der Finanzen und den der auswärtigen Angelegenheiten (nemlich die Herrn Clarke, Reynier, Gaudin und Champagny), so wie den Staatssekretär Herrn Maret. Die Marschälle Macdonald und Oudinot wurden gleichfalls, der erste zum Herzog von Tarent, und der andern zum Herzoge von Reggio ernannt.

Es wurde an diesem Tage, den 15. August, dem Geburtstage des Kaisers ein Te Deum in der Hauptkirche zu Wien gesungen, dem die Generale der Armee, so wie die Stadtobrigkeiten beiwohnten.

Man hatte aber durch das Gerücht, und besonders durch englische Zeitungen vernommen, daß in Spanien eine Schlacht zwischen unserem und dem englischen Heere geliefert worden, und daß der Erfolg für letzteres glücklich ausgefallen wäre. Wir erwarteten alle Tage den Curier, der uns die officielle Nachricht davon mit den besonderen Umständen überbringen sollte; jedoch die Schwierigkeit der Verbin-

dungen zwischen Madrid und Bayonne erlaubte nicht, daß die Ungeduld des Kaises befriedigt wurde. Man wartete ungefähr vierzehn Tage, ehe man Herrn Carion von Nisas ankommen sah, welcher der Ueberbringer dieser Nachricht war; er hatte der Schlacht beigewohnt und war von Allem wohl unterrichtet, was unsere Angelegenheiten in Spanien betraf.

Alles, was er dem Kaiser erzählte, machte denselben höchst unwillig, und er sagte laut, daß, obgleich seine beste Armee in Spanien wäre, man dort doch nur Thorheiten beginge. Ich habe diesen Feldzug nicht mitgemacht; aber folgendes habe ich über denselben erfahren.

Der Marschall Soult hatte sich nach seinem unglücklichen Treffen von Oporto über Guimarens, Montolegna und Orense auf Luego zurückgezogen, wo er den Marschall Ney antraf, welcher Corunna geräumt und sein Armeecorps vereinigt hatte. Er war gezwungen worden, diesen Weg zu nehmen, weil die Engländer ihn überflügelt hatten, und seine Bewegung fortzusetzen, indem er über Amaranthe nach Chavez ging.

Diese englischen Truppen machten ein beträchtliches Corps aus, das von dem Heere des Lords Wellington abgesendet worden war, der während dieser Operation eines Theiles seiner Armee mit dem Reste das Thal des Tajo hinaufstieg, in der nemlichen Zeit, als ein spanisches Heer durch la Mancha auf Toledo vorrückte.

Die Marschälle Soult und Ney, die sich in Luego vereinigt hatten, verständigten sich und kamen überein, zusammen eine Bewegung auf Orense

zu machen, um die Engländer zu schlagen und die Vereinigung der Empörer zu zerstreuen, welche sich schon an sie angeschlossen hatten.

Sie gingen in der That ab, um auf Orense loszugehen; aber, ehe sie diesen Punkt erreichten, wandte sich der Marschall Soult zur Linken, und kam nach Sanabria; der Marschall Ney behauptete, daß er ihn nicht von dieser Aenderung seines Entschlusses benachrichtiget habe, welche ihn in eine gefahrvolle Lage versetzte, da er sie nur durch einen Zufall erfahren hatte; der Marschall Soult sagt, daß er sie ihm kund gethan. Welchem von beiden soll man glauben? Ich weiß nichts davon; aber man kann nicht muthmaßen, daß der Marschall Soult ein Vergnügen daran gefunden habe, den Marschall Ney Gefahren auszusetzen, das Wahrscheinlichste aber ist, daß die Ordonnanz, oder der Offizier, der Ueberbringer der Nachricht unterwegs aufgefangen worden ist. Auf welche Art auch der Marschall Ney benachrichtigt worden, genug, er folgte doch der Bewegung des Marschalls Soult, indem er ganz Galizien räumte, und diese beiden Corps gingen über die Exla bei Saint-Cebrian, um sich nach Zamora zu begeben. Sie kamen darauf über Salamanka nach Placentia, wo sie von dem Corps des Marschalls Mortier verstärkt wurden, der gerades Weges von Valladolid anlangte.

Diese drei Cops waren zu Placentia vereinigt, als Herr von Wellington, indem er das Thal des Tajo mit seinem ganzen Heere hinaufstieg, bis nach Talavera de la Reyna vorrückte. Bei dem Gerüchte seiner Annäherung war der König von Madrid mit den Marschällen Jourdan, Victor und dem Corps

des Generals Sebastiani abgereist. Diese Armee rückte den Spaniern auf der Straße von Madrid nach Toledo, und den Engländern auf der von Madrid nach Talavera entgegen.

Der König ließ die zu Placentia vereinigten Marschälle von seiner Bewegung benachrichtigen, und befahl ihnen vorzurücken und in das Thal des Tajo hinabzusteigen. Sey es nun, daß sein Befehl zu spät anlangte, oder daß er selbst seinen Angriff auf die englische Armee zu sehr beschleunigte, man erhielt nicht, was man durch ein Manoeuver zu erlangen hoffte; man vereinigte Alles, was man konnte von dem Corps, das die Spanier beobachtete (es war das Sebastiani's) zu dem, welches die Marschälle Jourdan und Victor vorwärts vor Talavera befehligten, und man griff höchst ungeschickt die englische Armee an, welche sich in der vortheilhaftesten Lage befand, in welche das Glück sie für uns versetzen konnte, wenn die Corps von Placentia an dem Treffen hätten Antheil nehmen können. Statt dessen begann man mit den Truppen, welche von Madrid gekommen waren; man machte einander die Höhen der Stellungen streitig, man verlor von beiden Seiten viel Volk und erhielt keinen befriedigenden Erfolg. Die Armee des Königs, die nicht mehr auf den Angriff der drei Marschälle rechnete, die zu Placentia waren, zog sich zurück, um sich mit dem Corps zu vereinigen, welches den Spaniern entgegengesetzt war, und um Madrid zu decken.

Das englische Heer war gezwungen, sich den folgenden Tag zurückzuziehen, da es Nachricht von dem Marsche der Armee der drei Marschälle erhalten hatte, die von Placentia abgegangen waren, um

vor ihr nicht nur bei der Brücke von Almaraza, sondern bei der von Arzobispo anzulangen, welche, vornehmlich diese letztere, die einzigen Rückzugspunkte des Generals Wellington waren.

Man durfte ihn nicht eher angreifen, als bis man im Stande war, dieselben zu besetzen, wenn er sich gezeigt hätte, um über den Tajo zurückzuziehen; es war selbst kein Nachtheil dabei, wenn man die drei Marschälle zuerst angreifen ließ, und sich bereit hielt, der englischen Armee in ihrer Rückzugsbewegung zu folgen, welche sie hätte machen müssen, um die Brücken in ihrem Rücken zu vertheidigen. Man hätte alsdann beginnen können, und selbst sie zwingen zu einem für sie unheilvollen Treffen; statt dessen gab man ihr eine Gelegenheit, ihren Rückzug zu sichern, indem man das Corps schlagen ließ, das durch seine Stellung bestimmt war, sie zu verfolgen; auch gelangte sie ohne Unfall zu der Brücke von Arzobispo, welche sie frei fand, und hatte ferner kein Zusammentreffen mit der Armee der drei Marschälle. In diesem Feldzuge trat Lord Wellington zum ersten Male in der Laufbahn des Ruhmes auf, welche er seitdem mit so vielem Glanze durchlaufen hat; und wir waren bestimmt, die besten Truppen Frankreichs, die von Boulogne, Austerlitz und Friedland, verdammt zu sehen, Demüthigungen von den Feinden zu empfangen, weil sie Händen anvertraut waren, die keinen Vortheil von ihnen zu ziehen verstanden.

Der Kaiser zuckte mitleidsvoll die Achseln, als er diese Umstände hörte, und wir, die wir Zeugen waren von dem Unterschiede, welcher zwischen der spanischen Armee und der, welche der Kaiser in

Deutschland hatte, statt fand, und wo er eben so wundervolle Dinge ausgeführt hatte, wir stellten schon traurige Beobachtungen an über den Zustand, zu welchem Frankreich würde gebracht werden können, wenn er nicht mehr seyn würde.

Der Kaiser sagte uns, indem er von denen sprach, welche in Spanien befehligten (ohne jemanden zu bezeichnen): „Diese Leute haben gar großen Eigendünkel; man gesteht mir ein wenig mehr Talent als einem andern zu, und um eine Schlacht einem Feinde zu liefern, den ich gewohnt bin zu schlagen, glaube ich doch niemals genug Truppen zu haben; ich rufe Alles herbei, was ich nur versammeln kann; sie dagegen gehen darauf los, einen Feind mit Vertrauen anzugreifen, den sie nicht kennen, und führen nur die Hälfte ihres Volkes herbei! Kann man so manoeuvriren? Es wäre nöthig, daß ich überall wäre. Warum habe ich nicht die drei Corps von Soult, Ney und Mortier hier, ich wollte diesen hier (den Oesterreichern) andere Sachen sehen lassen.“

Er hatte in der That nur ein einziges Infanteriecorps, das des Marschalls Davout, welches aus eben so guten Truppen als die, welche in Spanien waren, zusammengesetzt war. Diese Schlacht von Talavera machte dem Kaiser einen Kummer, der mehrere Tage dauerte; er begriff leicht die Möglichkeit eines Kriegsunfalls, aber ein Fehler, den man vermeiden konnte, verminderte sogleich die gute Meinung, die er von demjenigen gehabt hatte, welcher ihn begangen hatte. Dessenungeachtet hatte er eine natürliche Güte für Alle diejenigen, welche lange unter ihm gedient hatten, und obgleich er sie biswei-

len schalt, so verschaffte er ihnen doch fast auch sogleich die Mittel, seine Gnade wieder zu erlangen. Er verzieh nichts so leicht, als das Unrecht, das man gegen ihn persönlich begangen hatte. Eine gute Handlung vertilgte in seinem Geiste die Wirkung von zehn Fehlern; aber ein Vergehen gegen die Ehre, oder Mangel an Muth stürzte den ohne Wiederkehr, der sich dessen schuldig gemacht hatte.

Siebzehntes Kapitel.

Die Zusammenkünfte werden nach Wien verlegt. — Hirngespinste einiger Ränkemacher. — Anekdote über diesen Gegenstand. — Der Friede wird unterzeichnet. — Die Festungswerke Wiens werden gesprengt. — Zwei Kinder kommen aus Frankreich, die Begnadigung ihrer Mutter zu erbitten. — Kummer des Kaisers. — Sonderbares Versehen.

Man widmete in ganz Deutschland unsern Angelegenheiten zu viele Aufmerksamkeit, als daß der mindeste unserer Unfälle unbekannt geblieben wäre; unsere Feinde rechneten sie als eben so viele von ihnen errungene Vortheile, und wurden dadurch schwieriger in den Zusammenkünften, wo man den Frieden unterhandelte.

Der Kaiser wurde ungeduldig über die lange Dauer der Unterhandlungen, und da er seine Bevollmächtigten mehr zur Hand haben wollte, hatte er den Ort der Zusammenkünfte nach Wien verlegt. Der Fürst von Lichtenstein wurde darauf der Hauptbevollmächtigte für Oesterreich. Diese Veränderung verursachte, daß man beinahe in ganz Wien die geringsten Umstände von dem erfuhr, was sich in diesen Zusammenkünften zutrug; es regte zu sehr Jedermanns Theilnahme auf, als daß man etwas vernachläßiget hätte, was dazu beitragen konnte,

einige besondere Umstände zu entdecken. Es gab um den Kaiser einige Männer, die hartnäckig bei der Meinung beharrten, daß Oesterreich es überdrüßig wäre, länger unter dem Joche einer Regierung zu bleiben, welche ihnen so viele Uebel zuzog. Diese Männer ließen keine Gelegenheit entschlüpfen, den Kaiser von Hirngespinsten zu unterhalten, welche sie ihm als die Meinung mehrerer aufgeklärten Bürger Wiens hinterbrachten, indeß es nur die Träumereien einiger unruhigen Menschen waren, an denen die Hauptstädte niemals Mangel leiden. In fast allen Ländern scheinen diese Ränkemacher das Vorrecht zu haben, rechtliche Männer täuschen zu dürfen, und die von Wien schienen bei den ausgezeichnetesten Männern von allen, welche bei der Armee des Kaisers waren, vollkommen ihren Zweck erreicht zu haben. Hier finde eine Anekdote, ihren Platz, die mir durch einen Augenzeugen erzählt worden ist. Der Marschall Bessières that seinen ersten Ausgang seit der Wunde, welche er bei Wagram erhalten hatte; er machte dem Kaiser seine Aufwartung zu der Stunde seines Frühstücks, welches nach der Parade statt fand; der Kaiser hatte den Marschall Bessières schon seit einiger Zeit eintreten lassen, als man ihm einen Mann ankündigte, den er, ohne ihn warten zu lassen, sogleich eintreten ließ. Der Kaiser, der nicht gewohnt war, ihn zu dieser Stunde zu sehen, fragte ihn in einem muntern Tone: „Was giebt es Neues? was sagen die Einwohner Wiens?“ Darf man es glauben, daß er treuherzig antwortete: „Sire, sie sind von Bewunderung gegen Ihre Maj. durchdrungen, und jeder von ihnen sieht in dem Soldaten, den er zu beherbergen hat, einen

Gönner bei dem Monarchen, den ihnen zu geben es Ihrer Maj. belieben wird."

Der Kaiser antwortete nicht, weil er nicht ein Wort davon glaubte. Er beendigte sein Frühstück, als ich mich anmelden ließ, da ich einen Bericht an ihn zu erstatten hatte; er war bei sehr guter Laune und fragte mich ebenfalls, was die Wiener sprächen. Ich antwortete ihm: „daß sie uns vom Morgen bis zum Abende zu allen T . . . . . . wünschten, und daß es gar sicher wäre, daß sie es unternehmen würden sich unserer zu entledigen, wenn wir unsern Aufenthalt unter ihnen noch verlängern müßten." Der Kaiser engegnete mir: „dieses scheint mir glaublicher, und man muß sich nicht täuschen. Wenn der Friede nicht geschlossen wird, werden wir von tausend Vendeern umgeben seyn; ich höre nicht auf die Mährchendichter; es ist Zeit einen Entschluß zu fassen. Auch hoffe ich in zwei oder drei Tagen zu endigen; es handelt sich nur noch um Kleinigkeiten." Wirklich wurde der Friede wenige Tage darauf unterzeichnet. Hatte man das Gerücht in Umlauf gesetzt von einer Absicht, die Dynastie zu verändern, um das Haus Oesterreich in Schrecken zu setzen, und es in seinen Entscheidungen zu beschleunigen? Ich weiß es nicht; aber sicherlich hat der Kaiser nicht diese Idee gehabt, welche den Krieg mit Rußland herbeiführen konnte, unabgesehen die beiden Kriege, die er schon hatte und welche er vermittelst aller Anstrengungen seiner Geschicklichkeit führte. Ich weiß wohl, daß man ihm den Plan untergeschoben hat, eine Partei in der Nation zu bilden, und den Großherzog von Würzburg zum Kaiser von Oesterreich auszurufen, aber ich glaube nicht,

daß er jemals an so etwas gedacht hat. Er hatte zu viel in Frankreich und in Spanien zu thun, um sich in ein Unternehmen einzulassen, welches unfehlbar seinen Aufenthalt in Wien verlängert hätte.

Ich erinnere mich sogar, daß er zu dieser Zeit mir den Befehl gab, ein Feldgeräth an Pferden, Sätteln u. s. w. von Paris nach Bayonne abgehen zu lassen, und zu gleicher Zeit dem Oberstallmeister des Königs von Spanien zu schreiben, daß der König ihm einige seiner besten Pferde nach Burgos schicke, wohin er sich sogleich zu begeben gedenke*).

Nachdem der Friedensvertrag unterzeichnet worden, wurde er zur Bestätigung dem Kaiser von Oesterreich zugesandt, welcher dieselbe auch bald ertheilte. Der Kaiser erließ eine Proclamation an die Einwohnes Wiens, in welcher er ihnen für die Sorgfalt dankte, welche sie den Verwundeten der Armee gewidmet hatten; er bezeugte ihnen, wie sehr es ihn geschmerzt habe, daß er nicht die Uebel erleichtern gekonnt, welche auf ihnen gelastet hätten, indem er hinzufügte, daß diese Betrachtung ihn zum Theil dazu bewogen habe den Krieg zu beendigen, weit mehr als die Furcht vor dem Glücksfalle der Schlachten.

Er endigte damit, ihnen zu sagen, daß, wenn er während seines langen Aufenthaltes in der Nähe ihrer Hauptstadt sich nicht mehr in ihrer Mitte gezeigt habe, es nur deswegen geschehen sey, weil er nicht ihre Ehrfurchtsbeweise und die Huldigungen der Liebe, welche sie zu ihrem Herrscher trügen, habe

*) Ich verrichtete den Dienst als Oberstallmeister während dieses Feldzugs, da Herr Caulaincourt in Rußland war, und der General Nansouty bei seiner Division.

abwendig machen wollen. Sein Lebewohl machte den Einwohnern Wiens vieles Vergnügen.

Der Kaiser hatte ihnen einige Freiheiten erlaubt. Der Winter nahte heran; das arme Volk war sehr unglücklich; er ließ Holz in den kaiserlichen Forsten fällen, und antwortete den österreichischen Beamten, die sie daran hindern wollten, indem sie dem Kaiser Vorstellungen machen ließen: „Aber wie würde es der Kaiser Ihr Herr thun? Er wird wohl die Unglücklichen nicht nur wärmen, sonden auch ernähren müssen; lassen Sie dieselben Holz nehmen, und setzen Sie es auf meine Rechnung*).

Die Obrigkeiten von Wien kamen, Abschied von ihm zu nehmen; sie baten ihn, die Wälle der Stadt zu verschonen, welche man seit einem Monate unterminirt hatte, um sie zu sprengen. Der Kaiser schlug es ihnen ab, indem er ihnen bemerklich machte, daß es sogar ihrem Vortheile gemäß wäre, daß sie zertrümmert würden, weil es dann niemandem mehr einfallen würde, ihre Stadt dem auszusetzen, daß sie verbrannt werde, um einen besondern Ehrgeiz zu befriedigen. Er sagte, daß dieses schon seine Absicht im Jahr 1805 gewesen wäre; aber da er dieses Mal dem ausgesetzt gewesen, entweder Wien in Asche zu legen, oder sich einem ungewissen Glücksfalle anzuvertrauen, wenn er sich nicht hätte die Thore öffnen lassen können, so wollte er nicht mehr in Zukunft in diesem Falle seyn.

*) Der Kaiser hatte den Gedanken gehabt, die Vorstädte Wiens pflastern zu lassen, welche es noch nicht sind; er wollte, sagte er, den Wienern dieses Andenken lassen, doch hat er nicht die Zeit dazu gehabt.

Der Kaiser schätzte ihn gewöhnlich hoch, und ich habe ihn sagen hören, daß er gewünscht hätte, ihn als Gesandten in Paris ankommen zu sehen, weil mit einem Geiste, wie dem seinigen, die beiden Staaten niemals in Krieg gerathen wären.

Ich habe Gelegenheit gehabt, den Fürsten in Wien besuchen zu können, wo wir von Geschäften sprachen, die Jedermann in diesem Augenblicke beschäftigten, und im Verlaufe der Unterhandlung zeigte er mir eine Vollmacht, welche ihm der Kaiser von Oesterreich gegeben hatte, um den Frieden zu unterhandeln. Obgleich sie nur in vier Linien abgefaßt war, und auf einen einfachen Bogen Briefpapier geschrieben, so war sie doch nicht minder ein Beweis der hohen Achtung, deren der Fürst von Lichtenstein in Oesterreich genoß, und derjenigen, welche sein Herr für ihn hatte. Von unserer Seite zollte sie ihm der Kaiser ebenfalls, und er hatte besonders anbefohlen, daß man bei seinem Schlosse Fellerberg in der Nähe von Wien Schutzwachen hinstelle, und daß man daselbst keine Truppen einquartiere (was niemand von ihm verlangt hatte). Ich glaube, daß man bei der Unterhandlung über die Auswechselung der Gefangenen begonnen hat, von einem definitiven Frieden zu sprechen. Oesterreich wünschte ihn um so mehr, da wir das Land erdrückten, und wir hatten ebenfalls viele Ursachen, ihn nicht auszuschlagen. Man war also bald einig über einen Ort zu den Zusammenkünften, wohin sich von Seiten Oesterreichs Herr von Metternich und ich glaube Herr von Stadion (ich wage es nicht für gewiß zu behaupten, daß dieser letztere es war) begaben; von unserer Seite wohnte Herr von Champagny ihnen bei. Man erwählte anfangs

eine kleine auf der Straße von Presburg nach Raab gelegene Stadt, ich glaube Altenburg, dazu. Dieser Ort wurde erwählt, weil seit dem Waffenstillstande die ganze österreichische Hauptarmee einen ansehnlichen Marsch auf seiner Linken gemacht hatte, um sich mit der Armee des Erzherzogs Johann in Ungarn zu vereinigen; die unsrige war in ihren Quartieren geblieben, und der Ort, an welchen sich die Zusammenkünfte halten möchten, war ihr gleichgültig. Diese Versammlung, in welcher man sich gegenseitig viele Höflichkeiten erwies, schien bald nicht so rasch in den Geschäften zu seyn, als man sich dessen geschmeichelt hatte. Die Furcht war vorbei, und jeder fing an Schwierigkeiten zu erheben, welche nicht ermangelt hätten, von neuem Schlachten herbeizuführen.

Oesterreich hatte mitten in allen seinen Kriegen ebenfalls heftige Köpfe gehabt; und zu gleicher Zeit, daß sich in seinen Heeren Männer bildeten, die ungeduldig begehrten, einen Krieg mit Frankreich wieder anzufangen, bildeten sich auch in den Städten Philosophen, welche über die Quelle aller dieser so oft erneuerten Unternehmungen gegen einen Herrscher nachdachten, der zuerst die Rechte der Völker geheiligt hatte, welcher das Scepter durch den Willen und den Wunsch eines Volkes hielt, das ihn zum Throne berufen und auf denselben erhoben hatte.

Die Gelehrten, so sehr sie auf den Krieg schimpften, konnten sich doch nicht enthalten, die Angreifer zu verdammen, und denjenigen zu rechtfertigen, dessen Trophäen jedoch ihrem Vaterlande so theuer zu stehen kamen. Sie bekehrten überall, und wir hatten Gelegenheit zu erkennen, wie sehr man in Frank-

reich im Irrthume ist, wenn man glaubt, daß entfernte Gegenden der Einsichten und Bildung ermangeln; wir haben freisinnigere und philosophischere Begriffe in Ländern gefunden, welche wir kaum civilisirt glaubten, als in Provinzen Frankreichs, welche das Vaterland mehrerer durch den Umfang ihrer Kenntnisse und ihrer Einsichten berühmter Männer sind. Alle deutsche Gelehrten boten uns mehr als ein Mittel, die Gesellschaft zu verwirren; die Ungaren schickten uns Abgeordnete, die beauftragt waren, auszukundschaften, bis auf welchen Grad wir geneigt seyn möchten, einen Aufstand zu unterstützen, der von ihrer Seite den Zweck hatte, ihre Unabhängigkeit wieder zu erlangen.

Es wäre nicht unmöglich gewesen, Unzufriedenheit in Böhmen zu erregen; alle diese verschiedenen Mittel wurden dem Kaiser angeboten, welcher sie anhören ließ, aber keinen der Abgesandten annahm, die in die Gegenden seines Hauptquartiers gekommen waren. Er wollte aufrichtig den Frieden, und fand hinreichende Mittel ihn ehrenvoll zu schließen, ohne die österreichische Monarchie zu zerstückeln. Er wurde bisweilen gegen die Bevollmächtigten mißtrauisch, welche nichts beendigten, und in der Furcht, nochmals hintergangen zu werden, ließ er das ganze Heer in jedem der Bezirke, welche es besetzt hielt, ein Lager beziehen. Zu gleicher Zeit ließ er Wien gegenüber auf dem linken Donauufer ein weites verschanztes Lager errichten.

Er ließ daselbst die Brücke auf Grundpfählen wieder herstellen, welche verbrannt worden war, und fügte zu dieser Verbindung zwei Schiffbrücken hinzu.

Von allen Seiten fing man an wieder Thätigkeit zu entfalten, und sich auf jegliches Ereigniß vorzubereiten; zu dieser Zeit auch hielt er eine Heerschau über die verschiedenen Armeecorps, indem er sich selbst wechselsweise an die Orte begab, wo sie gelagert waren. Er fing mit dem des Generals Marmont an, welches zu Krems stand; er war mit demselben so zufrieden, daß es hinreichte, der neue Marschall fragte ihn etwas, um es sogleich bewilligt zu sehen. Der Marschall Marmont wußte in seinem Entzücken, Marschall von Frankreich zu seyn, nicht, wie er seine Erkenntlichkeit für den Kaiser an den Tag legen solle, daß er ihn zu dieser ersten kriegerischen Würde erhoben hatte; obgleich er seit Marengo sich nicht einmal auf einem Schlachtfelde befunden hatte. Das Schicksal hatte ihn davon entfernt gehalten, und er sah wohl ein, daß diese Auszeichnung des Kaisers bei der ersten Gelegenheit, wo er sich in der Schlachtlinie gezeigt hatte, nur ein Zeichen seines Wohlwollens für ihn war. Er betrachtete sich also vielmehr verpflichtet, dasselbe zu rechtfertigen, als er es für eine Belohnung ansehen konnte, weil er noch keine Gelegenheit gehabt hatte, dasselbe zu verdienen. Ich erinnere mich, daß, als wir eines Tages auf der Jagd mit dem Kaiser in dem Park des kaiserlichen Schlosses Luxemburg, wo gewöhnlich der Kaiser von Oesterreich sich aufhielt, gewesen waren, ich auf der Rückkehr mich mit dem Marschall Marmont zusammen fand. Wir waren beide allein in derselben Kalesche; er unterhielt mich nur von seinem Glücke, indem er mir tausendmal wiederholte, daß das Glück ihm nach Wunsch gedient habe, daß er keine Kinder habe, und auch wahrscheinlich keine bekommen werde, daß

er daher nicht nöthig habe, sich mit dem Erwerben von Reichthümern zu beschäftigen, weil, wenn er dem Kaiser rechtschaffen diene, er ihm wohl früh oder spät hundert tausend Thaler Renten geben würde; daß er damit, wofern er es ihm erlaubte, in seiner Nähe, als einer seiner ältesten Freunde zu leben, wenn er keine Kriege mehr zu führen haben würde, sehr glücklich seyn würde, ihm sein Leben zu weihen, und es zur Leitung der Arbeiten anzuwenden, die seinen Ruhm beträfen. Nichts schien edler als solche Gesinnungen.

Von Krems ging der Kaiser nach Brünn, um das Corps des Marschalls Davout zu mustern, welches großen Theils auf dem alten Schlachtfelde von Austerlitz gelagert war.

Der Kaiser wohnte zu Brünn in dem nemlichen Locale, welches er im Jahre 1805 inne gehabt hatte. Er empfing die Behörden der Provinz, welche die Gelegenheit benutzten, um ihn um Erleichterung der Lasten zu bitten. Der Kaiser antwortete ihnen: „Meine Herren, ich fühle Alles, was Sie leiden; ich seufze mit Ihnen über die Uebel, welche das Betragen Ihrer Regierung Ihnen zugezogen hat; ich kann nichts dafür. Es sind kaum vier Jahre her, daß Ihr Herrscher mir nicht weit von hier, bei der Schlacht von Austerlitz, zuschwor, daß er nie sich gegen mich rüsten würde; ich glaubte an einen ewigen Frieden zwischen uns beiden, und ich habe ihn nicht verletzet. Gewiß, hätte ich nicht an die Rechtlichkeit geglaubt, von der man mir so viele Betheuerungen gemacht hatte, ich würde nicht so weggegangen seyn, wie ich es damals gethan habe. Wenn die Monarchen Rechte mißbrauchen, die ihnen das Zutrauen der Völker verliehen hat, und wenn sie

denselben so viele Uebel zuziehen, so haben diese das Recht, dieselben ihnen wieder zu entziehen."

Eines der Mitglieder der Behörden nahm das Wort, um seinen Herrn zu rechtfertigen, und endigte seine Gegenrede mit diesem Satze: „Nichts wird uns von unserm guten Franz abwendig machen können."

Der Kaiser erwiederte verdrießlich: „Sie haben mich nicht verstanden, mein Herr, oder Sie haben das übel ausgelegt, was ich eben als allgemeinen Grundsatz aufgestellt habe. Wer spricht davon, Sie von Ihrem Kaiser Franz abwendig zu machen? ich habe Ihnen nicht ein Wort davon gesagt; seyen Sie ihm treu im Glücke wie im Unglücke; aber alsdann halten Sie aus und beklagen Sie sich nicht, weil es sonst ein Vorwurf ist, den Sie ihm machen."

Nachdem er die Behörden verabschiedet hatte, besichtigte er die Citadelle von Brünn, die er ausrüsten und verproviantiren ließ.

Indem er dieselbe in Augenschein nahm, bemerkte er eine Schnur aus einem der Fenster des Gefängnisses herabhängen, an welcher ein Stück Papier mit diesen Worten: Gnade! Gnade! befestigt war. Der Kaiser trug mir auf, mich zu erkundigen, was dieses sagen wollte, und auf meinen Bericht befahl er, daß man den Soldaten, welcher in diesem Gefängnisse war, bei der Musterung des Armeecorps des Marschalls Davout erscheinen ließe, welche den folgenden Tag vor sich gehen sollte. Er durcheilte alle Stellungen, welche er im Jahre 1805 hatte besetzen lassen, und erkannte alle Wege und Pfade eben so gut wieder, als wenn

sie die der Umgegenden von Saint-Cloud gewesen wären.

Den folgenden Tag besuchte er die Stellung, welche er den Abend vor der Schlacht gehabt hatte, stieg auf das Stoppelwerk (centon) hinauf, das unsere Linke vertheidigte, dann kehrte er zu dem kleinen Hügel zurück, wo seine Feldwacht die Nacht, welche der Schlacht vorangegangen war, aufgeschlagen gewesen. Er ließ das Corps des Marschalls Davout in derselben Ordnung aufstellen, welche die der Marschälle Lannes und Soult beobachtet hatten, ehe das Treffen anhub, und in dieser Stellung hielt er die Heerschau über dasselbe, seiner Gewohnheit gemäß, ein Regiment nach dem andern, und indem er kein einziges vorbeiließ, ohne die Reihen jeder Compagnie durchlaufen und jeden Soldaten gesehen zu haben. Er kam auch zu dem Regimente, dem der Soldat angehörte, welcher ihn den Abend vorher angefleht hatte; sein Obrist hatte ihn zu seiner Rechten stellen lassen. Der Kaiser war zu Fuß; als er sich der Compagnie der Grenadiere näherte, blieb er vor dem Soldaten stehen, der sich auf die Kniee geworfen hatte, und fragte, was das bedeuten solle. Der Obrist antwortete: daß dieser der Mann wäre, welcher ihn gestern in der Citadelle um Begnadigung gebeten hätte. Der Kaiser, der sich dessen nicht mehr erinnerte, forschte darauf weiter und fragte, welches sein Vergehen gewesen wäre. Dieser Unglückliche hatte in der Trunkenheit die Hand an seinen Oberen gelegt, und sollte vor ein Kriegsgericht gestellt werden, vor welchem ihn zu retten keine Hoffnung war. Der Kaiser fragte mit lauter Stimme: „Ist er ein braver Mann?“ Alle Grenadiere antworteten: „O ja,

Sire! ein guter Soldat, den wir kennen, und der nicht hinten nachbleibt.“ Darauf näherte sich der Kaiser dem Unglücklichen, der noch immer auf den Knieen lag, faßte ihn bei beiden Ohren, schüttelte ihm den Kopf, halb mit Güte, halb mit einer Miene von Strenge, und sagte ihm: „Wie, du bist ein guter Soldat, und Du begehst solche Streiche! Sage mir, was würde aus Dir geworden seyn, wenn ich später gekommen wäre, ja bloß nur um einen Tag.“ Alsdann gab er ihm zwei Schläge mit der flachen Hand und sagte ihm: „Gehe zu Deiner Compagnie und laß Dir das zur Warnung dienen.“ In demselben Augenblicke erschallte auch der Ausruf: Es lebe der Kaiser! von der Rechten bis zur Linken des Regiments. Man hätte dieses Freudengeschrei hören sollen! Wie konnte man über das Entzücken erstaunen, welches sich der Gemüther der Truppen bemächtigte, wenn sie ihn erscheinen sahen? Er ließ sie Alles sagen, was sie wollten, wenn sie litten, und niemals würden sie sich geweigert haben eine Anstrengung für ihn zu machen, weil sie stets durch seine Gegenwart gehoben und begeistert wurden.

Die Heerschau des Armeecorps dauerte sehr lange, und der Kaiser kehrte erst in der Nacht nach Brünn zurück. Alle Generale speiseten bei ihm diesen Abend. Im Gespräche mit ihnen warf er diese Frage auf: „Es ist jetzt schon das zweite Mal, daß ich auf das Schlachtfeld von Austerlitz komme; werde ich noch ein drittes Mal herkommen?“ Man antwortete ihm: „Sire, nach dem, was man alle Tage sieht, wird niemand auf das Gegentheil eine Wette wagen.“

Er reiste den folgenden Tag von Brünn ab und kam über Goding, immer dem Marchflusse entlang bis nach Marchek, und kehrte wieder nach Wien zurück, nachdem er das Schlachtfeld von Wagram noch besucht hatte.

Sechzehntes Kapitel.

Große Paraden von Schönbrunn. — Der Kaiser läuft Gefahr ermordet zu werden. — Einzelne Umstände über den Mörder. — Der Kaiser läßt ihn vor sich kommen. — Unterhaltung mit diesem jungen Fanatiker. — Gunstaustheilungen am 5. August. — Nachrichten über den Zustand der Angelegenheiten Spaniens. — Gedanken des Kaisers über diesen Gegenstand.

Wenige Tage nach dieser Reise hielt der Kaiser Heerschau über die Sachsen, deren Hauptquartier in Presburg war, er kam von diesem Besuche zurück, um den von Raab und des Laufs des Flusses, der den gleichen Namen trägt, zu machen. Er kam durch den Ort der diplomatischen Zusammenkünfte, wo er eine kurze Audienz den Bevollmächtigten gab. Bei der Rückkehr nach Wien von dieser Musterung eines großen Theils der Quartiere der Armee trieb er noch mehr die kriegerischen Arbeiten an: man arbeitete, als wenn der Waffenstillstand sollte gebrochen werden. Man glaubte es, weil man nichts Beruhigendes in Allem sah, was sich seit der Eröffnung der Zusammenkünfte zutrug.

Der Kaiser hielt alle Tage in dem Hofe des Schlosses von Schönbrunn eine große Parade, zu welcher er nach einander die Leute nahm, welche die Hospitäler verließen, so wie auch diejenigen Regimen-

Der Kaiser schätzte ihn gewöhnlich hoch, und ich habe ihn sagen hören, daß er gewünscht hätte, ihn als Gesandten in Paris ankommen zu sehen, weil mit einem Geiste, wie dem seinigen, die beiden Staaten niemals in Krieg gerathen wären.

Ich habe Gelegenheit gehabt, den Fürsten in Wien besuchen zu können, wo wir von Geschäften sprachen, die Jedermann in diesem Augenblicke beschäftigten, und im Verlaufe der Unterhandlung zeigte er mir eine Vollmacht, welche ihm der Kaiser von Oesterreich gegeben hatte, um den Frieden zu unterhandeln. Obgleich sie nur in vier Linien abgefaßt war, und auf einen einfachen Bogen Briefpapier geschrieben, so war sie doch nicht minder ein Beweis der hohen Achtung, deren der Fürst von Lichtenstein in Oesterreich genoß, und derjenigen, welche sein Herr für ihn hatte. Von unserer Seite zollte sie ihm der Kaiser ebenfalls, und er hatte besonders anbefohlen, daß man bei seinem Schlosse Fellerberg in der Nähe von Wien Schutzwachen hinstelle, und daß man daselbst keine Truppen einquartiere (was niemand von ihm verlangt hatte). Ich glaube, daß man bei der Unterhandlung über die Auswechselung der Gefangenen begonnen hat, von einem definitiven Frieden zu sprechen. Oesterreich wünschte ihn um so mehr, da wir das Land erdrückten, und wir hatten ebenfalls viele Ursachen, ihn nicht auszuschlagen. Man war also bald einig über einen Ort zu den Zusammenkünften, wohin sich von Seiten Oesterreichs Herr von Metternich und ich glaube Herr von Stadion (ich wage es nicht für gewiß zu behaupten, daß dieser letztere es war) begaben; von unserer Seite wohnte Herr von Champagny ihnen bei. Man erwählte anfangs

eine kleine auf der Straße von Presburg nach Raab gelegene Stadt, ich glaube Altenburg, dazu. Dieser Ort wurde erwählt, weil seit dem Waffenstillstande die ganze österreichische Hauptarmee einen ansehnlichen Marsch auf seiner Linken gemacht hatte, um sich mit der Armee des Erzherzogs Johann in Ungarn zu vereinigen; die unsrige war in ihren Quartieren geblieben, und der Ort, an welchen sich die Zusammenkünfte halten möchten, war ihr gleichgültig. Diese Versammlung, in welcher man sich gegenseitig viele Höflichkeiten erwies, schien bald nicht so rasch in den Geschäften zu seyn, als man sich dessen geschmeichelt hatte. Die Furcht war vorbei, und jeder fing an Schwierigkeiten zu erheben, welche nicht ermangelt hätten, von neuem Schlachten herbeizuführen.

Oesterreich hatte mitten in allen seinen Kriegen ebenfalls heftige Köpfe gehabt; und zu gleicher Zeit, daß sich in seinen Heeren Männer bildeten, die ungeduldig begehrten, einen Krieg mit Frankreich wieder anzufangen, bildeten sich auch in den Städten Philosophen, welche über die Quelle aller dieser so oft erneuerten Unternehmungen gegen einen Herrscher nachdachten, der zuerst die Rechte der Völker geheiligt hatte, welcher das Scepter durch den Willen und den Wunsch eines Volkes hielt, das ihn zum Throne berufen und auf denselben erhoben hatte.

Die Gelehrten, so sehr sie auf den Krieg schimpften, konnten sich doch nicht enthalten, die Angreifer zu verdammen, und denjenigen zu rechtfertigen, dessen Trophäen jedoch ihrem Vaterlande so theuer zu stehen kamen. Sie bekehrten überall, und wir hatten Gelegenheit zu erkennen, wie sehr man in Frank-

mitten durch Hindernisse, welche ihn sein Talent überwinden ließ.

Es drangen bis nach Schönbrunn Gerüchte durch, die überreden wollten, daß sich außerordentliche Dinge in diesem Lande zugetragen hätten, dessen Oberherrschaft sich anmaßen zu wollen, man den Marschall Soult beschuldigte; es ist gewiß, daß man darüber tausend Erzählungen erdichtet hat. Einige schienen Aufmerksamkeit zu verdienen, weil man allgemein geglaubt hatte, daß der Kaiser nach der Schlacht von Eßlingen verloren wäre, und da man den Großherzog von Berg König von Neapel in Folge ruhmwürdiger Waffenthaten hatte werden sehen, konnte man voraussetzen, daß jeder seiner Zeitgenossen von demselben Ehrgeize besessen wäre. Der Kaiser behandelte Alles dieses als Thorheit; diese Geschichte schien ihm abgeschmackt, er lachte darüber gar sehr. Nichts desto weniger schrieb er an den Marschall Soult, daß er nur das Andenken an Austerlitz bewahre *), weil man zu viel davon um ihn herum geredet hatte, als daß der Marschall Soult sich überreden konnte, daß dem Kaiser Alles unbekannt geblieben wäre, und wenn der Kaiser stille geschwiegen hätte, so würde dieses den Marschall beunruhiget haben.

Der Kaiser bewahrte in der That keinen Groll gegen Jemanden, er ließ diese Sache untersuchen, doch man konnte ihr niemals auf den Grund kommen; er allein konnte darüber eine gründliche Meinung haben, doch habe ich ihn niemals über diesen

*) Zu Austerlitz war der Marschall Soult derjenige, mit dem der Kaiser am meisten zufrieden gewesen war.

Gegenstand sprechen hören. Seit dieser Zeit bin ich der Ueberzeugung gewesen, daß der Kaiser diesen Gerüchten größeren Glauben beigelegt hat, als wir zuerst gedacht haben, und daß dieses nicht wenig dazu beigetragen hat, ihn zu bewegen, seine Kriege so schleunig als möglich zu beendigen.

Die Untersuchung über diese Angelegenheit hatte zur Folge, daß ein Dragoneroffizier vor Gericht gezogen wurde, der überführt wurde, daß er mehrere Male heimlich bei der englischen Armee gewesen war; er gab zu seiner Vertheidigung vor, daß er hingesandt worden wäre, da er aber keine Beweise vorbringen konnte, wurde er als ein Ueberläufer behandelt, und unterlag der gegen die dieses Verbrechens Ueberführten bestimmten Strafe.

Ein anderer englischer Seezug war eben auf der Insel Walcheren an der Mündung der Schelde gelandet; ich habe oben gesagt, daß man Alles, was sich in den Kriegsniederlagen befand, zusammengerafft hatte, um die Armee aufzustellen, welche man genöthigt war nochmals gegen Oesterreich zu führen, so daß man seine Zuflucht zu den Holländern nahm, damit dieselben die Insel und die Festung Vließingen vertheidigten, wo man nur eine schwache französische Besatzung unterhielt, die von dem General Monnet befehligt wurde, in welchen der Kaiser ein besonderes Zutrauen setzte, obgleich einige ungünstige Gerüchte auf seine Rechnung im Umlauf waren; man beschuldigte ihn, den Schleichhandel begünstigt und dadurch bedeutende Geldsummen gewonnen zu haben. —

Zum großen Erstaunen des Kaisers ergab sich Vließingen so wie die ganze Insel Walcheren; seit

diesem Augenblicke glaubte der Kaiser allen Berichten, welche man ihm hatte zukommen lassen, aber es war zu spät, und er mußte darauf denken, die Insel wieder zu erobern, und zugleich den Hafen von Antwerpen zu decken, an welchem der Kaiser schon Millionen an Bauwerken, an Vorräthen jeder Art verschwendet hatte, und wo er noch dazu eine Flotte hatte. Zu derselben Zeit hatten die Engländer ein französisches Geschwader verbrannt, welches auf der Rhede der Insel Aix vor Anker lag. Wir verloren dabei fünf Schiffe. Der Kaiser war höchst unzufrieden mit dem Betragen der Seemannschaft bei dieser Gelegenheit; er machte die Bemerkung, daß, wenn man hätte die Engländer begünstigen wollen, man nicht schlimmer hätte verfahren können, weil der gesunde Menschenverstand schon lehrte, daß man als letzte Zuflucht das Geschwader in die Charente hatte zurückziehen müssen. Von Wien aus konnte er keine Truppenbewegung zu Gunsten dieses Theils der Grenze machen; übrigens war der Friede noch nicht geschlossen, und er hatte bei weitem nicht zu viele Truppen. Wenn der Krieg hätte fortdauern sollen, so war es sogar unpolitisch, zu dieser äußersten Nothwendigkeit gebracht zu scheinen.

Er befahl also, in Frankreich Maaßregeln zu ergreifen, um Antwerpen zu decken, und eine Armee zu bilden, um sie den Engländern entgegenzusetzen. Der Minister des Innern, Herr Cretet, war eben gestorben, der Kaiser hatte noch keine Zeit gehabt für seine Ersetzung zu sorgen, und hatte Herrn Fouché, Polizeiminister, den Auftrag ertheilt, die Geschäfte des Ministeriums des Innern unterdessen zu besorgen. Um die Befehle des Kaisers zu vollstrecken, gab es

kein anderes Mittel, als einen Theil der Nationalgarde aufzubieten, und man benutzte die Freiheit, welche der Kaiser gegeben hatte, um die Nationalgarden zu den Waffen zu rufen, nicht nur in den der bedrohten Grenze benachbarten Provinzen, sondern auch in ganz Frankreich, und bis in Piemont hinein. Die von Paris war zuerst bereit; Herr Fouché setzte sich an die Spitze der Bewegung. Der Kaiser ward dadurch nicht beunruhiget, weil er in der Lage war, den Frieden schließen zu können, wenn dieses wäre nöthig geworden; aber es kamen an ihn so viele Berichte über die Anschläge, welche man bei dem Polizeiminister vermuthete, in dem Falle, wo sich eine günstige Gelegenheit zu deren Ausführung zeigen würde. In der That schien es jedermann sonderbar, die Nationalgarde von Piemont aufbieten zu sehen, um Antwerpen zur Hülfe zu kommen gegen eine Unternehmung, die von Vließingen ausging; dieses machte den Kaiser stutzig, besonders als ihm Herr Fouché zum Befehlshaber der Nationalgarden, die sich in Antwerpen versammelten, den Marschall Bernadotte vorschlug, welcher eben von der Armee zurückgeschickt worden war; nichts desto weniger machte er hierüber keine Bemerkung, aber er wurde aufmerksam. Zu diesen verdrießlichen Umständen gesellten sich noch andere: Italien war völlig von Truppen geräumt, die alle zu dem Heere berufen worden waren, man hatte dort eine Conscription eingefordert, welches kleine Aufstände an einigen Orten erregt hatte, und da die Milde nicht hinreichend gewesen war, um dieselben zu dämpfen, wandte man Zwangsmittel an, welche nicht besser gelangen.

Von einer andern Seite brach der Pabst gänz-

lich mit uns, da er von den Ereignissen, welche sich zutrugen, und die man ihm übertrieb, dazu ermuthigt wurde. Die Quelle dieses Zornes entsprang aus politischen Umständen, welche schon lange vor diesem Zeitraume sich zugetragen hatten. Der große Bund vom Jahre 1805 hatte ein Corps von funfzehn bis zwanzig tausend Franzosen auf der Halbinsel Otranto überrascht. Die Engländer kreuzten im mittelländischen Meere, die Russen wurden in Neapel erwartet; die Verbündeten konnten von einem Augenblicke zu dem andern sich der Citadelle von Ankona bemeistern, welche auf unserer Verbindungslinie lag, und die der Pabst gar nicht ausgerüstet hatte. Napoleon verlangte von dem geistlichen Herrscher, sie in Stand zu setzen, oder von einem Corps besetzen zu lassen, das fähig wäre, unsere Rücken zu sichern. Pius VII. weigerte sich dessen, gab vor, daß er auf gleiche Weise der Vater aller Gläubigen wäre, daß er weder gegen einen von ihnen waffnen könne noch dürfe. Frankreich entgegnete, daß es sich keineswegs darum handelte, gegen Gläubige etwas zu unternehmen, sondern bloß darum, Italien den Kezzern zu verschließen, daß es noch nicht lange her wäre, daß das päbstliche Cabinet gewaffnet hätte; das Banner des heiligen Petrus hätte erst kürzlich noch zur Seite des österreichischen Adlers marschirt; es könnte also jetzt gegen Oesterreich zur Seite des französischen Adlers marschiren. Der Pabst beharrte, indem er alle Agenten aufnahm, die der Bund besoldete, um Unruhen in Italien zu erregen. Die Umstände wurden schwieriger, wir mußten unsere Verbindungen mit Neapel sichern; man war gezwungen, Rom zu besetzen, und sich der Marken zu bemächtigen. Das

Conclave stieß Drohungen aus, man verachtete sie. Der päbstliche Hof, den man frei seine Galle ausschütten ließ, bildete sich ein, daß man ihn fürchte und wurde kühner. Der österreichische Krieg brach aus, diese Gelegenheit glaubte der Pabst günstig und schleuderte also seine Bannbulle aus. Die Schlacht von Eßlingen fand statt, der Aufruhr verbreitete sich unter das Volk, der Pabst verschanzte sich; den französischen Truppen wurde Trotz geboten, man beleidigte sie, die Erbitterung war auf ihrem Gipfel. Ein Treffen konnte von einem Augenblicke zu dem andern statt haben, der französiche General wollte dessen Verantwortlichkeit nicht auf sich laden. Er ließ den Pabst von der Gefahr benachrichtigen, welcher seine Vertheidigungsmaßregeln ihn aussetzten, er erhielt nichts und ließ den geistlichen Herrscher aufheben, um einem Unglücke vorzubeugen, das eine verlorene Kugel, ein unvorhergesehener Zufall anrichten konnte.

Der Kaiser erfuhr dieses Ereigniß erst nach der Ausführung; man konnte nicht mehr zurücktreten. Er billigte also, was geschehen war, versetzte den Pabst nach Savona, und vereinigte darauf Rom mit dem französischen Reiche, indem er die Schenkung Karls des Großen widerrief. Diese Vereinigung verdroß Jedermann, weil alle den Frieden wünschten, man zeigte für den Pabst nur deswegen Theilnahme, weil dieses ein Mittel bot, dem Kaiser zu schaden. Seit langer Zeit war der Kaiser schon mit dem römischen Hofe unzufrieden; dieser hatte sich bestrebt, Uneinigkeiten in Frankreich anzufachen, indem er heimlich Bullen an religiöse Anstalten schickte, obgleich dieses Betragen den Bedingungen des Concordats entgegengesetzt war. Die öffentliche Verwaltung war gezwungen, sich in diese Angele-

genheit zu mischen. In dem Augenblicke aller dieser einzelnen Aufstände in Italien beargwohnte man die Priester, die Urheber derselben zu seyn, und daß sie nur kraft ihrer Verhaltungsbefehle aus Rom verfuhren; und hauptsächlich, weil man diesen Hof den freisinnigen Ideen feind wußte, welche man in Frankreich und Italien verbreiten wollte, entschloß man sich, ihn offen anzugreifen, weil man glaubte, daß dieses nicht mehr Zeit noch Sorgen kosten würde, als es bedurfte, um über alle Scherereien zu triumphiren, welche er unaufhörlich überall erregte, wo sein Einfluß von Wirksamkeit war. Man wäre ohne Zweifel damit zu Stande gekommen, wenn der Kaiser nicht in Arbeiten verwickelt worden wäre, die seine Aufmerksamkeit auf sich zogen, und ihn verhinderten, dieselbe den römischen Geschäften in dem Grade zu widmen, als sie es verdienten. Ich werde noch mehrere Gelegenheit haben, von dem Uebel zu sprechen, welches sie uns zugefügt haben und zu betrauern, daß wir sie nicht haben vermeiden können.

In Deutschland waren die Geister ruhiger aber nicht zufriedener; die Westphälinger empörten sich; ein Sohn des Herzogs von Braunschweig hatte eine Legion errichtet, mit der er das Land durchstreifte, und die Tyroler widerstanden mit Vortheil den Baiern. Fast die ganze Armee dieses Landes war in diesem Aufstandskriege beschäftigt. Diese Bergbewohner wurden von einem ihrer Landsleute, mit Namen Hofer, einem Handwerker und Landbesitzer angeführt. Dieser brave und thätige Mann wurde von dem Baron von Homayr gelenkt. Er wiegelte seine Landsleute auf, führte sie mit vieler Geschicklichkeit an und führte sie siegreich aus mehreren Unternehmen. In dieser Lage befand sich der Kaiser nach seinem Siege

in größeren Verlegenheiten, als er derselben im Anfange des Feldzuges gehabt hatte. Alles dieses bestimmte ihn so bald als möglich zu unterhandeln.

Oesterreich hatte in Paris seinen Gesandten den Grafen von Metternich gelassen; wir waren schon Herren von Wien, als er noch in seinem Hotel zu Paris war, wo man ein wenig gegen ihn dieses Krieges wegen übel gestimmt war, welchen man als die Folge der Berichte ansah, die er seinem Hofe gemacht hatte. Man hat später erfahren, daß er daran nur einen gewöhnlichen, aber keinen aufreizenden Antheil gehabt hat.

Der Polizeiminister, der sich mehrere Male über seine Anwesenheit mitten in der Hauptstadt beklagt hatte, erhielt den Befehl, ihn nach Wien führen zu lassen, wo er bald darauf, von einem Gendarmerieoffizier geleitet, anlangte. In Folge des geschlossenen Waffenstillstandes war er zu dem österreichischen Heere zurückgeschickt worden. Kurze Zeit darauf knüpften sich Verbindungen zwischen den Hauptquartieren der beiden Armeen an. Sie fingen, dem Gebrauche gemäß, durch gegenseitige Auswechselung der Gefangenen an; es waren deren nicht gar viele auf beiden Seiten, denn ich glaube nicht, daß wir im Verlauf des ganzen Feldzuges mehr als zwanzig tausend gemacht haben, und die Oesterreicher hatten nicht viel weniger. Der Commissär, welcher zuerst von Seiten des Kaisers von Oesterreich kam, war der Fürst Johann von Lichtenstein. Man war gewohnt, ihn jedesmal ankommen zu sehen, wenn die Frage über friedliche Eröffnungen war, und dessen ungeachtet war er niemals der Letzte, wenn es galt, gegen uns den Krieg zu führen.

Der Kaiser schätzte ihn gewöhnlich hoch, und ich habe ihn sagen hören, daß er gewünscht hätte, ihn als Gesandten in Paris ankommen zu sehen, weil mit einem Geiste, wie dem seinigen, die beiden Staaten niemals in Krieg gerathen wären.

Ich habe Gelegenheit gehabt, den Fürsten in Wien besuchen zu können, wo wir von Geschäften sprachen, die Jedermann in diesem Augenblicke beschäftigten, und im Verlaufe der Unterhandlung zeigte er mir eine Vollmacht, welche ihm der Kaiser von Oesterreich gegeben hatte, um den Frieden zu unterhandeln. Obgleich sie nur in vier Linien abgefaßt war, und auf einen einfachen Bogen Briefpapier geschrieben, so war sie doch nicht minder ein Beweis der hohen Achtung, deren der Fürst von Lichtenstein in Oesterreich genoß, und derjenigen, welche sein Herr für ihn hatte. Von unserer Seite zollte sie ihm der Kaiser ebenfalls, und er hatte besonders anbefohlen, daß man bei seinem Schlosse Fellerberg in der Nähe von Wien Schutzwachen hinstelle, und daß man daselbst keine Truppen einquartiere (was niemand von ihm verlangt hatte). Ich glaube, daß man bei der Unterhandlung über die Auswechselung der Gefangenen begonnen hat, von einem definitiven Frieden zu sprechen. Oesterreich wünschte ihn um so mehr, da wir das Land erdrückten, und wir hatten ebenfalls viele Ursachen, ihn nicht auszuschlagen. Man war also bald einig über einen Ort zu den Zusammenkünften, wohin sich von Seiten Oesterreichs Herr von Metternich und ich glaube Herr von Stadion (ich wage es nicht für gewiß zu behaupten, daß dieser letztere es war) begaben; von unserer Seite wohnte Herr von Champagny ihnen bei. Man erwählte anfangs

eine kleine auf der Straße von Presburg nach Raab gelegene Stadt, ich glaube Altenburg, dazu. Dieser Ort wurde erwählt, weil seit dem Waffenstillstande die ganze österreichische Hauptarmee einen ansehnlichen Marsch auf seiner Linken gemacht hatte, um sich mit der Armee des Erzherzogs Johann in Ungarn zu vereinigen; die unsrige war in ihren Quartieren geblieben, und der Ort, an welchen sich die Zusammenkünfte halten möchten, war ihr gleichgültig. Diese Versammlung, in welcher man sich gegenseitig viele Höflichkeiten erwies, schien bald nicht so rasch in den Geschäften zu seyn, als man sich dessen geschmeichelt hatte. Die Furcht war vorbei, und jeder fing an Schwierigkeiten zu erheben, welche nicht ermangelt hätten, von neuem Schlachten herbeizuführen.

Oesterreich hatte mitten in allen seinen Kriegen ebenfalls heftige Köpfe gehabt; und zu gleicher Zeit, daß sich in seinen Heeren Männer bildeten, die ungeduldig begehrten, einen Krieg mit Frankreich wieder anzufangen, bildeten sich auch in den Städten Philosophen, welche über die Quelle aller dieser so oft erneuerten Unternehmungen gegen einen Herrscher nachdachten, der zuerst die Rechte der Völker geheiligt hatte, welcher das Scepter durch den Willen und den Wunsch eines Volkes hielt, das ihn zum Throne berufen und auf denselben erhoben hatte.

Die Gelehrten, so sehr sie auf den Krieg schimpften, konnten sich doch nicht enthalten, die Angreifer zu verdammen, und denjenigen zu rechtfertigen, dessen Trophäen jedoch ihrem Vaterlande so theuer zu stehen kamen. Sie bekehrten überall, und wir hatten Gelegenheit zu erkennen, wie sehr man in Frank-

reich im Irrthume ist, wenn man glaubt, daß entfernte Gegenden der Einsichten und Bildung ermangeln; wir haben freisinnigere und philosophischere Begriffe in Ländern gefunden, welche wir kaum civilisirt glaubten, als in Provinzen Frankreichs, welche das Vaterland mehrerer durch den Umfang ihrer Kenntnisse und ihrer Einsichten berühmter Männer sind. Alle deutsche Gelehrten boten uns mehr als ein Mittel, die Gesellschaft zu verwirren; die Ungaren schickten uns Abgeordnete, die beauftragt waren, auszukundschaften, bis auf welchen Grad wir geneigt seyn möchten, einen Aufstand zu unterstützen, der von ihrer Seite den Zweck hatte, ihre Unabhängigkeit wieder zu erlangen.

Es wäre nicht unmöglich gewesen, Unzufriedenheit in Böhmen zu erregen; alle diese verschiedenen Mittel wurden dem Kaiser angeboten, welcher sie anhören ließ, aber keinen der Abgesandten annahm, die in die Gegenden seines Hauptquartiers gekommen waren. Er wollte aufrichtig den Frieden, und fand hinreichende Mittel ihn ehrenvoll zu schließen, ohne die österreichische Monarchie zu zerstückeln. Er wurde bisweilen gegen die Bevollmächtigten mißtrauisch, welche nichts beendigten, und in der Furcht, nochmals hintergangen zu werden, ließ er das ganze Heer in jedem der Bezirke, welche es besetzt hielt, ein Lager beziehen. Zu gleicher Zeit ließ er Wien gegenüber auf dem linken Donauufer ein weites verschanztes Lager errichten.

Er ließ daselbst die Brücke auf Grundpfählen wieder herstellen, welche verbrannt worden war, und fügte zu dieser Verbindung zwei Schiffbrücken hinzu.

Von allen Seiten fing man an wieder Thätigkeit zu entfalten, und sich auf jegliches Ereigniß vorzubereiten; zu dieser Zeit auch hielt er eine Heerschau über die verschiedenen Armeecorps, indem er sich selbst wechselsweise an die Orte begab, wo sie gelagert waren. Er fing mit dem des Generals Marmont an, welches zu Krems stand; er war mit demselben so zufrieden, daß es hinreichte, der neue Marschall fragte ihn etwas, um es sogleich bewilligt zu sehen. Der Marschall Marmont wußte in seinem Entzücken, Marschall von Frankreich zu seyn, nicht, wie er seine Erkenntlichkeit für den Kaiser an den Tag legen solle, daß er ihn zu dieser ersten kriegerischen Würde erhoben hatte; obgleich er seit Marengo sich nicht einmal auf einem Schlachtfelde befunden hatte. Das Schicksal hatte ihn davon entfernt gehalten, und er sah wohl ein, daß diese Auszeichnung des Kaisers bei der ersten Gelegenheit, wo er sich in der Schlachtlinie gezeigt hatte, nur ein Zeichen seines Wohlwollens für ihn war. Er betrachtete sich also vielmehr verpflichtet, dasselbe zu rechtfertigen, als er es für eine Belohnung ansehen konnte, weil er noch keine Gelegenheit gehabt hatte, dasselbe zu verdienen. Ich erinnere mich, daß, als wir eines Tages auf der Jagd mit dem Kaiser in dem Park des kaiserlichen Schlosses Luxemburg, wo gewöhnlich der Kaiser von Oesterreich sich aufhielt, gewesen waren, ich auf der Rückkehr mich mit dem Marschall Marmont zusammen fand. Wir waren beide allein in derselben Kalesche; er unterhielt mich nur von seinem Glücke, indem er mir tausendmal wiederholte, daß das Glück ihm nach Wunsch gedient habe, daß er keine Kinder habe, und auch wahrscheinlich keine bekommen werde, daß

er daher nicht nöthig habe, sich mit dem Erwerben von Reichthümern zu beschäftigen, weil, wenn er dem Kaiser rechtschaffen diene, er ihm wohl früh oder spät hundert tausend Thaler Renten geben würde; daß er damit, wofern er es ihm erlaubte, in seiner Nähe, als einer seiner ältesten Freunde zu leben, wenn er keine Kriege mehr zu führen haben würde, sehr glücklich seyn würde, ihm sein Leben zu weihen, und es zur Leitung der Arbeiten anzuwenden, die seinen Ruhm beträfen. Nichts schien edler als solche Gesinnungen.

Von Krems ging der Kaiser nach Brünn, um das Corps des Marschalls Davout zu mustern, welches großen Theils auf dem alten Schlachtfelde von Austerlitz gelagert war.

Der Kaiser wohnte zu Brünn in dem nemlichen Locale, welches er im Jahre 1805 inne gehabt hatte. Er empfing die Behörden der Provinz, welche die Gelegenheit benutzten, um ihn um Erleichterung der Lasten zu bitten. Der Kaiser antwortete ihnen: „Meine Herren, ich fühle Alles, was Sie leiden; ich seufze mit Ihnen über die Uebel, welche das Betragen Ihrer Regierung Ihnen zugezogen hat; ich kann nichts dafür. Es sind kaum vier Jahre her, daß Ihr Herrscher mir nicht weit von hier, bei der Schlacht von Austerlitz, zuschwor, daß er nie sich gegen mich rüsten würde; ich glaubte an einen ewigen Frieden zwischen uns beiden, und ich habe ihn nicht verletzet. Gewiß, hätte ich nicht an die Rechtlichkeit geglaubt, von der man mir so viele Betheuerungen gemacht hatte, ich würde nicht so weggegangen seyn, wie ich es damals gethan habe. Wenn die Monarchen Rechte mißbrauchen, die ihnen das Zutrauen der Völker verliehen hat, und wenn sie

denselben so viele Uebel zuziehen, so haben diese das Recht, dieselben ihnen wieder zu entziehen."

Eines der Mitglieder der Behörden nahm das Wort, um seinen Herrn zu rechtfertigen, und endigte seine Gegenrede mit diesem Satze: „Nichts wird uns von unserm guten Franz abwendig machen können."

Der Kaiser erwiederte verdrießlich: „Sie haben mich nicht verstanden, mein Herr, oder Sie haben das übel ausgelegt, was ich eben als allgemeinen Grundsatz aufgestellt habe. Wer spricht davon, Sie von Ihrem Kaiser Franz abwendig zu machen? ich habe Ihnen nicht ein Wort davon gesagt; seyen Sie ihm treu im Glücke wie im Unglücke; aber alsdann halten Sie aus und beklagen Sie sich nicht, weil es sonst ein Vorwurf ist, den Sie ihm machen."

Nachdem er die Behörden verabschiedet hatte, besichtigte er die Citadelle von Brünn, die er ausrüsten und verproviantiren ließ.

Indem er dieselbe in Augenschein nahm, bemerkte er eine Schnur aus einem der Fenster des Gefängnisses herabhängen, an welcher ein Stück Papier mit diesen Worten: Gnade! Gnade! befestigt war. Der Kaiser trug mir auf, mich zu erkundigen, was dieses sagen wollte, und auf meinen Bericht befahl er, daß man den Soldaten, welcher in diesem Gefängnisse war, bei der Musterung des Armeecorps des Marschalls Davout erscheinen ließe, welche den folgenden Tag vor sich gehen sollte. Er durcheilte alle Stellungen, welche er im Jahre 1805 hatte besetzen lassen, und erkannte alle Wege und Pfade eben so gut wieder, als wenn

sie die der Umgegenden von Saint=Cloud gewesen wären.

Den folgenden Tag besuchte er die Stellung, welche er den Abend vor der Schlacht gehabt hatte, stieg auf das Stoppelwerk (centon) hinauf, das unsere Linke vertheidigte, dann kehrte er zu dem kleinen Hügel zurück, wo seine Feldwacht die Nacht, welche der Schlacht vorangegangen war, aufgeschlagen gewesen. Er ließ das Corps des Marschalls Davout in derselben Ordnung aufstellen, welche die der Marschälle Lannes und Soult beobachtet hatten, ehe das Treffen anhub, und in dieser Stellung hielt er die Heerschau über dasselbe, seiner Gewohnheit gemäß, ein Regiment nach dem andern, und indem er kein einziges vorbeiließ, ohne die Reihen jeder Compagnie durchlaufen und jeden Soldaten gesehen zu haben. Er kam auch zu dem Regimente, dem der Soldat angehörte, welcher ihn den Abend vorher angefleht hatte; sein Obrist hatte ihn zu seiner Rechten stellen lassen. Der Kaiser war zu Fuß; als er sich der Compagnie der Grenadiere näherte, blieb er vor dem Soldaten stehen, der sich auf die Kniee geworfen hatte, und fragte, was das bedeuten solle. Der Obrist antwortete: daß dieser der Mann wäre, welcher ihn gestern in der Citadelle um Begnadigung gebeten hätte. Der Kaiser, der sich dessen nicht mehr erinnerte, forschte darauf weiter und fragte, welches sein Vergehen gewesen wäre. Dieser Unglückliche hatte in der Trunkenheit die Hand an seinen Oberen gelegt, und sollte vor ein Kriegsgericht gestellt werden, vor welchem ihn zu retten keine Hoffnung war. Der Kaiser fragte mit lauter Stimme: „Ist er ein braver Mann?“ Alle Grenadiere antworteten: „O ja,

Sire! ein guter Soldat, den wir kennen, und der nicht hinten nachbleibt.“ Darauf näherte sich der Kaiser dem Unglücklichen, der noch immer auf den Knieen lag, faßte ihn bei beiden Ohren, schüttelte ihm den Kopf, halb mit Güte, halb mit einer Miene von Strenge, und sagte ihm: „Wie, du bist ein guter Soldat, und Du begehst solche Streiche! Sage mir, was würde aus Dir geworden seyn, wenn ich später gekommen wäre, ja bloß nur um einen Tag.“ Alsdann gab er ihm zwei Schläge mit der flachen Hand und sagte ihm: „Gehe zu Deiner Compagnie und laß Dir das zur Warnung dienen.“ In demselben Augenblicke erschallte auch der Ausruf: Es lebe der Kaiser! von der Rechten bis zur Linken des Regiments. Man hätte dieses Freudengeschrei hören sollen! Wie konnte man über das Entzücken erstaunen, welches sich der Gemüther der Truppen bemächtigte, wenn sie ihn erscheinen sahen? Er ließ sie Alles sagen, was sie wollten, wenn sie litten, und niemals würden sie sich geweigert haben eine Anstrengung für ihn zu machen, weil sie stets durch seine Gegenwart gehoben und begeistert wurden.

Die Heerschau des Armeecorps dauerte sehr lange, und der Kaiser kehrte erst in der Nacht nach Brünn zurück. Alle Generale speiseten bei ihm diesen Abend. Im Gespräche mit ihnen warf er diese Frage auf: „Es ist jetzt schon das zweite Mal, daß ich auf das Schlachtfeld von Austerlitz komme; werde ich noch ein drittes Mal herkommen?“ Man antwortete ihm: „Sire, nach dem, was man alle Tage sieht, wird niemand auf das Gegentheil eine Wette wagen.“

Er reiste den folgenden Tag von Brünn ab und kam über Goding, immer dem Marchflusse entlang bis nach Marchek, und kehrte wieder nach Wien zurück, nachdem er das Schlachtfeld von Wagram noch besucht hatte.

Sechzehntes Kapitel.

Große Paraden von Schönbrunn. — Der Kaiser läuft Gefahr ermordet zu werden. — Einzelne Umstände über den Mörder. — Der Kaiser läßt ihn vor sich kommen. — Unterhaltung mit diesem jungen Fanatiker. — Gunstaustheilungen am 5. August. — Nachrichten über den Zustand der Angelegenheiten Spaniens. — Gedanken des Kaisers über diesen Gegenstand.

Wenige Tage nach dieser Reise hielt der Kaiser Heerschau über die Sachsen, deren Hauptquartier in Presburg war, er kam von diesem Besuche zurück, um den von Raab und des Laufs des Flusses, der den gleichen Namen trägt, zu machen. Er kam durch den Ort der diplomatischen Zusammenkünfte, wo er eine kurze Audienz den Bevollmächtigten gab. Bei der Rückkehr nach Wien von dieser Musterung eines großen Theils der Quartiere der Armee trieb er noch mehr die kriegerischen Arbeiten an: man arbeitete, als wenn der Waffenstillstand sollte gebrochen werden. Man glaubte es, weil man nichts Beruhigendes in Allem sah, was sich seit der Eröffnung der Zusammenkünfte zutrug.

Der Kaiser hielt alle Tage in dem Hofe des Schlosses von Schönbrunn eine große Parade, zu welcher er nach einander die Leute nahm, welche die Hospitäler verließen, so wie auch diejenigen Regimen-

ter, welche am meisten gelitten hatten, um sich selbst zu versichern, ob man ihnen gehörige Sorgfalt widme, und ob ihr Volk wieder in die Reihen trete. Diese Paraden zogen viele Neugierige herbei, welche nur deswegen aus Wien kamen, um diesem glänzenden Schauspiele zuzusehen.

Er hatte die Gewohnheit, diesen kriegerischen Feierlichkeiten alle Generale und Armeeverwalter beiwohnen zu lassen, die in einer ziemlichen Entfernung standen, und auch bei diesen Gelegenheiten ließ er sich Rechenschaft ablegen über die Nichtvollstreckung der Befehle, die er gegeben hatte.

Bei einer dieser Paraden hätte sich beinahe eine Begebenheit zugetragen, über welche man tausend unverständige Erzählungen gemacht hat. Wir waren am Ende des Septembers; der Kaiser hielt Heerschau über einige Linienregimenter in dem Schloßhofe von Schönbrunn; es waren stets eine ungeheure Menge Menschen zugegen, .und man stellte in verschiedenen Entfernungen Schildwachen aus, um die Menge zur Seite zu halten.

Der Kaiser war eben die Schloßtreppe herabgestiegen, und ging über den Hof, um zu der Rechten des Regiments zu gelangen, welches die erste Linie bildete, als ein junger wohlgebildeter Mann aus dem Haufen heraustrat, in welchem er den Kaiser erwartet hatte, und ihm entgegen kam, indem er ihn zu sprechen verlangte. Da er sich ziemlich schlecht im Französischen ausdrückte, sagte der Kaiser zu dem General Rapp, welcher zugegen war, er möge doch sehen, was dieser junge Mann wolle. Der General Rapp redete mit ihm; aber da er nicht begreifen konnte, was derselbe ihm sagte, betrachtete er ihn

als einen lästigen Bittsteller, und befahl dem dienstthuenden Gendarmerieoffizier, ihn zurückführen zu lassen. Dieser ruft einen Unteroffizier und läßt den jungen Mann außerhalb des Kreises führen, ohne weiter auf ihn Achtung zu geben. Man dachte nicht mehr daran, als derselbe junge Mann, da der Kaiser auf die Rechte der Truppenlinie zurückkam, plötzlich aus dem Haufen, den er hinten umgangen hatte, wiederum heraustritt und von Neuem den Kaiser anredet, der ihn anwortet: „Ich kann Sie nicht verstehen; sprechen Sie mit dem General Rapp.“ Der junge Mann griff mit der rechten Hand in die Brust, als wenn er eine Bittschrift herausholen wollte, da nimmt ihn der Fürst von Neufchatel bei dem Arme und sagte ihm: „Mein Herr, Sie wählen sehr schlecht Ihre Zeit; man hat Ihnen gesagt, daß Sie sich an den General Rapp wenden sollen.“ Unterdessen war der Kaiser zehn Schritte vorwärts längs der Fronte der Truppen gegangen, und Rapp war ihm gefolgt. Darauf sagte der Fürst von Neufchatel zu dem Gendarmerieoffizier, diesen jungen Mann außerhalb des Kreises zu führen, und ihn zu verhindern den Kaiser zu belästigen.

Der Gendarmerieoffizier, der unwillig geworden war, sich so zweimal in dem Falle zu sehen, denselben Menschen zurückzuschicken, ließ ihm ein wenig rauh begegnen und indem ihn einer der Gendarme bei dem Kragen nahm, bemerkte derselbe, daß er etwas in seiner Brust habe, aus welcher man ein großes ganz neues Küchenmesser zog, zu welchem er eine Scheide von mehreren Bogen grauen Papiers gemacht hatte, die mit einem groben Faden zusammengebunden war. Die Gendarmen führten ihn zu mir, während einer

von ihnen mich aufsuchte. Um Weitläufigkeiten zu vermeiden, will ich in wenigen Worten seine Geschichte erzählen.

Dieser junge Mann war der Sohn eines protestantischen Predigers in Erfurt; er war nur achtzehn bis neunzehn Jahr alt, mit einer Gesichtsbildung, die nicht übel eine Frau gekleidet hätte; er hatte es unternommen den Kaiser zu tödten, weil man ihm gesagt hatte, daß die übrigen Herrscher nie mit ihm Frieden halten würden; und da der Kaiser stärker als sie alle war, hatte er beschlossen, ihn zu tödten, damit man desto eher den Frieden erhielte.

Man fragte ihn, welche Art Schriften er am liebsten lese. Er antwortete: „die Geschichte; und in allen denen, welche ich gelesen habe, hat mir nur die der Jungfrau von Orleans gefallen, weil sie Frankreich von dem Joche seiner Feinde befreit hatte; und ich wollte ihr nachahmen.“

Er war von Erfurt bloß in diesem Entschlusse abgereist, indem er ein Pferd seines Vaters mit fortführte; die Noth hatte ihn gezwungen, es unterweges zu verkaufen, und er hatte seinem Vater geschrieben, sich darum keine Mühe zu geben; daß er es genommen habe, um eine Reise zu beenden, welche er zu unternehmen versprochen, auch hatte er noch hinzugefügt, daß man bald von ihm reden hören würde. Er hatte sich zwei Tage in Wien aufgehalten, um Erkundigungen über die Gewohnheiten des Kaisers einzuziehen, und war schon früher einmal bei der Parade gewesen, um seine Rolle zu studiren und zu sehen, wo er sich hinstellen könnte. Als er Alles ausgeforcht hatte, kaufte er

bei einem Messerschmiede dieses große Küchenmesser, welches man bei ihm fand, und ging wieder auf die Parade, um seinen Anschlag auszuführen.

Während mir der junge Mann dieses Geständniß machte, zog die Parade vorüber, und ich traf den Kaiser erst wieder in seinem Cabinete, um ihm von der Gefahr Nachricht zu geben, welche ihm gedroht, ohne daß er es vermuthet hatte. Der General Rapp hatte ihm schon davon erzählt, doch wollte er es nicht glauben, bis daß ich ihm das Messer zeigte, welches man bei dem jungen Menschen gefunden hatte, worauf er mit einer halbspöttischen Miene antwortete; „Ei! es scheint doch etwas daran zu seyn, bringen Sie mir den jungen Mann her, ich will ihn sehen."

Er behielt die Generale bei sich, welche der Parade beigewohnt hatten, und die noch in den Sälen des Schlosses sich befanden, und sprach mit ihnen von diesem Abentheuer. Ich langte mit dem jungen Manne an. Als der Kaiser ihn eintreten sah, wurde er von einem Mitleidsgefühle ergriffen und sagte. „Oh, Oh! das ist nicht möglich, es ist ja noch ein Kind." Darauf fragte er ihn, ob er ihn kenne. Jener antwortete ihm, ohne zu wanken: „Oh ja, Sire."

Der Kaiser: „Und wo haben Sie mich gesehen?"

Die Antwort: „In Erfurt, Sire, den vergangenen Herbst."

Der Kaiser: „Warum wollten Sie mich tödten?"

Die Antwort: „Sire, weil Ihr Genie zu sehr dem

Ihrer Feinde überlegen ist, und Sie unserm Vaterlande zur Plage gemacht hat."

Der Kaiser: „Aber ich habe nicht den Krieg angefangen; warum tödten Sie nicht die Angreifer? das wäre gerechter."

Die Antwort: „Oh nein, Sire! Ihre Maj. hat nicht den Krieg begonnen; aber da Sie immer stärker und glücklicher als die andern Herrscher zusammen sind, so war es leichter Sie zu tödten, als so viele andere, Ihre Feinde, umzubringen, welche nicht so sehr zu fürchten sind, weil sie weniger Geistesfähigkeiten besitzen."

Der Kaiser: „Wie hätten Sie es angefangen, um mich zu tödten?"

Die Antwort: „Ich wollte Sie fragen, ob wir bald den Frieden haben würden, und wenn Sie mir nicht geantwortet hätten, so würde ich das Messer in Ihr Herz gestoßen haben."

Der Kaiser: „Aber die Krieger, welche mich umgaben, würden Sie angehalten haben, ehe Sie mich hätten treffen können, und Sie darauf in Stücken gehauen haben."

Die Antwort: „Ich war darauf gefaßt, und bereit zu sterben.

Der Kaiser: „Wenn ich Ihnen die Freiheit gäbe, würden Sie zu Ihren Eltern zurückkehren und Ihren Anschlag aufgeben?"

Die Antwort: „Sire, wenn wir den Frieden erhalten, würde ich es thun; aber wenn der Krieg noch fortdauern soll, so werde ich ihn ausführen.

Der Kaiser ließ den Doctor Corvisart rufen, den er einige Tage vorher von Paris nach Wien hatte kommen lassen, wo er eben angelangt war. Da er

sich in den Augenblicke in den Zimmern des Kaisers befand, ließ er ihn eintreten, und ohne ihm etwas zu erklären, ließ er ihn dem jungen Menschen den Puls befühlen, und fragte ihn, wie sich derselbe befände. Herr Corvisart antwortete, daß der Puls ein wenig unruhig wäre, aber daß der Mensch keineswegs krank wäre; daß diese Unruhe nur von einem leichten Nervenreize herrühre. Darauf sagte ihm der Kaiser: „Nun wohl, dieser junge Mensch kommt hundert Stunden weit her, um mich zu tödten;“ er erzählte ihm nun, was ich eben berichtet habe.

Man führte den unglücklichen jungen Mann nach Wien zurück, wo er vor ein Kriegsgericht gezogen und hingerichtet wurde. Man hatte ihn in Wien in ein Gefängniß gesetzt; der Kaiser reiste nach Paris ab, ohne Befehle in Rücksicht auf ihn zu ertheilen; diese einzelnen Umstände kümmerten ihn wenig und die Behörde, die Wien den Oesterreichern übergab, führte diesen jungen Mann vor eine Kriegscommission mit den Beweisen, welche über ihn vorhanden waren. Es war schwer, daß man gewagt hatte, es über sich zu nehmen, die menschliche Gesellschaft nicht von ihm zu befreien.

Dieses sonderbare Abentheuer machte mehr als einen guten Kopf gedankenvoll; man hatte gesehen, wie wenig fehlte, daß es nicht gelungen war, und man fing an zu befürchten, daß das Beispiel dieses jungen Fanatikers nicht Nachahmer fände. Später, so wie man Alles vergißt, verwischte sich diese Geschichte, wie die andern, aus dem Gedächtnisse.

Man erfuhr sie jedoch in Wien, und man fand bald Leute, die behaupteten, daß sie Verzweigungen hätte; man hatte viele Mühe sich zu überzeugen, daß

der Anschlag nur in diesem jungen Kopfe entsprungen war.

Nachdem der Kaiser seine Armee in so gutem Stande versammelt hatte, als es nach einem so mühevollen Feldzuge möglich war, ließ er sie oft manoeuvriren, und unterhielt so in dem Geiste der Einwohner eine moralische Meinung, welche ihm günstig gewesen wäre, wenn die Feindseligkeiten wieder hätten anfangen sollen. Am 15. August 1809 ernannte auch der Kaiser zu Wien den Fürsten von Neufchatel zum Fürsten von Wagram, den Marschall Massena zum Fürsten von Eßlingen und den Marschall Davout zum Fürsten von Eckmühl. Er schuf zu Herzogen den Kriegsminister, den der Justiz, den der Finanzen und den der auswärtigen Angelegenheiten (nemlich die Herrn Clarke, Reynier, Gaudin und Champagny), so wie den Staatssekretär Herrn Maret. Die Marschälle Macdonald und Oudinot wurden gleichfalls, der erste zum Herzog von Tarent, und der andern zum Herzoge von Reggio ernannt.

Es wurde an diesem Tage, den 15. August, dem Geburtstage des Kaisers ein Te Deum in der Hauptkirche zu Wien gesungen, dem die Generale der Armee, so wie die Stadtobrigkeiten beiwohnten.

Man hatte aber durch das Gerücht, und besonders durch englische Zeitungen vernommen, daß in Spanien eine Schlacht zwischen unserem und dem englischen Heere geliefert worden, und daß der Erfolg für letzteres glücklich ausgefallen wäre. Wir erwarteten alle Tage den Curier, der uns die officielle Nachricht davon mit den besonderen Umständen überbringen sollte; jedoch die Schwierigkeit der Verbin-

dungen zwischen Madrid und Bayonne erlaubte nicht, daß die Ungeduld des Kaises befriedigt wurde. Man wartete ungefähr vierzehn Tage, ehe man Herrn Carion von Nisas ankommen sah, welcher der Ueberbringer dieser Nachricht war; er hatte der Schlacht beigewohnt und war von Allem wohl unterrichtet, was unsere Angelegenheiten in Spanien betraf.

Alles, was er dem Kaiser erzählte, machte denselben höchst unwillig, und er sagte laut, daß, obgleich seine beste Armee in Spanien wäre, man dort doch nur Thorheiten beginge. Ich habe diesen Feldzug nicht mitgemacht; aber folgendes habe ich über denselben erfahren.

Der Marschall Soult hatte sich nach seinem unglücklichen Treffen von Oporto über Guimarens, Montolegna und Orense auf Luego zurückgezogen, wo er den Marschall Ney antraf, welcher Corunna geräumt und sein Armeecorps vereinigt hatte. Er war gezwungen worden, diesen Weg zu nehmen, weil die Engländer ihn überflügelt hatten, und seine Bewegung fortzusetzen, indem er über Amaranthe nach Chavez ging.

Diese englischen Truppen machten ein beträchtliches Corps aus, das von dem Heere des Lords Wellington abgesendet worden war, der während dieser Operation eines Theiles seiner Armee mit dem Reste das Thal des Tajo hinaufstieg, in der nemlichen Zeit, als ein spanisches Heer durch la Mancha auf Toledo vorrückte.

Die Marschälle Soult und Ney, die sich in Luego vereinigt hatten, verständigten sich und kamen überein, zusammen eine Bewegung auf Orense

zu machen, um die Engländer zu schlagen und die Vereinigung der Empörer zu zerstreuen, welche sich schon an sie angeschlossen hatten.

Sie gingen in der That ab, um auf Orense loszugehen; aber, ehe sie diesen Punkt erreichten, wandte sich der Marschall Soult zur Linken, und kam nach Sanabria; der Marschall Ney behauptete, daß er ihn nicht von dieser Aenderung seines Entschlusses benachrichtiget habe, welche ihn in eine gefahrvolle Lage versetzte, da er sie nur durch einen Zufall erfahren hatte; der Marschall Soult sagt, daß er sie ihm kund gethan. Welchem von beiden soll man glauben? Ich weiß nichts davon; aber man kann nicht muthmaßen, daß der Marschall Soult ein Vergnügen daran gefunden habe, den Marschall Ney Gefahren auszusetzen, das Wahrscheinlichste aber ist, daß die Ordonnanz, oder der Offizier, der Ueberbringer der Nachricht unterwegs aufgefangen worden ist. Auf welche Art auch der Marschall Ney benachrichtigt worden, genug, er folgte doch der Bewegung des Marschalls Soult, indem er ganz Galizien räumte, und diese beiden Corps gingen über die Exla bei Saint-Cebrian, um sich nach Zamora zu begeben. Sie kamen darauf über Salamanka nach Placentia, wo sie von dem Corps des Marschalls Mortier verstärkt wurden, der gerades Weges von Valladolid anlangte.

Diese drei Cops waren zu Placentia vereinigt, als Herr von Wellington, indem er das Thal des Tajo mit seinem ganzen Heere hinaufstieg, bis nach Talavera de la Reyna vorrückte. Bei dem Gerüchte seiner Annäherung war der König von Madrid mit den Marschällen Jourdan, Victor und dem Corps

des Generals Sebastiani abgereist. Diese Armee rückte den Spaniern auf der Straße von Madrid nach Toledo, und den Engländern auf der von Madrid nach Talavera entgegen.

Der König ließ die zu Placentia vereinigten Marschälle von seiner Bewegung benachrichtigen, und befahl ihnen vorzurücken und in das Thal des Tajo hinabzusteigen. Sey es nun, daß sein Befehl zu spät anlangte, oder daß er selbst seinen Angriff auf die englische Armee zu sehr beschleunigte, man erhielt nicht, was man durch ein Manoeuver zu erlangen hoffte; man vereinigte Alles, was man konnte von dem Corps, das die Spanier beobachtete (es war das Sebastiani's) zu dem, welches die Marschälle Jourdan und Victor vorwärts vor Talavera befehligten, und man griff höchst ungeschickt die englische Armee an, welche sich in der vortheilhaftesten Lage befand, in welche das Glück sie für uns versetzen konnte, wenn die Corps von Placentia an dem Treffen hätten Antheil nehmen können. Statt dessen begann man mit den Truppen, welche von Madrid gekommen waren; man machte einander die Höhen der Stellungen streitig, man verlor von beiden Seiten viel Volk und erhielt keinen befriedigenden Erfolg. Die Armee des Königs, die nicht mehr auf den Angriff der drei Marschälle rechnete, die zu Placentia waren, zog sich zurück, um sich mit dem Corps zu vereinigen, welches den Spaniern entgegengesetzt war, und um Madrid zu decken.

Das englische Heer war gezwungen, sich den folgenden Tag zurückzuziehen, da es Nachricht von dem Marsche der Armee der drei Marschälle erhalten hatte, die von Placentia abgegangen waren, um

vor ihr nicht nur bei der Brücke von Almaraza, sondern bei der von Arzobispo anzulangen, welche, vornehmlich diese letztere, die einzigen Rückzugspunkte des Generals Wellington waren.

Man durfte ihn nicht eher angreifen, als bis man im Stande war, dieselben zu besetzen, wenn er sich gezeigt hätte, um über den Tajo zurückzuziehen; es war selbst kein Nachtheil dabei, wenn man die drei Marschälle zuerst angreifen ließ, und sich bereit hielt, der englischen Armee in ihrer Rückzugsbewegung zu folgen, welche sie hätte machen müssen, um die Brücken in ihrem Rücken zu vertheidigen. Man hätte alsdann beginnen können, und selbst sie zwingen zu einem für sie unheilvollen Treffen; statt dessen gab man ihr eine Gelegenheit, ihren Rückzug zu sichern, indem man das Corps schlagen ließ, das durch seine Stellung bestimmt war, sie zu verfolgen; auch gelangte sie ohne Unfall zu der Brücke von Arzobispo, welche sie frei fand, und hatte ferner kein Zusammentreffen mit der Armee der drei Marschälle. In diesem Feldzuge trat Lord Wellington zum ersten Male in der Laufbahn des Ruhmes auf, welche er seitdem mit so vielem Glanze durchlaufen hat; und wir waren bestimmt, die besten Truppen Frankreichs, die von Boulogne, Austerlitz und Friedland, verdammt zu sehen, Demüthigungen von den Feinden zu empfangen, weil sie Händen anvertraut waren, die keinen Vortheil von ihnen zu ziehen verstanden.

Der Kaiser zuckte mitleidsvoll die Achseln, als er diese Umstände hörte, und wir, die wir Zeugen waren von dem Unterschiede, welcher zwischen der spanischen Armee und der, welche der Kaiser in

Deutschland hatte, statt fand, und wo er eben so wundervolle Dinge ausgeführt hatte, wir stellten schon traurige Beobachtungen an über den Zustand, zu welchem Frankreich würde gebracht werden können, wenn er nicht mehr seyn würde.

Der Kaiser sagte uns, indem er von denen sprach, welche in Spanien befehligten (ohne jemanden zu bezeichnen): „Diese Leute haben gar großen Eigendünkel; man gesteht mir ein wenig mehr Talent als einem andern zu, und um eine Schlacht einem Feinde zu liefern, den ich gewohnt bin zu schlagen, glaube ich doch niemals genug Truppen zu haben; ich rufe Alles herbei, was ich nur versammeln kann; sie dagegen gehen darauf los, einen Feind mit Vertrauen anzugreifen, den sie nicht kennen, und führen nur die Hälfte ihres Volkes herbei! Kann man so manoeuvriren? Es wäre nöthig, daß ich überall wäre. Warum habe ich nicht die drei Corps von Soult, Ney und Mortier hier, ich wollte diesen hier (den Oesterreichern) andere Sachen sehen lassen."

Er hatte in der That nur ein einziges Infanteriecorps, das des Marschalls Davout, welches aus eben so guten Truppen als die, welche in Spanien waren, zusammengesetzt war. Diese Schlacht von Talavera machte dem Kaiser einen Kummer, der mehrere Tage dauerte; er begriff leicht die Möglichkeit eines Kriegsunfalls, aber ein Fehler, den man vermeiden konnte, verminderte sogleich die gute Meinung, die er von demjenigen gehabt hatte, welcher ihn begangen hatte. Dessenungeachtet hatte er eine natürliche Güte für Alle diejenigen, welche lange unter ihm gedient hatten, und obgleich er sie biswei-

len schalt, so verschaffte er ihnen doch fast auch sogleich die Mittel, seine Gnade wieder zu erlangen. Er verzieh nichts so leicht, als das Unrecht, das man gegen ihn persönlich begangen hatte. Eine gute Handlung vertilgte in seinem Geiste die Wirkung von zehn Fehlern; aber ein Vergehen gegen die Ehre, oder Mangel an Muth stürzte den ohne Wiederkehr, der sich dessen schuldig gemacht hatte.

VI

Siebzehntes Kapitel.

Die Zusammenkünfte werden nach Wien verlegt. — Hirngespinste einiger Ränkemacher. — Anekdote über diesen Gegenstand. — Der Friede wird unterzeichnet. — Die Festungswerke Wiens werden gesprengt. — Zwei Kinder kommen aus Frankreich, die Begnadigung ihrer Mutter zu erbitten. — Kummer des Kaisers. — Sonderbares Versehen.

Man widmete in ganz Deutschland unsern Angelegenheiten zu viele Aufmerksamkeit, als daß der mindeste unserer Unfälle unbekannt geblieben wäre; unsere Feinde rechneten sie als eben so viele von ihnen errungene Vortheile, und wurden dadurch schwieriger in den Zusammenkünften, wo man den Frieden unterhandelte.

Der Kaiser wurde ungeduldig über die lange Dauer der Unterhandlungen, und da er seine Bevollmächtigten mehr zur Hand haben wollte, hatte er den Ort der Zusammenkünfte nach Wien verlegt. Der Fürst von Lichtenstein wurde darauf der Hauptbevollmächtigte für Oesterreich. Diese Veränderung verursachte, daß man beinahe in ganz Wien die geringsten Umstände von dem erfuhr, was sich in diesen Zusammenkünften zutrug; es regte zu sehr Jedermanns Theilnahme auf, als daß man etwas vernachläßiget hätte, was dazu beitragen konnte,

einige besondere Umstände zu entdecken. Es gab um den Kaiser einige Männer, die hartnäckig bei der Meinung beharrten, daß Oesterreich es überdrüßig wäre, länger unter dem Joche einer Regierung zu bleiben, welche ihnen so viele Uebel zuzog. Diese Männer ließen keine Gelegenheit entschlüpfen, den Kaiser von Hirngespinsten zu unterhalten, welche sie ihm als die Meinung mehrerer aufgeklärten Bürger Wiens hinterbrachten, indeß es nur die Träumereien einiger unruhigen Menschen waren, an denen die Hauptstädte niemals Mangel leiden. In fast allen Ländern scheinen diese Ränkemacher das Vorrecht zu haben, rechtliche Männer täuschen zu dürfen, und die von Wien schienen bei den ausgezeichnetesten Männern von allen, welche bei der Armee des Kaisers waren, vollkommen ihren Zweck erreicht zu haben. Hier finde eine Anekdote, ihren Platz, die mir durch einen Augenzeugen erzählt worden ist. Der Marschall Bessières that seinen ersten Ausgang seit der Wunde, welche er bei Wagram erhalten hatte; er machte dem Kaiser seine Aufwartung zu der Stunde seines Frühstücks, welches nach der Parade statt fand; der Kaiser hatte den Marschall Bessières schon seit einiger Zeit eintreten lassen, als man ihm einen Mann ankündigte, den er, ohne ihn warten zu lassen, sogleich eintreten ließ. Der Kaiser, der nicht gewohnt war, ihn zu dieser Stunde zu sehen, fragte ihn in einem muntern Tone: „Was giebt es Neues? was sagen die Einwohner Wiens?“ Darf man es glauben, daß er treuherzig antwortete: „Sire, sie sind von Bewunderung gegen Ihre Maj. durchdrungen, und jeder von ihnen sieht in dem Soldaten, den er zu beherbergen hat, einen

Gönner bei dem Monarchen, den ihnen zu geben es Ihrer Maj. belieben wird."

Der Kaiser antwortete nicht, weil er nicht ein Wort davon glaubte. Er beendigte sein Frühstück, als ich mich anmelden ließ, da ich einen Bericht an ihn zu erstatten hatte; er war bei sehr guter Laune und fragte mich ebenfalls, was die Wiener sprächen. Ich antwortete ihm: „daß sie uns vom Morgen bis zum Abende zu allen T . . . . . . wünschten, und daß es gar sicher wäre, daß sie es unternehmen würden sich unserer zu entledigen, wenn wir unsern Aufenthalt unter ihnen noch verlängern müßten." Der Kaiser engegnete mir: „dieses scheint mir glaublicher, und man muß sich nicht täuschen. Wenn der Friede nicht geschlossen wird, werden wir von tausend Vendeern umgeben seyn; ich höre nicht auf die Mährchendichter; es ist Zeit einen Entschluß zu fassen. Auch hoffe ich in zwei oder drei Tagen zu endigen; es handelt sich nur noch um Kleinigkeiten." Wirklich wurde der Friede wenige Tage darauf unterzeichnet. Hatte man das Gerücht in Umlauf gesetzt von einer Absicht, die Dynastie zu verändern, um das Haus Oesterreich in Schrecken zu setzen, und es in seinen Entscheidungen zu beschleunigen? Ich weiß es nicht; aber sicherlich hat der Kaiser nicht diese Idee gehabt, welche den Krieg mit Rußland herbeiführen konnte, unabgesehen die beiden Kriege, die er schon hatte und welche er vermittelst aller Anstrengungen seiner Geschicklichkeit führte. Ich weiß wohl, daß man ihm den Plan untergeschoben hat, eine Partei in der Nation zu bilden, und den Großherzog von Würzburg zum Kaiser von Oesterreich auszurufen, aber ich glaube nicht,

daß er jemals an so etwas gedacht hat. Er hatte zu viel in Frankreich und in Spanien zu thun, um sich in ein Unternehmen einzulassen, welches unfehlbar seinen Aufenthalt in Wien verlängert hätte.

Ich erinnere mich sogar, daß er zu dieser Zeit mir den Befehl gab, ein Feldgeräth an Pferden, Sätteln u. s. w. von Paris nach Bayonne abgehen zu lassen, und zu gleicher Zeit dem Oberstallmeister des Königs von Spanien zu schreiben, daß der König ihm einige seiner besten Pferde nach Burgos schicke, wohin er sich sogleich zu begeben gedenke*).

Nachdem der Friedensvertrag unterzeichnet worden, wurde er zur Bestätigung dem Kaiser von Oesterreich zugesandt, welcher dieselbe auch bald ertheilte. Der Kaiser erließ eine Proclamation an die Einwohnes Wiens, in welcher er ihnen für die Sorgfalt dankte, welche sie den Verwundeten der Armee gewidmet hatten; er bezeugte ihnen, wie sehr es ihn geschmerzt habe, daß er nicht die Uebel erleichtern gekonnt, welche auf ihnen gelastet hätten, indem er hinzufügte, daß diese Betrachtung ihn zum Theil dazu bewogen habe den Krieg zu beendigen, weit mehr als die Furcht vor dem Glücksfalle der Schlachten.

Er endigte damit, ihnen zu sagen, daß, wenn er während seines langen Aufenthaltes in der Nähe ihrer Hauptstadt sich nicht mehr in ihrer Mitte gezeigt habe, es nur deswegen geschehen sey, weil er nicht ihre Ehrfurchtsbeweise und die Huldigungen der Liebe, welche sie zu ihrem Herrscher trügen, habe

*) Ich verrichtete den Dienst als Oberstallmeister während dieses Feldzugs, da Herr Caulaincourt in Rußland war, und der General Nansouty bei seiner Division.

abwendig machen wollen. Sein Lebewohl machte den Einwohnern Wiens vieles Vergnügen.

Der Kaiser hatte ihnen einige Freiheiten erlaubt. Der Winter nahte heran; das arme Volk war sehr unglücklich; er ließ Holz in den kaiserlichen Forsten fällen, und antwortete den österreichischen Beamten, die sie daran hindern wollten, indem sie dem Kaiser Vorstellungen machen ließen: „Aber wie würde es der Kaiser Ihr Herr thun? Er wird wohl die Unglücklichen nicht nur wärmen, sonden auch ernähren müssen; lassen Sie dieselben Holz nehmen, und setzen Sie es auf meine Rechnung*).

Die Obrigkeiten von Wien kamen, Abschied von ihm zu nehmen; sie baten ihn, die Wälle der Stadt zu verschonen, welche man seit einem Monate unterminirt hatte, um sie zu sprengen. Der Kaiser schlug es ihnen ab, indem er ihnen bemerklich machte, daß es sogar ihrem Vortheile gemäß wäre, daß sie zertrümmert würden, weil es dann niemandem mehr einfallen würde, ihre Stadt dem auszusetzen, daß sie verbrannt werde, um einen besondern Ehrgeiz zu befriedigen. Er sagte, daß dieses schon seine Absicht im Jahr 1805 gewesen wäre; aber da er dieses Mal dem ausgesetzt gewesen, entweder Wien in Asche zu legen, oder sich einem ungewissen Glücksfalle anzuvertrauen, wenn er sich nicht hätte die Thore öffnen lassen können, so wollte er nicht mehr in Zukunft in diesem Falle seyn.

*) Der Kaiser hatte den Gedanken gehabt, die Vorstädte Wiens pflastern zu lassen, welche es noch nicht sind; er wollte, sagte er, den Wienern dieses Andenken lassen, doch hat er nicht die Zeit dazu gehabt.

Die Obrigkeiten waren genöthigt, sich wegzubegeben, ohne etwas erlangt zu haben, und als der Kaiser abgereist war, legte man Feuer an die Minenkammern, welche unter den hervorspringenden Winkeln des Umfangs der Festung angebracht waren; es entstanden nach dem Knalle sechzehn beträchtliche Oeffnungen. Man war in Wien sehr empfindlich über diese That; man betrachtete sie als einen Schandfleck; aber der Kaiser hatte nur die Absicht, den Platz dergestalt zu öffnen, daß man ihn nicht vertheidigen konnte, und keineswegs die Bevölkerung zu demüthigen.

Wir hörten den Knall dieser Minenkammern in einiger Entfernung von Schönbrunn. In dem Friedensvertrage hatte man eine bestimmte Zeit festgesetzt, um die Hauptstadt und die österreichischen Staaten zu räumen; dem Marschall Davout wurde der Nachtrab aufgetragen, so wie auch das Land den österreichischen Behörden zu übergeben. Er blieb daher noch einige Zeit in Wien.

Man hat oft von Hinrichtungen geredet, und auf die Rechnung des Kaisers Handlungen der Strenge gesetzt, an welchen er keinen Antheil hatte; er hatte immer das gefällte Urtheil bestätigt, aber niemals hat er befohlen, daß man irgend jemanden vor Gericht belange, ohne daß man nicht vorher eine Untersuchung sogleich angestellt hatte, und daß man ihm nicht einen Bericht überreicht hätte, der von einem Vorschlage begleitet wurde, entweder zur gerichtlichen Bestrafung, oder zur Freisprechung; und stets billigte er das, was man ihm vorschlug. Ehe er von Wien abreiste, ereignete sich ein Um-

stand, der seinen Unwillen gegen den Polizeiminister erregte.

Der Kaiser kam eines Tages von einem Ritte zurück; er fand im Hofe des Schlosses eine Dame von einem ehrwürdigen Aeußern von zwei kleinen Kindern begleitet; alle drei waren schwarz gekleidet. Der Kaiser glaubte inen Augenblick, daß sie die Wittwe irgend eines in der Schlacht gefallenen Offiziers wäre. Er näherte sich ihnen mit Theilnahme. Seine Haltung veränderte sich, als er vernahm, daß sie diese beiden Kinder aus Caen in der Normandie herführe, um von dem Kaiser die Begnadigung ihrer Mutter zu erflehen, die von dem Criminalgerichtshofe dieser Stadt zum Tode verdammt worden war.

Dem Kaiser fiel für den Augenblick nicht bei, ob er von dieser Angelegenheit habe sprechen hören; er sah jedoch ein, daß sie gar ernsthaft seyn mußte, da man aus so weiter Ferne gekommen war, um von ihm die Begnadigung einer Verurtheilten zu erbitten. Diese Dame war mit keinem Empfehlungsschreiben versehen; sie kam gänzlich nur in der Hoffnung, bei dem Kaiser einen Augenblick des Mitgefühls zu überraschen, der sie um den Namen der Person fragte, zu deren Gunsten sie sich verwandte. Darauf nannte sie Frau von D...; dieser Name erinnerte den Kaiser an den ganzen Vorfall, und er antwortete der Dame, daß es ihm leid thäte, sie nicht für eine so mühsame Reise, als die, welche sie eben gemacht hätte, entschädigen zu können, aber daß er ihr nicht antworten könne, ohne die Meinung des Rathes zu kennen, besonders über einen Fall, wie der, von welchem die Rede war, weil er seinem Geiste so ernste Umstände zurückriefe, daß er

nicht glaube, von dem Rechte Gebrauch machen zu dürfen, bei dieser Gelegenheit zu begnadigen.

Ich habe den Augenblick gesehen, wo er das Gesuch bewilligen wollte; sein Herz hatte schon gesprochen, aber andere Betrachtungen sprachen lauter als das Mitleid; er war sehr zornig gegen den Polizeiminister, der, nachdem er einen großen Lärm über diese Geschichte erhoben, und sich daraus ein großes Verdienst gemacht hatte; darauf Pässe ertheilt, damit man ihn um Begnadigung gegen die Vollstreckung eines Urtheils bitten solle, worüber er ihm nichts geschrieben hatte, er sagte mit Recht: „Wenn dieses ein Fall ist, wo ich begnadigen kann, warum hat er es mir nicht geschrieben? Wenn es nicht so ist, warum hat er einer Familie Pässe ertheilt, die ich ungetröstet zurückschicken muß?“ Er beklagte sich sehr über diesen Mangel an Beurtheilungskraft von Seiten des Polizeiministers.

Die Person, für welche man bei dem Kaiser um Begnadigung anhielt, war eine Frau von D..., die von ihrem Ehemanne geschieden worden, und sehr leichtsinnig mit Jedermann lebte. Nach ihrer Scheidung hatte sie sich zu ihrer Mutter mit ihren beiden Kinder zurückgezogen; sie bewohnte ein Schloß sieben oder acht Stunden von Caen an dem Rande einer Straße.

Mehrere Male war die Landkutsche nicht weit von da angehalten und bestohlen worden, ohne daß es gelang, die Urheber dieses Straßenraubes zu entdecken, welcher von Menschen ausgeübt worden, die sich Chouans*) oder Royalisten nannten, um ihr

*) Ueberbleibsel des Heeres der Vendeer, nachdem dessen Anführer die Waffen niedergelegt hatten.

schimpfliches Gewerbe zu verbergen, die aber in der That nur für ihre eigene Rechnung stahlen. Man spürte lange diesen Räubern nach, als ein Zufall, den zu erzählen zu weit führen würde, einige von ihnen entdecken ließ, man fand bald die Andern; sie waren alle von denen, welche man sonst Leute wie sie seyn müssen, nannte, und guten Familien angehörten; da sie aber böse Gesellschaften besucht hatten, waren sie verdorben worden. Frau von D... hatte sich zu ihnen gesellt in dem Grade, daß sie ihnen einen Zufluchtsort in ihrem Schlosse gewährte, wo sie sich versammelten, um ihre Diebstähle zu begehen, und wohin sie dann zurückkehrten, um sie zu theilen, nachdem sie dieselben ausgeübt hatten. Ihre liederliche Lebensart hatte sie zu diesem erniedrigenden Zustande geführt. Sie wurde vor Gericht den Aussagen ihrer Mitschuldigen gemäß gezogen; sie ward daselbst überführt und verurtheilt.

Ihr Advokat hatte ihr vermuthlich gerathen zu erklären, daß sie schwanger sey, um einen Aufschub ihrer Hinrichtung zu erhalten, und die Zeit zu gewinnen, ihre Mutter und Kinder zu schicken, um Begnadigung zu erbitten.

Wenn sie dieselbe erhalten konnte, ohne die öffentliche Sittlichkeit zu verletzen, so gebührte es dem Minister, den Kaiser davon zu unterrichten; wenn es nicht geschehen durfte, mußte der Minister eine Familie eine Reise nicht unternehmen lassen, welche auf ihrem Rückwege die ganze Länge des Weges geweint und den Glauben erregt hat, daß sie ein Schlachtopfer der Grausamkeit des Kaisers wäre.

Es ereignete sich noch vor der Abreise von Wien ein Vorfall anderer Art, welcher unangenehme Fol-

gen hätte haben können, wenn der Kaiser nicht so wohl bedient worden wäre, daß man ihm auf der Stelle abhalf, ohne daß es wahrgenommen werden konnte.

Er hatte eben den Frieden unterzeichnet, und dem Herrn von Menneval, seinem Geheimschreiber zwei Briefe dictirt, einen für den Kaiser von Oesterreich, und den andern für den Kaiser von Rußland; er wartete nicht, bis sie abgeschrieben waren, sondern ließ die Parade vorbeiziehen. Nachdem Herr von Menneval sie beendigt hatte, legte er sie auf den Schreibtisch des Kaisers, damit er sie nach seiner Rückkehr lese und unterzeichne (der Kaiser pflegte das zu überlesen, was er dictirte); er machte auch zwei Umschläge fertig, auf welchen er zum voraus die Ueberschriften setzte, um desto schneller die Briefe bei der Rückkehr des Kaisers abfertigen zu können, der auch bald wieder kam.

Er las und unterzeichnete die beiden Briefe, und während Herr von Menneval einem von ihnen das hinzufügte, was er ihm befahl, machte er sich das Vergnügen, den andern selbst zu falten, ihn in den Umschlag zu thun, zu siegeln, und ihn selbst dem österreichischen General Bubna zu überreichen, welcher seit der Parade in einem benachbarten Zimmer darauf wartete. Dieser war schon zu dem Hauptquartier des Kaisers von Oesterreich abgegangen, als Menneval, der den zweiten Brief in den Umschlag legen will, findet, daß dieses der Umschlag für den Kaiser von Rußland war, der nachgeblieben, und er hatte den an den Kaiser von Oesterreich bestimmten Brief in der Hand; so daß der General Bubna mit dem an den Kaiser von Rußland bestimmten

Briefe in dem Umschlage mit der Ueberschrift an den Kaiser von Oesterreich abgereiset war. Ich glaube, ich habe nicht nöthig hinzuzufügen, daß dies dasselbe war, auch ging der Kaiser selbst, um dem General Bubna einen Curier nacheilen zu lassen, welchen man außerhalb der Gitter des Schlosses einholte; man sagte ihm, daß der Kaiser wünsche, daß er zurückkäme, weil er noch etwas dem Briefe hinzufügen wolle, dessen Ueberbringer er wäre. Man legte jeden wieder in seinen Umschlag, und so wurde nichts bekannt. Seit dieser Anekdote mischte der Kaiser sich nicht mehr in die Abfertigung seiner Depeschen und überließ Herrn von Menneval diese Sorge, welcher ihn nicht einen Tag verließ.

Achtzehntes Kapitel.

Oesterreichs Verlust. — Abreise nach Frankreich. — Ankunft in Fontainebleau. — Herr von Montalivet. — Meinung des Kaisers über diese Familie. — Die Könige von Sachsen, Würtemberg und Baiern in Paris. — Wahrhafter Grund der Ehescheidung des Kaisers. — Der Prinz Eugen übernimmt es davon mit der Kaiserinn zu sprechen. — Feierlichkeiten bei der Ehescheidung.

Durch den Friedensvertrag verlor Oesterreich ungefähr drei Millionen Einwohner; es trat Galizien mit den illyrischen Provinzen, und einige Gebiete im Innviertel, so wie das Land Salzburg ab. Die deutschen Bundesfürsten erhielten einige Gebietsvergrößerungen; Baierns Bevölkerung besonders fand sich seit dem Jahre 1805 verdoppelt, und in den beiden Kriegen hatte der Kaiser zweimal den Beherrscher dieses Landes wieder auf den Thron gesetzt; sein Heer hatte einen Nationalruhm erworben, indem es mit uns kämpfte. Der Kaiser liebte die Baiern, der General Wrede unter andern war einer von denen, welchen er am meisten auszeichnete. Ehe er Deutschland verließ, gab er ihm ein Landgut von 36,000 Livres Einkünften; es lag auf der Grenze von Baiern, in dem Geburtsantheile, welchen es durch diesen Friedensschluß von Oesterreich erwarb.

Oesterreich mußte wohl große Furcht vor der

Wiederaufnahme der Feindseligkeiten haben; daß es sich solche Opfer auflegte, oder gar, indem es denselben sich unterwarf, einen Gedanken im Hinterhalte behalten haben, weil in deren Anzahl welche waren, die mit seiner Existenz unverträglich waren. Es scheint mir, daß, wenn es mich betroffen hätte, so würde ich großes Mißtrauen in diese Entsagung gesetzt haben. Ich weiß nicht, ob der Kaiser dem gar sehr traute; aber was gewiß ist, ist, daß, als er von Wien über Passau am Inn kam, wo er sehr bedeutende Festungsarbeiten hatte ausführen lassen, und als er sie in Augenschein nahm, er nicht befahl, daß man die Thätigkeit nachlasse, sondern im Gegentheil empfahl, diesen Platz in dem besten Vertheidigungsstand zu setzen. Er hatte befohlen, daß man das Geschütz hinführe, welches man in Wien genommen hatte. Er blieb zwei Tage in Passau, um einen Curier von Wien zu erwarten, welchen ihn Herr von Champagny zufertigen sollte, und erst, nachdem er ihn erhalten hatte, reiste er endlich nach Frankreich ab.

Wir kamen von Passau nach Landshut und von Freisingen nach München, wo der Kaiser als ein wahrhafter Befreier empfangen wurde; der Hof war im Schlosse von Nymphenburg, dort stieg auch der Kaiser ab; er blieb zwei oder drei Tage bei dem Könige von Baiern, und kam darauf in Augsburg zu den früheren Kurfürsten von Trier, welcher seit dem Congreß von Regensburg Bischof von Augsburg war. Er speiste bei ihm, und reiste darauf nach Stuttgard ab. Er wollte in Ulm bei Herrn von Gravenrenth, Kreis-Civil-Gouverneur anhalten, der auch Gesandter des Königs von Baiern während des

Feldzugs vom Jahre 1805 bei ihm gewesen war. Er speiste dort zu Abend, und nachdem er die Nacht durch gereist, langte er den andern Morgen früh bei dem Könige von Würtemberg an, dessen Hof nach Stuttgard zurückgekehrt war, man bereitete ihm eine sehr glänzende Aufnahme; er blieb daselbst gleichfalls einen Tag, hielt sich eben so einige Augenblicke in Carlsruhe auf, und langte in Straßburg an, wo er nur die nöthige Zeit verweilte, um die Berichte über Alles zu empfangen, was er für diesen Platz und für Kehl angeordnet hatte. Von dort an setzte er seine Reise ununterbrochen bis Fontainebleau fort, wo er sein Haus zu seinem Empfange hinbestellt hatte, so wie auch die Minister, ihm ihre Arbeiten zu überbringen.

Aber er war so schnell gereist, daß er zuerst ankam. Es war noch nicht ein Bedienter angelangt; er erwartete sie alle, indem er die neuen Gemächer besah, welche er hatte ausschmücken lassen. In diesem Jahre hat man sich zum ersten Male des Gebäudes bedient, das in dem Hofe des weißen Pferdes gelegen ist, wo früher die Kriegsschule war, welche eben nach Saint-Cyr versetzt worden war. Er hatte es zu Ehrengemächern einrichten lassen, um den Manufacturen von Lyon, und den Handwerkern von Paris Arbeit zu geben. Die Menge, die allenthalben herbeiströmte, um ihn zu sehen, konnte die Stadt nicht fassen; man fand nicht genug kräftige Worte, um seine Liebe, seine Ergebenheit auszudrücken. Wenn ein Monarch berechtigt ist, auf die Huldigungen der Völker zu rechnen, welche er beherrscht, wer hat davon wohl größere Beweise erhal-

ten, als ihm die Franzosen und die Bevölkerungen einer großen Anzahl anderer Länder darbrachten?

Die Kaiserin, welche in Saint-Cloud war, kam nach Fontainebleau, und wenige Stunden nach ihrer Ankunft in dieser Residenz fand sich eine Versammlung von allen reizenden Damen ein, von denen dieser Hof das Muster gewesen ist. Wenige unter ihnen waren, die nicht einen Gatten, einen Bruder, oder einen Sohn, sey es nun bei dem Kaiser, oder bei der Armee hatten, und ich glaube nicht, daß er ein einziges Mal es vergessen hat, ihnen über dieselben selbst Nachrichten zu ertheilen, indem er zu gleicher Zeit sich bei ihnen nach ihrem Befinden und Wohlseyn erkundigte. In solchen Fällen war er weniger ein Monarch, der Huldigungen und Beweise der Unterwürfigkeit empfangen wollte, als vielmehr ein guter und vortrefflicher Vater, der gern um sich Alles versammelt sah, was so nahe die Familien anging, welche er er an sein Schicksal geknüpft hatte. Der Palast von Fontainebleau war aus dem Zustande des Verfalls gezogen worden, in welchem er versunken war, und fand sich wie durch Zauberkraft in einem Zustande der Pracht wieder hergestellt, den man nie daselbst gesehen hatte, sogar nicht in den schönsten Tagen Ludwigs des Vierzehnten.

Wir waren in Fontainebleau den 29. October 1809 angekommen, und der Kaiser blieb dort bis zum 21. des folgenden Novembers. Während dieser drei Wochen ersetzte er den Minister des Innern, welcher im Verlauf des Feldzuges gestorben war. Unter mehreren Candidaten erwählte er Herrn von Montalivet, der damals Oberdirector der Brücken und Straßen war; er war dieser Familie sehr ge-

wogen. Wenn er von ihr sprach, bediente er sich dieses Ausdrucks: „Es ist eine Familie von einer strengen Redlichkeit, und besteht aus Individuen, die mir zugethan sind; ich glaube sehr an ihre Anhänglichkeit.“ Er hatte sehr Recht, und er hat niemals mit Undankbaren zu thun gehabt, denn Herr von Montalivet war ein rechtschaffener Mann in der ganzen Ausdehnung des Wortes. Der Kaiser reiste ab, um nach Paris zurückzukehren und um zu gleicher Zeit den König von Sachsen zu sprechen, der eben dort angekommen war, bloß um ihm einen Besuch abzustatten, und ihm zu danken, daß er seine Staaten so wohl befreit als auch vergrößert habe. Der Kaiser ließ ihm den Palast des Eliseums einräumen, welchen man mit Allem versehen hatte, was seinen Ansehen entsprach, und Alles, was die Oberbehörden des Staats bildete, beeilte sich, diesem tugendhaften Monarchen seine Aufwartung zu machen. Seinem Beispiele folgten die andern Bundesfürsten und wir sahen nach einander den König von Würtemberg ankommen, dem der Kaiser im Palast Luxemburg seine Wohnung anwies, und den König von Baiern, welcher ein wenig später anlangte. Der Fürst Primas so wie noch andere vom Rheinufer kamen gleichfalls.

Dieser Winter war durch seine Feste und Lustbarkeiten bemerkenswerth, und zugleich durch die größte Begebenheit, welche wir noch gesehen hatten. Es sind tausend Mährchen über die Gründe erzählt worden, welche den Kaiser bestimmt haben, Bande zu zerreißen, welche er schon seit funfzehn Jahren geknüpft hatte, und sich von einer Person zu trennen, welche seine Lebensgefährtin während der stür-

mischesten Zeiten seiner ruhmvollen Laufbahn war. Man hat ihm den Ehrgeiz zugemuthet, sich mit königlichem Geblüte vereinigen zu wollen und man hatte Gefallen daran gefunden, das Gerücht zu verbeiten, daß er diesem alle andere Betrachtungen aufgeopfert habe; man ist hierüber in völligem Irrthume gewesen, und so ungerecht in Rücksicht auf ihn, als man es gewöhnlich gegen diejenigen ist, welche über uns stehen. Die genaueste Wahrheit ist, daß die Aufopferung des Gegenstandes, dem er seine Zuneigung so sehr gewidmet hatte, ihm das schmerzhafteste gewesen ist, was er während seines Lebens erduldet hat, und daß es nichts gibt, was er nicht dem vorgezogen hätte, wozu er durch Gründe gezwungen wurde, welche ich anzeigen werde.

Man war allgemein ungerecht gegen den Kaiser, als er die kaiserliche Krone auf sein Haupt setzte; man hat ihn nur durch ein Gefühl persönlichen Ehrgeizes bewogen geglaubt, und man war in einem großen Irrthume. Ich habe schon gesagt, daß es ihm viel gekostet hat, die Regierungsform zu ändern, und daß er ohne die Furcht, von neuem den Staat durch Spaltungen zerrüttet zu sehen, die unzertrennlich von einer Wahlregierung sind, er vielleicht nicht eine Ordnung der Dinge verändert haben würde, welche die erste Eroberung der Revolution zu seyn schien.

Seitdem er die Nation zu den monarchischen Grundsätzen zurückgeführt, hatte er nichts vernachläßiget, um die Anstalten fest zu begründen, welche zugleich die Rückkehr der erstern sicherten, und die Ueberlegenheit der jetzigen Begriffe über die früheren

aufrecht hielten. Die Meinungsverschiedenheit konnte keine Umwälzungen in Hinsicht auf die Regierungsform herbeiführen; aber dieses reichte nicht hin; es mußte noch die Erbfolge auf eine so genaue Weise bestimmt werden, daß sie bei seinem Tode keine Gelegenheit zu Streitigkeiten zwischen den Anspruch machenden mehr darböte, weil, wenn dieses Unglück sich ereignet hätte, die mindeste fremde Einmischung hinreichte, um die Zwietracht unter uns wieder zu entflammen. Sein persönlicher Ehrgeiz bestand in diesem Falle darin, daß er sein Werk auf die Nachwelt übertragen wollte, und seinem Nachfolger einen auf seinen zahlreichen Trophäen kräftig gegründeten Staat zu hinterlassen. —

Er konnte sich nicht verhehlen, daß diese Folge von unaufhörlichen Kriegen, welche man ihm aufregte, in der Absicht seine Macht zu mindern, in der That keinen andern Zweck hätte, als ihn persönlich zu demüthigen, weil mit ihm diese ganze Macht zusammenfiel, die nicht mehr durch die revolutionäre Schwungkraft unterstützt wurde, welche er selbst erdrückt hatte, und um fortdauernd im Auslande einen Alles beherrschenden Schrecken einzuprägen, hatte man im Innern dieses vulcanische Fieber unterhalten müssen, welches oft die Reiche rettet, aber welches, durch eine geschickte Hand geleitet, sie bisweilen zu ihrer Unterjochung führt.

Er war stets siegreich aus allen Unternehmungen hervorgegangen, die gegen ihn gebildet worden waren; fast alle hatten eine Wirkung der entgegen hervorgebracht, welche seine Feinde sich vorgesetzt hatten, und auf diese Art hatten sie selbst in seinen

Händen diese Masse von Mittel vereinigt, welche ihnen noch furchtbarer mit einem Genie, wie dem seinigen, schien; aber auch, weil sie so oft darnach strebten sie ihm zu entreißen, so lange er selbst seine Heere in Person anführte, was mußte man nicht fürchten für das, was sie unter seinem Nachfolger unternehmen könnten, welcher erstlich nur ein Seitenverwandter seyn konnte, und zweitens die Nation erschöpft, die Armee des Krieges überdrüßig und die Schwungkräfte des öffentlichen Geistes abgenutzt gefunden haben würde! Dieses sind die Betrachtungen, welche ihn bestimmt haben, und die ihm bisweilen die Bemerkung entrissen: „Sie haben sich auf meinem Grabe zu einem Besuche verabredet, allein wir wollen sehen, wer zuerst dahin kommen wird.“ Diese Betrachtungen sind es, sage ich, welche ihn bestimmt haben, sich mit der Wahl seines Nachfolgers zu beschäftigen.

Der Kaiser hatte keine Kinder; die Kaiserin hatte deren zwei, deren Loos schon bestimmt schien, und er würde seine Gedanken nicht auf sie haben richten können, ohne wichtigen Hindernissen zu begegnen, und ohne etwas Unvollkommenes zu Stande zu bringen, welches seinen Zerstörungsgrund in seiner Veranstaltung selbst getragen hätte. Ich glaube jedoch, daß, wenn die beiden Kinder der Kaiserin die einzigen in seiner Familie gewesen wären, er Anstalten getroffen hätte, um sein Erbe dem Vicekönig zu sichern, weil die Nation bei dieser Uebertragung ohne Störung noch Spaltung geblieben wäre, und nichts die Ordnung verwirret hätte, welche er festgesetzt hatte. Der Vicekönig war ein arbeitsamer Prinz,

der eine erhabene Seele hatte, sehr wohl den Umfang seiner Pflichten gegen den Kaiser kannte, und sich selbst die Verbindlichkeit aufgelegt haben würde, das ganze Regierungssystem zu begründen, welches er ihm übergeben haben würde.

Was mich auf diese Meinung gebracht hat, ist, daß ich den Kaiser immer mit seinem Gehorsame zufrieden gesehen habe, und er sagte bisweilen, daß er noch nie eine Unannehmlichkeit von Seiten des Vicekönigs erfahren habe. Er blieb jedoch nicht bei dem Gedanken, sein Erbe ihm zu bestimmen, weil er einerseits nähere Verwandte hatte, und er dadurch in die Zwistigkeiten gerathen wäre, welche er hauptsächlich vermeiden wollte. Allein zuletzt erkannte er die Nothwendigkeit, sich eine mächtige Verbindung zu verschaffen, die in dem Falle hingereicht hätte, wo sein Systen durch irgend eine Begebenheit bedroht worden wäre, sie ihm als Stütze hätte dienen können und vor einem gänzlichen Untergange bewahren mußte. Er hoffte auch, daß dieses ein Mittel seyn würde, dieser Folge von Kriegen ein Ende zu setzen, aus denen er um jeden Preis herauskommen wollte.

Diese waren die Bewegungsgründe, die ihn dazu bestimmten, ein Band zu zerreißen, an welches er seit so vielen Jahren gewöhnt war; es geschah weniger seinetwegen, als um einen mächtigen Staat für die in Frankreich festgesetzte Ordnung der Dinge zu interessiren. Er dachte mehrere Male an diese Mittheilung, welche er der Kaiserin eröffnen wollte, ohne zu wagen, mit ihr davon zu sprechen; er fürchtete für sie die Folgen ihrer Empfindlichkeit, die Thränen haben immer am sichersten den Weg zu

seinem Herzen gefunden. Jedoch glaubte ich eine zu seiner Absicht günstige Gelegenheit gefunden zu haben, ehe er Fontaineblau verließ; er sprach einige Worte darüber zu der Kaiserin, aber er erklärte sich nicht vor der Ankunft des Vicekönigs, den er zu sich gefordert hatte; dieser sprach selbst zu seiner Mutter, und bewog sie zu dem großen Opfer; er betrug sich bei dieser Gelegenheit als guter Sohn, und als ein gegen seinen Wohlthäter erkenntlicher und treuergebener Mann, indem er ihn schmerzlicher Erläuterungen gegen eine Gefährtin überhob, deren Entfernung ein eben so schweres Opfer als auch für sie schmerzhaft war. Nachdem der Kaiser Alles angeordnet hatte, was das Loos der Kaiserin betraf, das er auf eine glänzende und großmüthige Art festsetzte, beschleunigte er den Augenblick der Ehescheidung, ohne Zweifel, weil ihm der Zustand, in dem die Kaiserin sich befand, sehr nahe ging, die ihre Tage in Gegenwart von Personen verlebte, welche Zeugen ihrer Thronentsetzung waren. Es fand zwischen ihm und der Kaiserin Josephine kein anderes Band statt, als eine bürgerliche Verhandlung, so wie es der Gebrauch gewesen war in der Zeit, daß sie einander geheirathet hatten. Nun hatten aber die Gesetze für die Aufhebung dieser Arten von Contracten gesorgt; daher fand sich den Abend eines bestimmten Tages bei der Kaiserin eine Versammlung von Personen ein, deren Dienste bei dieser Gelegenheit nöthig waren, unter welchen sich der Herr Erzkanzler und Herr Regnault de Saint-Jean-d'Angely befanden. Dort gab der Kaiser mit lauter Stimme die Erklärung, daß er gesonnen sey, seine Ehe mit Josephinen, welche gegenwärtig war, auf-

zuheben, und die Kaiserin that ihrerseits schluchzend dieselbe Erklärung.

Der Fürst Erzkanzler erklärte, nachdem er den Gesetzesartikel vorgelesen hatte, und ihn auf gegenwärtigen Fall angewendet, die Ehe für aufgelöst.

Neunzehntes Kapitel.

Die Kaiserin Josephine, ihr Character, ihre Güte. — Zwist Napoleons mit seinem Bruder Ludwig, König von Holland. — Befehl die Depeschen aufzufangen. — Nochmals Herr Fouché. — Politische Lage des Kaisers.

Nachdem die Förmlichkeiten einmal erfüllt waren, nahm die Kaiserin von dem Kaiser Abschied, und stieg in ihr Gemach hinab, das im Erdgeschosse war. Nach den zum voraus verabredeten Anordnungen reiste sie den folgenden Tag ab, um sich in Malmaison niederzulassen. Seinerseits ging der Kaiser denselben Tag nach Trianon, er wollte nicht allein in dem ungeheuren Schlosse der Tuilerien bleiben, welches noch voll von dem Andenken der Kaiserin Josephine war. Sie stieg von dem hohen Range mit vieler Gelassenheit herab, indem sie sagte, daß sie über den Verlust der Ehren durch den Trost, dem Willen des Kaisers Gehorsam geleistet zu haben, entschädigt werde. Sie verließ den Hof, allein die Herzen verließen sie nicht; man hatte sie immer geliebt, weil nie jemand so gutmüthig gewesen ist. Ihre Dienstfertigkeit gegen jedermann war dieselbe als Kaiserin, wie sie es früher gewesen war; sie theilte Geschenke in Menge aus, und mit solcher Anmuth, daß man würde geglaubt haben unhöflich zu seyn, sie nicht anzunehmen; man konnte nicht vor ihr er-

scheinen, ohne mit denselben überhäuft sie wieder zu verlassen. Sie hat niemanden in der Zeit ihrer Macht geschadet; ihre Feinde sogar sind von ihr beschützt worden; es verfloß fast nicht ein Tag ihres Lebens, daß sie nicht eine Gnade für jemanden erbeten hätte, den sie oft nicht kannte, der aber wußte ihre Theilnahme zu erwecken; sie hat das Glück einer großen Anzahl von Familien gegründet, und in ihren letzten Jahren war sie von einer Colonie Kinder umringt, deren Mütter sie verheirathet und durch ihre Güte ausgesteuert hatte. Die Bosheit hat ihr ein wenig Verschwendung in ihren Ausgaben vorgeworfen; muß man sie deswegen tadeln? Man hat nicht die nemliche Sorgfalt bewiesen, die Erziehungen zu zählen, welche sie für Kinder dürftiger Eltern bezahlte; man hat nicht von den Almosen gesprochen, die sie in die Wohnungen tragen ließ. Ihr ganzer Tag ging hin in der Beschäftigung mit Anderen und sehr wenig mit sich selbst. Jedermann fühlte ihren Verlust für den Kaiser, weil man wußte, daß sie ihm nur Gutes fast von Allen sagte, die ihm dienten. Sie war selbst Herrn Fouché nützlich, welcher sich in einiger Hinsicht ein Jahr vorher zum Werkzeuge ihrer Scheidung hatte machen wollen *).

Während ihres Aufenthalts in Malmaison war der Hauptweg von Paris nach diesem Schlosse nur eine Procession, ungeachtet der schlechten Jahreszeit; jeder sah es als eine Pflicht an, sich dort wenigstens einmal in der Woche zu zeigen.

Der Kaiser that seinerseits sein Möglichstes,

---

*) Sie war es, die den Kaiser ersuchte, ihn nach der Verschwörung Georgs wieder in sein Amt einzusetzen.

um sich zu gewöhnen, in Trianon allein zu bleiben, wo er sich niedergelassen hatte; er sandte oft nach Malmaison, sich nach dem Befinden der Kaiserin zu erkundigen, ich glaube, daß er ohne seine Beschäftigungen sehr häufig dort gewesen wäre.

Bei Gelegenheit dieses Ereignisses hatte er einige Mitglieder seiner Familie nach Paris berufen; sie leisteten ihm in Trianon Gesellschaft; der König von Baiern mit seiner Gemahlin langte ebenfalls zu dieser Zeit in Paris an. Dieser war der letzte unter den deutschen Herrschern, welcher da blieb. Der Winter verging fröhlich unter Maskenbällen und andern Lustbarkeiten der Art. Der Kaiser empfahl selbst, daß man recht viele Zerstreuungen den Fürsten verschaffe, welche zu ihm zum Besuche gekommen waren. Er hatte besondere Sorgfalt für das getragen, was die Königin von Baiern anging, zu deren Ehrendienste er Damen des Pallastes der Kaiserin angestellt hatte. Am Ende des Januars waren alle Fürsten nach Hause zurückgekehrt; es blieben zu Paris nur einige Mitglieder der kaiserlichen Familie zurück.

Mitten in allen diesen Zerstreuungen vernachläßigte der Kaiser keineswegs die öffentlichen Geschäfte. Die Engländer waren gezwungen worden, Vließingen und die Insel Walcheren zu räumen, wo Krankheiten fast ihre ganze Armee in das Hospital gebracht hatten. In Folge dieser Besetzung von Vließingen durch die Engländer beklagte sich der Kaiser bei dem Könige von Holland darüber, daß seine Truppen nicht ihre Schuldigkeit gethan hätten*). An der

*) Der Kaiser sagte, daß er nur deswegen die holländische Armee im Lande gelassen habe, als er zu dem letzten Feldzuge abge-

Schelde war eine kleine Festung, das Fort Bast genannt, diese ergab sich an die englische Flotte, ohne einen Kanonenschuß gethan zu haben. Er behauptete, daß der Hafen und das Zeughaus von Antwerpen nicht gehörig gedeckt wären mit Nachbarn wie die Holländer, und wollte in Folge dieser Meinung Anstalten treffen, um von demselben einen Theil der Militairgrenze von dieser Seite Hollands zu erhalten. Er fand Widerstand bei seinem Bruder, welcher auch nach Paris bei Gelegenheit des Bruchs der Ehe gekommen war. Dieser Widerstand wurde ernsthaft. Ich weiß nicht, wer dem Könige von Holland in den Kopf gesetzt hatte, daß, während er in Paris wäre, der Kaiser den Truppen, welche seit dem Frieden nach Antwerpen zurückgekehrt waren, den Befehl ertheilt habe, in Bergen-op-Zoom, in Herzogenbusch und Breda einzurücken, welche die Plätze der neuen Grenze waren, die man besetzen wollte, um Herr der östlichen Schelde und des übrigen Laufs der Maas zu werden, aber es ist gewiß, daß irgend ein Verräther dem Könige von Holland Entwürfe hinterbrachte, welche er vielleicht selbst beim Kaiser vermuthet hatte; denn der Kaiser, der immer eigene Mittel hatte, um von Allem unterrichtet zu werden, wurde benachrichtiget, daß der König von Holland den Vorsatz habe, einen Curier nach Holland zu schicken, damit diese drei Plätze sich widersetzten, wenn die französischen Truppen sich zeigen sollten, um sie zu besetzen. Man gibt noch dazu vor, daß er vorgeschrieben habe, auch in dem Falle, wenn ein Befehl von seiner Seite käme, um sie den Franzosen zu überliefern,

---

reiset wäre, weil er für Antwerpen fürchtete, wo er keine Truppen lassen konnte, da er deren nicht hinreichend hatte.

man dem nicht gehorchen solle, ehe er nicht in seine Staaten zurückgekehrt wäre, indem er so den Gedanken erregen wollte, daß er vielleicht seine Freiheit verloren haben würde, oder man ihm diese Ueberlieferung abgezwungen hätte.

Der Kaiser, der gerechter Weise unwillig geworden, daß man ihm einen solchen Entwurf zumuthete, war es besonders in Rücksicht auf das Uebel, welches in Holland ein solcher Brief anrichten konnte, besonders wenn kein Beweggrund vorhanden war ihn zu schreiben. Er war den Abend des Tages, an welchem er diese Umstände erfuhr, im französischen Theater; ich hatte die Ehre gehabt ihn zu begleiten. Es schien, daß den Kaiser dasjenige sehr beschäftigte, was man ihm gesagt hatte, weil er mich näher treten ließ, und mir mit leiser Stimme den Befehl ertheilte, in seinem Namen dem Polizeiminister zu sagen, daß er seine Maßregeln nähme, um bei den Thoren von Paris alle Curiere anzuhalten, die nach Holland abgingen. Ich fand den Minister zu Hause; er gab seine Befehle in meiner Gegenwart, und bestellte seine Kutsche, um, wie er mir sagte, selbst den König von Holland zu besuchen.

Er mußte irgend etwas befürchten in Folge dessen, was er dem Kaiser berichtet hatte, oder dessen, was der König von Holland zu thun sich vornahm, weil ich ihm nichts gesagt hatte, da ich selbst nichts wußte. Ich stattete dem Kaiser Rechenschaft über die Vollstreckung seiner Befehle ab; er war noch im Schauspielhause, und schien ein wenig erstaunt darüber, daß der Polizeiminister so rasch zu dem Könige von Holland sich begeben habe. Ich habe es mir folgender Gestalt erklärt: Der Polizeiminister mischte sich gerne ein wenig

in Alles und schonte alle Parteien. Daher ist es mir eingefallen, daß er selbst es wäre, der, nachdem er dem Geiste des Königes Unruhe eingeflößt, von ihm einige Reden vernommen, die er sogleich dem Kaiser wieder hinterbracht hatte, und da er den Befehl sah, den er empfing, dessen Euriere anhalten zu lassen, so beeilte er sich, diesen davon zu benachrichtigen, damit er seine Vorsichtsmaßregeln für die wichtigen Depeschen nähme, indem er jedoch die unbedeutenden ließe, damit man etwas erhielte, das bewiese, daß man den ertheilten Befehl vollstreckt habe. Kam er nun zu dem Könige vor oder nach der Abreise des Euriers, welcher diesen Abend abgegangen war, und der bei den Thoren angehalten wurde, das weiß ich nicht; aber was ich stark vermuthet habe, ist, daß, nachdem der Eurier zu dem Polizeiminister geführt worden, dieser dem Kaiser nur das zustellte, was dem Vortheile des Königs von Holland gemäß war sehen zu lassen, d. h., daß, wenn der Eurier schon abgereist war, als der Minister zu dem Könige kam, er ihm seine Depeschen übergeben hat, von welchen der König das weggenommen hat, was ihm beliebte, oder daß, wenn er noch nicht abgereist war, nach dem Besuche des Ministers die Treulosigkeit noch weit leichter gewesen ist.

Ausgemacht aber ist, daß die Absicht des Königs war, offen zu widerstehen, und daß man seine Befehle in Holland erwartete. Was brachte der Eurier, wenn es nicht dieser Befehl war? Der Kaiser wußte wohl, auf welchem Fuße er in diesem Punkte mit seinem Bruder dem Könige stand, und war nicht erstaunt, daß er daher nach Holland schrieb, wo, wie er wußte, man sich zur Vertheidigung anschickte. Er

war weit mehr erstaunt, nichts in den Depeschen zu finden, welche man ihm brachte. Dieses leitete mich auf den Gedanken, daß, da der Polizeiminister für sich die Folgen einer Erklärung fürchtete, welche wahrscheinlich zwischen dem Kaiser und dem Könige statt gefunden hätte, wenn der Inhalt der Depeschen dazu Anlaß gegeben, er also auf den Einfall gekommen war, alle beide zu hintergehen, weil unbezweifelbar der König sich gerechtfertigt haben würde, indem er gesagt, daß seine Befürchtungen vom Minister herrührten, und der Kaiser nicht hätte ermangelt, seinem Bruder zu sagen, daß der Minister selbst ihm die Nachricht überbracht habe.

Der Kaiser sagte nichts, aber er dachte darum nicht weniger, und ich glaube, daß er diesen Vorfall unter die Anzahl derer gesetzt hat, welche er sich vorgenommen hatte nicht zu vergessen, wenn es Zeit dazu seyn würde.

Der König von Holland hatte eine schöne Gelegenheit, sich über die Gewaltthat zu beklagen, welche man ihm anthat; das Unrecht hätte nicht auf seiner Seite zu seyn geschienen; allein, als er jedoch den Kaiser so sehr entschlossen sah, das zu erhalten, was er officiell durch das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten unterhandelt hat, so gab er nach, und der Marschall Oudinot, welcher auf der Grenze war, erhielt Befehl, in Holland einzurücken, und Besitz von dem abgetretenen Theile zu nehmen.

Nach dem Frieden hatte der Kaiser eine große Menge Truppen nach Spanien zurückkehren lassen, und der übrige Theil der Armee hatte seine Quartiere in den deutschen Provinzen genommen, deren Loos durch die vorhergegangenen Verträge einer Ver-

fügung anheimgestellt worden war. Man schrie gar sehr gegen diese Maßregel, daß sie ein Beweis wäre, daß der Kaiser schon einen neuen Krieg suche; man wurde durch die verleumderische Bosheit beherrscht, welche verhinderte nachzudenken, daß die Truppen, die in den fremden Provinzen lebten, und die mit deren Einkünften bezahlt wurden, eben so sehr zur Erleichterung des öffentlichen Schatzes waren, welcher sonst gezwungen gewesen wäre, bedeutende Summen in das Ausland zu ihrer Besoldung und ihrem Unterhalte zu schicken.

Die nemlichen Leidenschaften erwiederten, daß man nur den Frieden zu schließen brauche! Aber nur, um den Frieden zu schließen, bewahrte er die fremden Provinzen und ein so starkes Herr. Er hatte es verhältnißmäßig gegen alle die erhöhen müssen, welche seine Feinde ihm entgegenstellen konnten, er bewahrte die deutschen Provinzen, um sie gegen die zurückzugeben, welche er von England zu verlangen hatte, sowohl für sich als für seine Bundesgenossen.

Er hatte kein Mittel, die französischen und holländischen Besitzungen jenseit des Meeres wieder zu erobern, deren die beiden Nationen gleicherweise bedürfen; aber er hatte in seinem Besitz deutsche Provinzen und ganze Staaten entweder ihrer Unabhängigkeit, oder ihrem früheren Herrscherstamme zurückzugeben, welche alle Bundesgenossen Englands waren. Es war nöthig, daß es ihm gelang, auf diese Art mit Großbritannien Frieden zu schließen, oder der Krieg dauert ewig fort.

England vermehrte seine Macht in den vie Welttheilen; der Kaiser vergrößerte die seinige nur in Europa, und er behielt bloß das zurück, was

für England ein Interesse hatte, um etwas in Händen zu haben, seine Rechnungen mit diesem Lande aufgehen zu lassen. Glaubt man z. B., daß der Kaiser jemals Danzig, Lübeck, Hamburg, Hannover, Holland, Erfurt, Fulda, u. s. w. hat behalten wollen? Er würde Alles dieses zurückgegeben haben für die Wiederherstellung eines Gleichgewichts in den Besitzungen jenseit des Meeres unter den verschiedenen Seemächten. Noch mehr sogar; er hätte zuletzt Italien von Frankreich gesondert, wenn Spanien seine Revolution ohne Störung, noch Krieg hätte vollenden können. Er hat Italien nur deswegen behalten, um es vor seinen alten Gewohnheiten zu bewahren, und zu gleicher Zeit, um daraus Mittel zu ziehen, dieser Reihe von Verbindungen zu widerstehen, welche sich wieder gegen ihn bildeten, sobald als er nur eben sie zerstreut hatte; wenn er Italien nicht gehabt hätte, so wäre er bey dem ersten Unternehmen unterlegen, das wohl geleitet worden wäre. Es gab ihm Leute, Geld, Magazine und setzte einen Zwischenraum und Hindernisse zwischen ihm und seinen Feinden. Wenn er eingewilligt hätte, gleichgültig gegen Italien zu seyn, so wäre er sogleich zu einer Macht von minderem als zweitem Range herabgesunken. Italien konnte nicht neutral bleiben; wenn die Kraft der Gewohnheiten dort ihren Einfluß wieder gewonnen hätte, so wäre es undenkbar geworden, und hätte bald alle unsere Mittel unsern Feinden gereicht; und wenn der Kaiser weder Neapel noch Spanien gehabt hätte, wäre er minder stark gewesen, als es Frankreich vor der Revolution, besonders wenn die Zeit gekommen seyn würde, wo die beiden Staaten von

kräftigen und zugleich kriegerischen Fürsten beherrscht worden wären, die gesucht haben würden, ihre Macht zu stärken, indem sie dieselbe ausdehnten.

Die Fürsten, welche gegen ihn unter dem Vorwande Krieg führten, daß seine Macht die Sicherheit Aller beunruhige, duldeten nicht, daß man über die ihrige erschrecke, welche während und vor unserer Revolution eine Ausdehnung über alle Grenzen hinaus genommen hatte.

Zwanzigstes Kapitel.

Ehepläne. — Der Kaiser neigt sich zu Rußland. — Antwort des Kaisers Alexander. — Intrigue. — Der Chevalier von Florette. — Herr von Semonville. — Antwort des Wiener Hofes. — Verlegenheit des Kaisers. — Er befragt seinen Rath. — Verschiedenheit der Meinungen.

Wir waren am Ende des Januars 1810. Die Scheidung des Kaisers war im vorhergehenden Monate ausgesprochen worden, und wahrscheinlich hatte er schon daran gedacht, ein neues Bündniß mit einer Prinzessin einzugehen, welche, indem sie die Bande eines für Frankreich nützlichen Bündnisses enger zog, ihm einen Erben geben konnte, den jeder als das einzige Hinderniß gegen die Wiederkehr innerlicher Spaltungen betrachtete.

Es gab zu dieser Zeit in den Familien, welche große Staaten regierten, nur in Rußland eine Prinzessin in manbarem Alter; und in Oesterreich Ihro kaiserliche Hoheit die Frau Erzherzogin Maria Luise und eine ihrer Schwestern, beide älter als die russische Prinzessin.

Der Kaiser war damals erst vierzig Jahre alt, und obgleich das Mißverhältniß im Alter sehr groß war, waren doch mehrere Ursachen vorhanden, welche ihn bewogen hatten, die Privatbedenken der Staatspolitik zu opfern. Er fühlte sich aus Neigung zu

dem Kaiser von Rußland hingezogen, mit welchem er in Bündniß stand, und ungeachtet des Benehmens der Armee desselben in dem eben beendigten Feldzuge ihn empfindlich gekränkt hatte, so würde er doch noch eine Gelegenheit ergriffen haben, Bündnisse enger zu ziehen, welche beiden so nützlich zu seyn geschienen hatten, um so mehr, da, wenn das Bündniß mit Rußland wohl unterhalten, und daher stets beobachtet worden, der Friede niemals in Europa gestört werden konnte. Zweitens gab es nichts unter den beiden Mächten, das sich einer vollkommenen Einigkeit entgegenstellte; sie waren eine von der andern unabhängig, und ihre Heere hatten in ihren Begegnen sich gegenseitig achten gelernt; statt dessen man nachdem, was sich zwischen uns und Oesterreich zugetragen hatte, man nicht bei dem Gedanken stehen bleiben konnte, seine Blicke gegen diese Seite zu richten. Man glaubt, daß am Ende des Decembers, oder im Anfange des Januars der Kaiser an Herrn von Caulaincourt, seinen Gesandten in Rußland, im Vertrauen über das geschrieben habe, was seinen Plan betraf, sich mit der Prinzessin Anna Paulowna zu verbinden, weil ich mich entsinne, daß in einem Gesellschaftskreise im Schlosse der Tuilerien, nachdem er von Trianon zurückgekehrt war, er mich mit leiser Stimme fragte, welche unter den Damen im Gesellschaftssaale die meiste Aehnlichkeit mit der russischen Großfürstin Anna habe. Ich fand, daß ich unter allen gegenwärtigen Franzosen der einzige war, der die Ehre gehabt hatte sie zu sehen; aber sie war damals erst sechzehn Jahre alt, und obgleich sie schon viel versprach, so hatte ich doch Mühe, seine

Neugierde zu befriedigen. Er sprach mit mir später noch einmal davon, und ich glaube, daß, wenn die Antwort auf den Brief, den er durch Herrn von Caulaincourt hatte übergeben lassen, so gewesen wäre, wie er es wünschte, er es nicht einen Augenblick verschoben haben würde, diesen Plan zu verfolgen. Er erwartete sie mit Ungeduld, als er statt dessen, was er hoffte, einen Brief von dem Kaiser von Rußland empfing, der nicht annahm, nicht abschlug*).

Es waren sechs Wochen nöthig, um auf eine von Paris in St. Petersburg gemachte Frage Antwort zu erhalten, weil man vierzehn Tage für jede officielle Mittheilung, und vierzehn Tage jedem Curier bewilligte. Die sechs ersten Wochen waren also rein verloren; allein unterdessen arbeiteten die Geister, man wettete dafür und dagegen, weil in einer Stadt wie Paris man Alles weiß, und man auf so viele verschiedene Weisen über die Dinge muthmaßet, welche man nicht weiß, daß man oft die Wahrheit trifft.

Man sprach genug von der nahen Heirath des Kaisers mit einer russischen Prinzessin, als daß nicht mehr als eine Meinung sich darüber hören ließ, und jeder suchte schon sich eine Stellung bei dem Hofe der neuen Herrscherin zu bereiten, als ein Vorfall, das Werk einer Intrigue, alle Berechnungen störte. Seit dem letzten Friedensvertrage hatte Oester-

---

*) Unabhängig von dem Briefe an Herrn von Caulaincourt hatte der Kaiser seinen Wunsch geradezu dem russischen Monarchen kund gethan, welcher eigenhändig darauf geantwortet hatte, daß er seine Mutter befragen wolle.

reich dem Fürsten von Schwarzenberg (den General) als Gesandten nach Paris geschickt, seine Stellung war in der That schwierig; und es gehörte wahrlich eine große Ergebenheit gegen seinen Herrscher dazu, um diesen Posten in Paris zu bekleiden, nach so unglücklichen Ereignissen als diejenigen, welche Oesterreich erlitten hatte; nichts desto weniger hatte er die Standhaftigkeit dort auszuharren. Er hatte bei sich Gesellschaften, zu denen sich eine große Anzahl Personen begab.

Das Haus eines Gesandten ermangelt nie fleißiger Besucher, wenn das Mahl dort gut und der Hausherr dabei höflich ist. Man hatte schon angefangen, sich bei dem Fürsten von Schwarzenberg einzuleben, der bei sich, als Haupt der Gesandschaft, den Chevalier von Florette hatte, dieser war in Paris sehr bekannt, und ich glaube, daß dieses die Ursache war, welche die Wahl auf ihn gelenkt hatte.

Herr von S . . . Senator, war ehemals französischer Gesandter in Holland gewesen, wo er Herrn von Florette kennen gelernt hatte, der dort bei der österreichischen Gesandschaft angestellt war*).

An einem Abende, da S . . . bei dem österreichischen Gesandten (dem Fürsten von Schwarzenberg) war, traf er dort Florette, und in einem Gespräche bei Seite, welches die Diplomaten immer lieben; unterhielt ihn S . . . von den derzeitigen Geschäften, und von dem Gerüchte, welches von der nahen Heirath des Kaisers mit einer russischen Prinzessin im Umlaufe sey; aber daß dieses nur noch ein Entwurf sey, weil nichts abgemacht worden wäre; und

*) Ich habe diese Umstände von dem Senator selbst.

zugleich bezeigte er dem Chevalier von Florette sein Erstaunen darüber, daß der österreichische Hof, der schöne Prinzessinnen habe, keinen Schritt thun lasse, um ihnen den Vorzug zu verschaffen, indem er hinzufügte, daß dieses ungeschickt wäre, weil es das einzige Mittel sey, die Angelegenheiten wieder herzustellen; daß es übrigens in Oesterreich bekannt wäre, daß, wenn man diese Gelegenheit entgehen lasse, dieselben sich noch verschlimmern könnten.

Der Chevalier von Florette, sey es nun, daß er in dieser Mittheilung etwas Officielles argwöhnte, oder daß er sie als eine bloße Unterhaltung betrachtete, ermangelte nicht, Herrn von S... darauf zu antworten, als wenn er über das entzückt wäre, was er höre, und um der Wahrheit dessen, was ihm gesagt wurde, auf den Grund zu kommen, entgegnete er, daß man ohne Zweifel in Wien sich sehr geschmeichelt fühlen würde, einen Vorschlag von dieser Beschaffenheit zu erhalten, daß aber der Anstand nicht erlaube, von Prinzessinnen zu sprechen, deren Name geachtet werden müsse, und daß vor allen Dingen man wissen müßte, wie dieses in den Tuilerien aufgenommen werden würde. Ihre Unterhaltung endigte hier. Herr von S... kam darauf geradezu zu dem Herzoge von Bassano dem Staatssekretäre; er fand ihn im Begriff zu dem Kaiser zu gehen, um mit ihm zu arbeiten. Er berichtete ihm die Unterhaltung, welche er eben mit dem Chevalier von Florette gehabt hatte, mit dem Unterschiede, als wenn Herr von Florette es gewesen wäre, der zuerst über diesen Gegenstand zu sprechen angefangen habe, und der gesagt hätte: „Wir wagen es nicht, von unsern Prinzessinnen zu sprechen, weil wir nicht wissen, wie

dieser Vorschlag würde aufgenommen werden, und ungeachtet dessen, daß wir wünschen, müssen wir warten, bis die Blicke sich auf unsere Seite richten *)."

Diese Erzählung war gar sehr von der Wahrheit verschieden; man konnte daraus schließen, daß Oesterreich diese Heirath wünsche, und sogar geheime Verhaltungsbefehle seinem Gesandten gegeben habe, entweder um davon zu sprechen zu suchen, oder um über diesen Punkt zu antworten, wenn die Gelegen-

---

*) Seitdem, daß ich diese Denkschriften geschrieken, habe ich eine kleine Flugschrift gelesen, welche, nach dem Titel zu urtheilen, von dem General Bertrand abgefaßt worden zu seyn scheint, und aus Materialien gesammelt, die von ihm, wie man vorgibt, auf der Insel Elba nach der berühmten Abreise gelassen worden seyen.

In dieser Schrift ist sehr stark die Rede von der Heirath des Kaisers mit der Erzherzogin Maria Louise. Die einzelnen Umstände, welche der Verfasser darüber gibt, obgleich sie die eines Mannes sind, der gehörig unterrichtet zu seyn scheint, sind in dem wichtigsten Punkte nicht genau; was mich an der Wahrheit des Uebrigen zweifeln läßt.

Der Verfasser behauptet, daß Herrn Narbonne in Wien Eröffnungen über diese Heirath von Seiten des Kaisers von Oesterreich gemacht worden sind. Hierauf antworte ich dieses: Nach dem Frieden vom Jahre 1809 erbat und erhielt Herr von Narbonne in Wien die Erlaubniß, die Herren von Frankreich, welche in Triest wohnten, besuchen zu dürfen und hat bei seiner Rückkehr über Wien den österreichischen Kaiser sprechen können; aber er war schon in Paris vor der Scheidung des Kaisers zurück, und bei einem solchen Gegenstande setzt man sich dem nicht aus, das vorauszusagen, dessen man nicht gewiß ist: ein Höfling setzt sich nicht einer schmerzlichen Reue aus, und Narbonne mußte noch sein Glück machen.

heit dazu sich darbiete. Bei der ersten Unterhaltung hatte Herr von S... eine Art von Privatmeinung Herrn von Florette gegeben, und es ergab sich aus dem, was er Herrn von Bassano berichtete, daß Herr von Florette sich hatte vernehmen lassen, daß Oesterreich die Verbindung wünsche, zu welcher es nicht wage sich anzubieten, aus Furcht vor einer Versagung. Der Herzog von Bassano hütete sich wohl zu vergessen, dem Kaiser hierüber Bericht zu erstatten; er wünschte es, und der Kaiser lieh dem um so williger Gehör, da man in Rußland über die Frage, welche er dort verhandeln ließ, nicht rein mit der Sprache herausrückte. Da nichts ihm verbürgte, daß sie sich seinen Wünschen gemäß entscheiden würde; so trug er Herrn von Bassano auf alle Fälle auf, den Fürsten von Schwarzenberg halbofficiell zu sprechen, als wenn es nur geschähe, um die Gesinnung zu ergründen, welche man bei dem Wiener Hofe über diesen Vorschlag finden würde, wenn man ihn wagte. Der Gesandte konnte nur die besten Zusicherungen geben; bat aber, zu größerer Sicherheit, um die Zeit einen Curier abfertigen zu dürfen, dessen Antwort er Herrn von Bassano kund thun würde; so geschah es. Es gab so viel Glänzendes für die Privateigenliebe in diesem Ereignisse, daß man nichts vergaß, was zu ihrem Gelingen beitragen konnte; und deswegen eilte der Senator, der Freund des Herzogs von Bassano, rasch zu dem Herrn von Florette, um ihm zu sagen, wie weit man mit dem russischen Hofe gediehen wäre, damit er bei Hofe als ein wohl unterrichteter Mann erschiene und damit sie daraus das ganze geringe Ansehen zögen, das ihnen zu Theil werden mußte, da sie diese

Unterhandlung beschleunigt hatten, welche beide Länder anging.

Demnach war also ein Curier auf dem Wege nach Wien, während man einen aus St. Petersburg erwartete, ersterer macht zweimal den Weg, während der andere erst die Hälfte des seinigen zurückgelegt hatte. Ich konnte nicht begreifen, welcher böse Geist auf unsere Angelegenheiten mit jenem Lande eingewirkt hatte, besonders da ich sah, daß die Besorgniß der Kaiserin Mutter über das zu zarte Alter ihrer Tochter beinahe keine Einwendung war; wenigstens aber würde man jenen Grund nicht vorzuwenden gehabt haben, wenn die ältere, welche damals zwanzig bis ein und zwanzig Jahre alt war, noch unverheirathet gewesen wäre.

Welche Schlüsse lassen sich nicht aus diesem Mißgeschicke ziehen! Während Rußland Einwendungen machte (denn einen Augenblick lang betrachtete der Kaiser die Sache als abgemacht in dem Grade, daß er sagte, daß diese Begebenheit ohne Zweifel den Kaiser von Rußland nach Paris führen würde), während, sage ich, es zögerte sich auszusprechen, kam der Curier von Wien zurück, der eine genügende Antwort auf Alles, was man wünschen mochte, zurückbrachte, auf welche mit derselben Eile zu antworten der Anstand erforderte.

Der Kaiser fand sich also zwischen eine Hoffnung und einen Vorschlag gestellt, dessen Abschließung von ihm abhing.

Es waren viele Ursachen vorhanden, um zu wünschen, rasch alle Geister zu beruhigen, denn jeder hatte an dieser Begebenheit Antheil genommen, als wenn es seine eigene Angelegenheit wäre.

In Paris schwatzt man so gern über Alles, daß die Heirath des Kaisers das Tagesgespräch und der Gegenstand aller Unterhandlungen geworden war. Von seiner Seite war er auch sehr froh, sich verheirathet zu sehen, um den Geist für andere Dinge frei zu haben. Er wollte jedoch bei dieser wichtigen Gelegenheit seinen geheimen Rath befragen; er wurde in den Tuilerien versammelt. Der König von Neapel, der daselbst einer der kraftvollsten Gegner der österreichischen Verbindung war, der Herr Erzkanzler, der Herr Erzschatzmeister, Herr von Talleyrand, die Minister, in deren Anzahl Herr Fouché war, machten denselben aus.

Der Zustand der Frage wurde der Art aufgestellt, wie er beschaffen war, Rußland nicht nein sagend; aber Gründe der Verspätigung vorwendend, welche vielleicht andern dieser Begebenheit fremde Entwürfe verbargen, als einige politische Verträge; und Oesterreich, das die Verbindung sogleich wünschte, und sie bereitwillig darbot.

Der Kaiser hörte gern die Meinungen Aller; er fragte zuerst, was für Frankreich vortheilhafter wäre, eine russische oder eine österreichische Prinzessin zu heirathen. Viele Stimmen waren zu Gunsten Rußlands, und nachdem der Kaiser nach dem Grunde geforscht, hatte er Gelegenheit zu bemerken, daß der Hauptgrund die Furcht war, daß eine österreichische Prinzessin nicht einigen Rachegefühlen Raum gebe in Folge des Todes des Königs und der Königin von Frankreich. Da nun aber dieses nur eine Nebenbetrachtung war, welche einige Personen betraf, die aus dieser Ursache sich für Rußland erklärten, und der Kaiser sah, daß man ihm keine ver-

nünftigen Gründe angebe, um anders zu verfahren, so entschied er sich für Ihro kaiserl. Hoheit die Frau Erzherzogin Maria Louise, weil ihr Alter ihm passender war, und die Weise, auf welche sie Oesterreich gewährte, weit mehr Vertrauen einflößte.

Nachdem diese Entscheidung einmal gefaßt war, wurde die Ausführung derselben so eilig betrieben, daß den nemlichen Abend der Ehecontract des Kaisers aufgesetzt, unterzeichnet und von ihm nach Wien geschickt wurde, zu gleicher Zeit, als der förmliche Antrag um die Hand Ihro kaiserl. Hoheit der Frau Erzherzogin Marie Louise.

Man schrieb folglich auch nach Rußland, damit man dort nicht mehr den Plan verfolge, welchen man dort gebildet hatte. Ich habe später Gelegenheit gehabt, mich von der Meinung zu überzeugen, daß viele kleine persönliche Vortheile dazu beigetragen hatten, um so rasch die Entschlüsse des Kaisers zu ändern, und sagar, daß jemand, der freien Zutritt bei ihm hatte, nicht den Plänen Oesterreichs geschadet hat, um zu einer andern Zeit die Vermittelung dieser Macht zu Gunsten anderer Vortheile aufzufordern, welche Frankreich fremd waren.

Da dieses nur rein eine Anekdote ist, so gegründet, wie sie auch sey, so habe ich es doch nicht für zweckmäßig gefunden, sie weiter zu erklären. Nachdem der Kaiser sich ausgesprochen hatte, fand jedermann, daß er den besten Entschluß gefaßt habe, einige sagten, daß eine russische Prinzessin eine Spaltung in der Religion mitgebracht haben würde; andere, daß der russische Einfluß uns auf dieselbe Weise beherrscht haben würde, als er sich überall zu begründen strebte. Man hätte jedoch einwenden kön-

nen, daß die Ausübung der griechischen Religion nicht mehr die Ruhe der Kirche gestört haben würde, als die Protestanten und die Juden es thaten.

Das Volk, d. h. die handelnde Classe, welche noch nicht gänzlich das Vertrauen auf Vorbedeutungen verloren hatte, sagte, daß die Ehebündnisse mit Oesterreich stets für Frankreich unheilvoll gewesen wären, daß der Kaiser unglücklich werden würde, und tausend andere abergläubische Prophezeiungen, von denen das Schicksal einen Theil wirklich erfüllt hat.

Ein und Zwanzigstes Kapitel.

Reise Maria Luises nach Frankreich. — Ungeduld des Kaisers. — Er geht der neuen Kaiserin entgegen. — Zusammentreffen auf der Landstraße. — Ankunft in Compiègne. — Unschickliche Gespräche. — Feierlichkeit der bürgerlichen Vermählung.

Diesem Hauptabschnitte seines Lebens gedachte der Kaiser die Namen seiner ältesten Gefährten beizugesellen, und indem er sie so Frankreich gegenüber laut verkündigte, gab er ihnen das Zeugniß eines Gefühls, das sein Wohlwollen überstieg. Er schickte den Fürsten von Neufchatel, um die Hand der Erzherzogin Maria Louise anzuhalten, zu gleicher Zeit sandte er dem Erzherzoge Karl eine Vollmacht, um sie in seinem Namen sich antrauen zu lassen.

Seit langer Zeit liebte er den General Lauriston, welcher sein Adjutant gewesen war. Er gab ihm den Auftrag, nach Wien zu gehen, und die Kaiserin nach Paris als Capitain der Garden zu geleiten.

Um das Andenken des Marschalls Lannes (Herzogs von Montebello) zu ehren, ernannte er dessen Wittwe zur Ehrendame der neuen Kaiserin; er konnte ihr keinen größeren Beweis seiner Achtung geben, denn sie hatte damals noch keinen Anspruch zu einer Stelle, welche sie plötzlich an die Spitze der hohen Gesellschaft setzen sollte.

Er ließ seine Schwester, die Königin von Neapel, nach Braunau abreisen, die Kaiserin zu empfangen; sie wurde von vier Ehrendamen begleitet. Wir hatten zu dieser Zeit noch in Braunau das Corps des Marschalls Davout, welches die Räumung Oesterreichs beendigte. Es ergriff die Waffen bei der Ankunft der Kaiserin und bereitete ihr eine so glänzende Aufnahme, als es nur diese kleine Stadt zulassen konnte.

Die Königin von Neapel empfing die Kaiserin in Braunau*), wo die Feierlichkeit der Uebergabe ihrer Person von den Beamten, denen ihr Vater aufgetragen hatte, sie zu begleiten, vor sich ging, so wie auch die Uebergabe ihrer Effekten, und nachdem die Kaiserin einmal mit dem bekleidet worden, was ihr aus der Garderobe hingebracht worden, welche ihr in Paris bestimmt war, so wechselte sie gänzlich mit dem Dienste ihrer Palastdamen, und gab Allen Abschiedsaudienz, welche sie von Wien begleitet hatten, und die dahin zurückkehren sollten. Alles dieses geschah in demselben Augenblicke, d. h., eine Stunde nach ihrer Ankunft in Braunau war Alles beendigt.

Man reiste darauf über München, Augsburg,

*) Man hatte dort einen langen Saal mit zwei Thüren an beiden Enden erbaut und zierlich ausgeschmückt.

Die Kaiserin, trat durch die Thüre ein, welche auf der österreichischen Seite war, zu gleicher Zeit als die Königin von Neapel durch die andere sich hinein verfügte. Auf jener Seite befand sich ein Gemach, wo die Kaiserin ihren Anzug ordnete. Sie wurde von französischen Damen begleitet und reichte ihre Hand den deutschen Damen zum Kusse, welche durch die Thüre hinausgingen welche auf ihrer Seite war, und sogleich abtraten.

Stuttgard, Karlsruhe nach Straßburg ab. Sie wurde an den fremden Höfen mit einem gar großen Glanze empfangen, und in Straßburg mit Entzücken; man knüpfte so viele Hoffnungen an diese Heirath, daß alle Herzen ihr entgegen flogen.

Der Kaiser hatte sich zu ihrem Empfange nach Compiègne begeben; der ganze Hof befand sich dort. Er schrieb ihr alle Tage durch einen Edelknaben, welcher mit verhängten Zügeln fortritt, ihr seinen Brief zu bringen, und die Antwort auf denselben zu holen. Ich erinnere mich, als der erste Brief ankam, hatte der Kaiser den Umschlag fallen lassen, man hob ihn eilig auf, und zeigte ihn im Saale, um über die Schrift der Kaiserin zu urtheilen; es schien, als wenn es ihr Bildniß wäre, das man zu sehen eilte. Man forschte die Edelknaben aus, die von ihr zurückkamen; mit einem Worte, wir waren schon eben so eifrige Höflinge geworden, als es jemals die Ludwigs des Vierzehnten waren, und kaum waren wir noch diese Männer, die so viele Völker bezähmt hatten.

Der Kaiser war nicht minder ungeduldig als wir, und war auch mehr betheiligt, das kennen zu lernen, was ihm bestimmt war; er hatte eine wahrhaft verliebte Miene. Er hatte befohlen, daß die Kaiserin über Nancy, Chalons, Rheims und Soissons käme. Er wußte, so zu sagen, wo sie sich zu jeder Stunde des Tages befand.

Den Tag ihrer Ankunft reiste er selbst den Morgen mit seinem Großmarschall ab, und fuhr allein mit ihm in einem einfachen Wagen fort, nachdem er seine Befehle dem Marschall Bessières hinterlassen hatte, welcher in Compiègne geblieben war.

Der Kaiser nahm so den Weg auf Soissons und Rheims, bis er dem Wagen der Kaiserin begegnete, den sein Curier anhalten ließ, ohne ein Wort zu sagen. Der Kaiser stieg aus, eilte zu der Thüre des Wagens der Kaiserin, öffnete sie selbst und stieg hinein. Die Königin von Neapel, die das Erstaunen der Kaiserin sah, welche nicht begriff, was das bedeuten solle, sagte ihr: „Madame, es ist der Kaiser;“ und so kam er mit ihr und der Königin von Neapel nach Compiègne zurück.

Der Marschall Bessières hatte die sämmtliche Cavalerie, die sich in der Residenz befand, zu Pferde steigen lassen. Diese Truppen, so wie alle Generale und Adjutanten des Kaisers begaben sich auf die Straße nach Soissons zu einer steinernen Brücke; auf deren Namen ich mich nicht besinne, die jedoch sehr bekannt ist; denn auf der nemlichen Brücke empfing Ludwig der XV. die Dauphine, Tochter Maria Theresens, welche die unglückliche Königin Frankreichs wurde.

Es war Nacht, als die Kaiserin anlangte, und wir waren bei dem Warten ganz durchnäßt worden. Glücklicherweise war es unnütz, sich zu bemühen, sie zu erblicken, denn ich glaube, wir würden uns unter die Räder ihres Wagens geworfen haben, um etwas von ihr zu entdecken.

Die Einwohner von Compiègne hatten Mittel gefunden, sich in den Vorhöfen des Schlosses Platz zu verschaffen, und als die Kaiserin ankam, wurde sie von der Mutter und der Familie des Kaisers am Fuße der großen Treppe im Beiseyn des ganzen Hofes, der Minister und einer großen Anzahl angesehe-

ner Personen empfangen. Es ist überflüssig, noch zu erwähnen, auf wen die Blicke vom Anfange an seit der Oeffnung der Wagenthüre bis zu dem Eintritt in die Gemächer geheftet waren; Alles war in Trunkenheit und Freude.

Diesen Abend fand kein Gesellschaftskreis statt, jeder zog sich bald zurück.

Der Etikette unter den fremden Höfen gemäß, war der Kaiser gar wohl der Gatte der Erzherzogin Maria Louise; aber nach dem bürgerlichen Gesetzbuche war er es noch nicht; nichts desto weniger sagt man, daß er es ein wenig wie Heinrich IV. mit Maria von Medicis machte. Uebrigens wiederhole ich nur die bösen Reden des folgenden Tages, weil ich es mir zum Gesetz gemacht habe, wahrhaft zu seyn. Die Welt begehrte Alles zu sehen und Alles zu wissen; was mich betrifft, der ich deutlich, wie nur ein anderer sah, ich habe nichts gefunden wieder zu erzählen, als was ich nicht gesehen habe, trotz dem, was man darüber spricht; aber wenn es mich betroffen hätte, so hätte ich ganz eben so viel gethan.

Diese Nacht war an mir die Reihe in dem Dienstsaale zu schlafen; der Kaiser hatte sich außerhalb des Schlosses eingerichtet in seinem Canzeleihause; man wäre die Nacht gekommen, mir zu sagen, daß Paris brenne, ich wäre nicht gegangen ihn aufzuwecken, aus Furcht niemand zu finden.

Der folgende Tag war höchst ermüdend für die junge Monarchin, dadurch, daß Personen, welche sie kaum kannte, ihr eine Menge anderer vorstellten, welche sie ganz und gar nicht kannte.

Der Kaiser stellte ihr selbst seine Adjutanten vor, die von diesem Merkmale seiner Güte sich geschmeichelt fühlten; die Ehrendame stellte die Palastdamen und die andern Personen des Ehrendienstes vor.

Den auf diese Vorstellung folgenden Tag reiste der Kaiser mit der Kaiserin nach Saint-Cloud ab; die beiden Ehrenbedienungen folgten in besonderen Wagen; man zog nicht in Paris ein; man ging nach Saint-Denis, das Boulogner Gehölz und Saint-Cloud; alle Behörden von Paris hatten sich auf die Grenze des Departements der Seine auf die Seite von Compiègne begeben; ihnen war der größte Theil der Einwohner gefolgt, die sich der Freude und dem Entzücken überließen.

Es befand sich in Saint-Cloud, um sie zu empfangen eine ungeheure Menge; zuerst die Prinzessinnen der kaiserlichen Familie, unter welchen man die Vicekönigin von Italien bemerkte, die zum ersten Male nach Paris kam; die Prinzessin von Baden, die Würdenträger, die Marschälle von Frankreich, die Senatoren, die Staatsräthe. Es war schon hoch am Tage, als man in Saint-Cloud anlangte.

Erst den darauf folgenden Tag fand die Feierlichkeit der bürgerlichen Vermählung in der Gallerie von Saint-Cloud statt. Man hatte an ihrem äußersten Ende den Boden erhöhet, worauf ein Tisch stand mit Lehnstühlen für den Kaiser und seine Gemahlin, Stühle und Sessel für die Prinzen und Prinzessinnen; es waren nur die Personen zugegen, welche bei diesen verschiedenen Höfen angestellt waren. Als Alles fertig war, setzte sich das Gefolge in Bewegung und kam von den Gemächern der Kaiserin, die großen Säle durchschrei-

tend durch den Herkulessaal in die Gallerie, wo es nach den Regeln der Etikette auf der Erhöhung, die dort errichtet worden war, Platz nahm. Jedermann hatte seinen bestimmten Platz, so daß in einem Augenblicke Ordnung und allgemeine Stille herrschte.

Der Erzkanzler stand neben einem mit einem reichen Sammetteppich bedeckten Tische, auf welchem ein Protokoll lag, welches der Herr Graf Regnault de Saint-Jean-d'Angely, der Secretär des Civiletats der kaiserlichen Familie, hielt. Nachdem er die Befehle des Kaisers eingeholt hatte, fragte ihn der Erzkanzler mit lauter Stimme: „Sir, haben Ew. Maj. die Absicht, zu Ihrer gesetzmäßigen Gemahlin Ihro kaiserl. Hoheit, die hier gegenwärtige Frau Erzherzogin Maria Luise von Oesterreich zu nehmen?“ Der Kaiser antwortete: „Ja, mein Herr!“ Darauf wandte sich der Erzkanzler an die Kaiserin und sagte ihr: „Madame, ist es der freie Wille Ihro kaiserl. Hoheit, Se. Maj. den hier gegenwärtigen Kaiser Napoleon zum gesetzmäßigen Gemahl zu wählen?“ Sie antwortete: „Ja, mein Herr!“ Darauf erklärte der Erzkanzler, das Wort nehmend, im Namen des Gesetzes und der Staatsverordnungen, daß Se. Maj. der Kaiser Napoleon und Ihro kaiserl. Hoheit die Frau Erzherzogin Maria Luise von Oesterreich durch die Ehe vereinigt waren. Der Graf Regnault de Saint-Jean-d'Angely reichte dem Kaiser die Akte zur Unterzeichnung dar, darauf der Kaiserin und hernach allen Gliedern der Familie*), so wie den Personen, deren Amt ihnen erlaubte, diese Ehre zu erhalten.

---

*) Der Oheim der Kaiserin, der damalige Großherzog von Würzburg, war gegenwärtig; er unterzeichnete ebenfalls.

Nach der Feierlichkeit kehrte das Gefolge in derselben Ordnung in die Gemächer zurück. Auf den folgenden Tag bewahrte jeder seine Neugierde, und wirklich niemand war auf das prachtvolle Schauspiel vorbereitet, von der eine Million Franzosen Zeugen waren. Um es getreu darzustellen, ist es nicht nöthig, seine Einbildung vorzubereiten, Alles im Schönen zu sehen, weil man nicht in den Fehler der Uebertreibung fallen kann, wenn man alles mahlt, was in Prunk, in Pracht und im Luxus an diesem Tage zur Schau gestellt wurde.

Zwei und Zwanzigstes Kapitel.

Das Geleite. — Einzug in Paris. — Religiöse Feierlichkeit in den Tuilerien. — Betragen der Cardinäle. — Erklärung in dieser Hinsicht. — Abreise des Kaisers und der Kaiserin nach Belgien. — Der Canal von St. Quentin. — Antwerpen. — Herr Decrès. — Höchst ansehnliche Erfolge, die man den Talenten und der Thätigkeit dieses Ministers verdankt. — Rückkehr des Kaisers nach Paris. — Wirkung, welche die neue Kaiserin hervorbringt.

Niemals hat ein Hof solche Pracht entfaltet, und obgleich ich in Gegenwart vieler Zeitgenossen spreche, welche diese Denkschriften lesen werden, so kann ich mich doch nicht enthalten, denen, die sich noch mit Vergnügen an sie erinnern, die einzelnen Umstände dieser Begebenheit ins Gedächtniß zurückzurufen, an welcher jeder um die Wette Theil nahm und von welcher niemand gewagt hätte zu glauben, daß sie so nahe einem Unfalle wäre*).

Der Kaiser und seine Gemahlin reisten von Saint-Cloud in derselben Kutsche mit acht isabellfarbenen Pferden bespannt ab; eine andere leere Kutsche mit acht Schimmeln bespannt fuhr voran*); sie war für

*) Die Vermählung vor der Kirche fand den 8. oder 9. April 1810 statt, und die Revolution von Fontainebleau ist vom 8. April 1814.

**) Diese Kutsche war nur Ehren wegen da.

die Kaiserin bestimmt. Aus dreißig anderen Kutschen mit Goldgrunde, prächtig bespannt, bestand das Geleite; sie waren mit Damen und Beamten des Ehrendienstes angefüllt, so wie mit denen, die durch ihre Aemter die Ehre erhielten, hinzugelassen zu werden. Die sämmtliche Garde zu Pferde geleitete diesen Zug, der von Saint-Cloud um acht oder neun Uhr Morgens abfuhr. Er kam durch das Boulogner Gehölz, das Thor Maillot, die Elysäischen Gefilde, den Platz der Revolution, den Garten der Tuilerien, wo alle Kutschen durch den großen Säulengang durchfuhren, indem sie nur dort anhielten, um den Personen, welche darin saßen, die Zeit zu lassen auszusteigen.

Von dem Gitter des Schloßhofes von Saint-Cloud waren beide Seiten des Weges mit einer Menschenmenge besetzt, welche so beträchtlich schien, daß die Bevölkerung der Landschaften nach Saint-Cloud und nach Paris an diesem Tage mußte zusammen gelaufen seyn.

Dieser Haufen wuchs immer mehr und mehr, je nachdem man Paris nahte; von den Thoren bis zu dem Schlosse der Tuilerien war er unbeschreiblich groß. Den Elysäischen Gefilden entlang waren von Entfernung zu Entfernung Musikchöre, welche sich hören ließen. Frankreich schien in Trunkenheit zu seyn. Wie leistete nicht jeder dem Kaiser Schwüre der Treue und Ergebenheit. Wie würde der nicht als Wahnsinniger betrachtet worden seyn, der damals gewagt hätte, Alles vorauszusagen, was man seitdem gesehen hat!

Nachdem alle Kutschen angelangt waren, ordnete sich wieder das Geleite in der Gallerie der Diana in

den Tuilerien und stieg durch eine Geheimtreppe, die ausdrücklich dazu errichtet worden war, in die Gallerie des Museums hinauf, in welche man durch die Thüre hineintrat, welche an ihrem äußersten Ende zur Seite des Pavillons der Flora ist.

Hier begann ein neues Schauspiel; die beiden Seiten dieser ungeheuren Gallerie waren von einem Ende bis zu dem andern mit einer dreifachen Reihe Damen der Pariser Bürgerschaft besetzt; nichts glich der Mannigfaltigkeit dieses Gemäldes, welche diese Menge von jungen Personen aus allen Ständen, mehr durch ihre Jugend, als durch ihren Putz geschmückt, darbot.

Längs beiden Seiten der Gallerie erstreckte sich eine Einzäumung, damit niemaud aus der Linie heraustrat, so daß die Mitte dieses schönen Saales frei blieb; und in diesem Raume schritt das Geleite vor, welches jedermann bis zu dem Altare mit den Augen verfolgen konnte. Der weite Saal, der am Ende der Gallerie sich befindet, wo gewöhnlich die Ausstellung der Gemälde statt findet, war zu einer Kapelle eingerichtet worden. Man hatte rund herum eine dreifache Reihe prächtig ausgezierter Logen erbaut; sie waren alle mit auf das schönste geschmückten Damen erfüllt, so wie mit Allem, was es zu dieser Zeit Vornehmes in Paris gab. Die Ober=Ceremonienmeister stellten die Personen des Geleites an ihren Platz, je nachdem sie in der Kapelle ankamen; man konnte keine größere Ordnung wünschen, als sie bei dieser Feierlichkeit herrschte.

Die Messe wurde von Sr. Eminenz dem Herrn Cardinal Fesch gehalten, und die Vermählung folgte ihr. Hiebei muß ich einen Vorfall erwähnen, wel-

cher von Vielen bemerkt wurde, und der traurige Folgen hatte.

Der Cultminister hatte die gesammte hohe Geistlichkeit, welche sich in Paris befand, so wie die nächsten Bischöfe zusammen berufen. Alle wohnten der Feierlichkeit in ihrem Ornate bei; es fehlten nur die Cardinäle daselbst, welche, zwei ausgenommen, die sich bei der Messe zeigten, sich nicht einmal die Mühe gaben, die Bewegungsgründe hrer Abwesenheit kund zu thun. Ich werde diese zu seiner Zeit erklären; die Vermählung fand dessenungeachtet statt. Das Geleite kehrte in der halben Ordnung in das Schloß der Tuilerien zurück, wo der Kaiser einige Tage blieb, um die Glückwünsche aller Behörden und der verschiedenen Verwaltungscorps zu empfangen.

Er konnte das unverschämte Betragen der Cardinäle nicht vergessen. Zuerst tadelte er den Polizeiminister, daß er ihren Anschlag nicht gewußt, oder ihm nicht verbeuget habe; die Cardinäle aber verloren nichts dabei; er fing damit an, sie aus Paris zu verbannen, und schickte sie fort, um an verschiedenen Orten zu wohnen, die wenigstens funfzig Stunden von der Hauptstadt entfernt waren.

Diese Cardinäle befanden sich in Paris, seitdem der Pabst nach Savona gebracht worden war. Der Kaiser erwartete einen Augenblick Muße, um sich mit den geistlichen Angelegenheiten zu beschäftigen, und zu diesem Zwecke hatte er das heilige Collegium zu sich gefordert; die Vermählung fiel vor, ehe er dem einige Sorgfalt hatte widmen können, und diese Prälaten ergriffen die Gelegenheit, ihm den bösen Geist zu zeigen, von dem sie beseelt waren.

In Paris standen sie unter der Leitung des Cultministers, welcher nicht ermangelt hatte, sie einzuladen, jeden besonders und schriftlich, sich in der Kapelle der Tuilerien an dem Tage der Vermählung des Kaisers einzufinden; und ihr Schmollen würde großes Uebel der moralischen Wirkung haben zufügen können, die diese große Begebenheit hervorbrachte, wenn der gesunde Menschenverstand nicht stärker gewesen wäre, als die Leidenschaften der Feinde der Kaisers, welche, indem sie nicht wagten, das Betragen der Kirchenfürsten zu billigen, nicht ermangelten zu verbreiten, daß der Pabst ihnen verboten hätte der Eheverbindung beizuwohnen. Zu einer andern Zeit würde man bei einem solchen Betragen mitleidig die Achseln gezuckt haben; aber da wir viele fromme Seelen hatten, auf welche dasselbe eine schlimme Wirkung machen konnte, so hielt man es für zweckmäßig, es auf eine exemplarische Weise zu bestrafen. Der Kaiser hätte großes Unrecht gehabt, anders zu verfahren, er mußte gegen Männer hart verfahren, welche in den eigenen Palast der Regierung kamen, um der Gemahlin des Staatsoberhauptes zu sagen, daß sie nicht in gesetzmäßiger Ehe mit dem verbunden seyn könnte, welchen sie mit der Einwilligung ihrer Familie in Gegenwart von ganz Europa und des Vaterlandes heirathete, es ist dasselbe, als wenn sie ihr gesagt hätten: „Sie können nicht die gesetzmäßige Gattin des Kaisers werden; sie müssen nun sehen, ob Sie einwilligen können, seine Beischläferin zu seyn.“ Man konnte nicht anders ihr Benehmen deuten, und dieses hat vorzüglich den Kaiser erzürnt, der bei dieser Gelegenheit zu gut gegen diese Unsinnigen war,

welche, die Heiligkeit ihres Amtes vergessend, sich desselben nur bedienten, um eine junge Prinzessin gehässig zu machen, wo es so viel daran lag, sie der gesamten Nation in ihrer ganzen Reinheit zu zeigen, deren Blicke auf sie geheftet waren.

Welchen Grund meinten sie einzuwenden? Daß der Kaiser verheirathet wäre, daß der Pabst seine Scheidung nicht genehmiget hätte. Es war aber hierüber eine Befreiungsakte von dem geistlichen Gerichte von Paris vorhanden. Ich habe schon gesagt, daß der Kaiser nicht vor der Kirche mit der Kaiserin Josephine verheirathet worden, die Kirche hatte daher sich nicht in seine Scheidung zu mengen; er war bürgerlich verheirathet; nun aber hatten die Gesetze für den Fall einer Scheidung gesorgt; man hatte sich nur nach denselben verhalten. Den Lehren dieser Unruhstifter gemäß mußte vielmehr die erste Frau des Kaisers als Beischläferin betrachtet werden, als die, welche er im Angesicht der Kirche nahm.

Aber wenn es nicht dieser Grund war, der sie dazu bewogen hat, diese unziemliche Handlung zu begehen, so konnte nur der Kirchenbann ihnen eine Ursache geben; wenn dem nun aber so gewesen wäre, so hätte der Kaiser nochmals großes Unrecht gehabt, Aufwiegler nicht einschließen zu lassen, die nur nach Frankreich kamen, um den Ungehorsam zu predigen und Spaltungen in der Kirche zu verursachen; denn zuletzt hätte sich früh oder spät daraus ergeben, daß die Priester in den Kirchspielen hätten den Kreuzzug gegen ihn predigen dürfen.

Es gibt keinen Herrscher, der nicht eine ausgezeichnete Rache wegen dieses Betragens genommen hätte, und wenn er es nicht bestraft hatte, wie das-

selbe es verdiente, so geschah es nur, weil ein starker Geist, wie der seinige, sich über diese boshaften Streiche hinwegsetzte. Er hat sich jedoch desselben mit Kraft bedient, um den Einwürfen zu antworten, welche man ihm that, als er einige Monate später die Angelegenheiten der Geistlichkeit endigen wollte. Ich werde davon ein wenig weiter unten sprechen.

Wenige Tage nach den großen Feierlichkeiten kehrte der Kaiser mit seiner Gemahlin nach Compiègne zurück. Diese Reise wurde von einer glänzenden und auserlesenen Gesellschaft unternommen, und die Zeit verstrich in Lustbarkeiten. Jedermann bewunderte die große Sorgfalt, welche der Kaiser für seine junge Gemahlin trug; er ließ alle Tage einige Personen zum Mittagsmahle einladen, um ihr Gelegenheit zu verschaffen, diejenigen kennen zu lernen, in deren Nähe er sie gern sah. Sie war höchst schüchtern, was ihr viele Herzen gewonnen hatte, und man fühlte sich an ihrer Stelle glücklich, wenn man den Kaiser ihr eine solche Sorgfallt widmen sah, als er es that.

Man blieb nur acht Tage in Compiègne. Ehe er die Kaiserin auf eine Reise nach Belgien fortführte, ging er über St. Quentin; von St. Quentin nach Cambai, er kam durch das unterirdische Gewölbe des Canals, der die Schelde mit der Oise verbindet; dieser Canal war vollendet worden, und ehe das Wasser hineingeführt wurde, wollte der Kaiser das noch trockene Bette befahren. Dieses große Werk ist gänzlich seine Schöpfung, und es wird der späten Nachwelt nach seine Besorgniß für Alles bezeugen, was die Verbesserung der Stellung der Provinzen betraf, wo es nur möglich war, so große

Ideen auszuführen. Sicherlich, wenn der Kaiser nicht wäre zur Regierung gekommen, so würde dieser Canal, der schon lange vor ihm beabsichtigt war, nie vollendet worden seyn.

Von Cambrai ging er nach Brüssel und von Brüssel nach Antwerpen. Diese Reise war ein wahrhafter Triumphzug, man wurde nur von Lustbarkeiten und Ehrenbeweisen ermüdet.

Der Großherzog von Würzburg nahm Theil an derselben, so wie die Königin von Neapel, mehrere Minister, sowohl Franzosen als Ausländer, begleiteten ebenfalls den Kaiser. Der Graf von Metternich war unter der Anzahl. Von Brüssel nach Mecheln ließ der Kaiser seine Gemahlin in einem Schiffe auf dem Schiffahrtscanale reisen, der diese beiden Städte verbindet. Er hielt vor Mecheln an, um sich in Schaluppen der Flotte auf der Rüppel einzuschiffen, welche der Seeminister in diesen Fluß bis nach Rüppelmonde hatte hinaufsteigen lassen.

Wir gingen von dort zu Wasser bis Antwerpen, und der Kaiser hatte dieses Mittel nur deswegen erwählt, um selbst die Schiffe des Geschwaders von Antwerpen zu besehen, welche der Seeminister gezwungen gewesen war bis in den Fluß die Rüppel hinaufsteigen zu lassen, während die Engländer Vließingen besetzten, von wo aus man ihr Unternehmen, dieselben zu verbrennen, fürchtete, wie sie es mit denen von Rochefort in demselben Feldzuge gethan hatten.

Einige Schiffe waren schon nach Antwerpen wieder zurückgegangen, und wir fanden deren nicht mehr als sechs in der Rüppel. Wir langten in Antwerpen mitten in einer Wolke von dichtem Pulver-

rauche an, der durch den Gruß der Kanonen jedes Kriegsfahrzeugs verursacht war, der gethan worden, sobald man die Böte, welche den Kaiser und sein Gefolge trugen, vorbeikommen sah. Es war beinahe die Wirkung einer Seeschlacht.

Wir blieben acht Tage in Antwerpen; der Kaiser wurde dort so lange zurückgehalten, weil er eine Schwierigkeit heben mußte, die sich alle Jahre erneuerte; man mußte ein Mittel finden, die Schiffe vor den Beschädigungen zu bewahren, welche ihnen am Ende jedes Winters das Eis verursachte. Man war bisher gezwungen gewesen, seine Zuflucht zu Hülfsmitteln zu nehmen, auf welche man nicht zu sehr zählen konnte. Aus der Menge der Vorschläge, die dem Kaiser unterlegt wurden, nahm er nur den an, einen Becken im Innern der Stadt auszugraben, und demselben genug Raum zu geben, um das ganze Geschwader aufzunehmen. Nur die wunderbare Thätigkeit des Kaisers konnte solche Entwürfe fast sogleich, als sie gefaßt worden, ausführen, ich sage fast sogleich, denn ich glaube, daß dieses ungeheure Becken im November oder December schon im Stande war, die Flotte zu empfangen, und wir waren damals noch in den ersten Tagen des Mai's.

Dieser Hafen von Antwerpen bot in jedem Jahre ein neues Wunder dar. Sicherlich konnte der Seeminister Herr Decrès, gegen welchen man so sehr schrie, nicht besser seinen Feinden antworten, als indem er ihnen sagte: Ahmet mir nach; denn, alle Parteilichkeit bei Seite gesetzt, ist er einer der Männer dieser Zeit, der am besten verstand, die Ideen des Kaisers zu erfassen und auszuführen.

Er hat mehr Seemittel, d. h. Schiffe und Fre-

gatten erschaffen, als man deren vor ihm seit Ludwig dem Vierzehnten erbaut hatte, wozu man noch den Hafen von Cherbourg hinzufügen muß, ein Werk erhaben über Alles, dessen man so sehr die Römer rühmt; der von Antwerpen, seine Werften, sein Becken; die Erweiterung der Oeffnung dessen von Vließingen, um die größten Kriegsschiffe hineinzubringen; die Vergrößerung des Hafens von Brest, und zuletzt zu seiner Zeit die zahlreiche Boulogner Flotte. Wenn bei allen diesen höchst bedeutenden Leistungen wir keine Seemacht hatten, ist es der Fehler dieses geschickten Ministers? Nein, sicherlich nicht, nur Menschen fehlten.

Man schiffte nur Rekruten ein, welche man zu Matrosen machte, wie man sie würde zu Soldaten gemacht haben. Auch ward ein Fahrzeug, sobald man ihm beim Auslaufen begegnete, allemal genommen, aber wenn es ihm gelang, die offene See zu erreichen und sie während einiger Monate zu halten, so hat sich seine Mannschaft gebildet, und es konnte sich ohne Gefahr mit einem Fahrzeuge von gleicher Stärke, als das seinige, messen. Man ist sehr ungerecht gegen den Seeminister gewesen, indem man ihm unsere Unfälle zuschrieb.

Der Kaiser sah ein Schiff vom Stapel laufen, darauf ließ er eine Untersuchung vom Laufe der Schelde und aller ihrer Arme aufnehmen.

Sein Bruder, der König von Holland, der von Paris nach Amsterdam zurückkehrte, kam nach Antwerpen, um von ihm Abschied zu nehmen. Im Verfolg seiner Reise vermied er das Land zu betreten, das er eben gezwungen worden Frankreich zu überlassen.

Nach der Abreise von Antwerpen besuchte der Kaiser Bergen-op-Zoom, Breda, Gertrudenberg, Herzogenbusch, so wie alle Befestigungen des Laufs der Maas. Er kam über Laken, Gent, Ostende, Lille, Calais, Boulogne, Dieppe, le Havre und Rouen zurück. Er traf in Saint-Cloud den 1. Juni wieder ein.

Da ich von einem heftigen Fieber in Breda befallen wurde, so hatte ich die Erlaubniß erhalten, nach Paris zurückkehren zu dürfen. Ich erstaunte gar sehr, als ich vor kurzem in den Denkschriften des Herrn Ouvrard las, daß der Kaiser mich nach Paris geschickt habe, um ihn, Herrn Ouvrard, zu beobachten. In der That er erweiset sich große Ehre und hält sich ohne Zweifel für einen gar wichtigen Mann. Er wäre in jedem Falle die erste Person gewesen, die für mich der Gegenstand einer solchen Sendung gewesen wäre. Uebrigens möge er sich überzeugt halten, daß, wenn die Sache sich so verhalten hat, wie er es sagt, ich ihm keine andere Ehre erwiesen haben würde, als ihn an einen sichern Ort zu setzen, wenn es der Mühe werth gewesen wäre, wie ich es das einzige Mal gethan habe, daß man mir von ihm je gesprochen hat, so wie man es in dem folgenden Kapitel ersehen wird.

Auf der Rückkehr von dieser belgischen Reise hatte die Kaiserin schon einen Begriff von den Franzosen; sie war überall wohl empfangen worden, und fing selbst an, sich an ein Land zu gewöhnen, wo Alles, was sie sah, ihr die Hoffnung geben konnte, dort lange glücklich zu leben. Sie hatte diese vortreffliche Erziehung erhalten, durch welche sie überzeugt worden, daß eine Frau keinen Willen haben muß, weil

sie nicht wissen konnte, wem sie bestimmt war; wäre die Rede davon gewesen, in den Wüsten zu leben, sie würde nicht den mindesten Einwand gemacht haben. Leidende Gewohnheiten, welche uns später vieles Uebel verursacht haben.

Man fing an sie zu lieben, und sich Glück zu wünschen, eine Herrscherin zu besitzen, die sich nicht mit Kabalen befasse, und in deren Geiste jeder seine gute Stellung behaupten konnte, ohne etwas von den Folgen des Geschwätzes der Höflinge befürchten zu brauchen. Die Personen, die aus weiter Ferne an den Hof kamen, und die daher sie weniger sahen, nahmen für Steifheit diese natürliche Schüchternheit, welche sie bis auf den Tag, an welchem sie uns verlassen hat, bewahrte. Diese Personen hatten Unrecht, und ich glaube, daß sie auf diese Meinung gekommen in Folge ihrer Gewohnheit, Alles auf den alten Hof von Versailles zu beziehen. Etwas trug auch noch bei, die Kaiserin während der ersten Monate ihres Aufenthalts in Frankreich blöde zu machen, nemlich sie sprach das Französische minder geläufig bei ihrer Ankunft, als sie es später sprach. Sie verstand es sehr gut, aber bei einem Gespräche, wo sie gezwungen gewesen wäre, auf ihre Worte zu merken, erforderte der Bau unserer Redensarten einige Sorgfalt, was sie nöthigte, in einiger Art im Kopfe die Uebersetzung der deutschen Redensart, welche ihr gleich einfiel, in die französische Sprache zu machen, deren Ausdrücke ihr nicht so schnell beifielen.

Sie hat es niemals bemerkt, wie viel Anmuth ihr in diesen Fällen die leichte Verlegenheit, welche man an ihr bemerkte, verlieh.

Drei und Zwanzigstes Kapitel.

Herr Ouvrard. — Befehl seiner Verhaftung. — Einzelne Umstände über diesen Gegenstand. — Merkwürdige Anekdote. — Der geprellte Senator. — Der Kaiser ernennt mich zum Polizeiminister. — Aufsehen, das diese Neuigkeit in Paris erregt. - Herr Fouché hinterläßt mir eine Unterweisung. — Verhaltungsregeln, die mir der Kaiser giebt.

Es waren kaum acht Tage seit der Rückkehr des Kaisers nach Saint=Cloud verflossen, als ein Ministerwechsel vorfiel. Man hatte ihm gesagt, daß der Polizeiminister mit England unterhandle, und daß Herr Ouvrard, von dem man nicht glaubte, daß er in Holland gewesen sey, London besucht und Briefe an den Herzog von Otranto zurückgebracht habe. Man begleitete dieses mit so deutlichen Beweisen, daß der Kaiser es glaubte und die Wahrheit wissen wollte. Er beschloß, Herrn Ouvrard verhaften zu lassen, aber da er dem Polizeiminister mißtraute, ließ er mir geradezu den Befehl geben, diese Verhaftung an demselben Tage zu vollstrecken, und zwar noch vor Beendigung des Ministerrathes, welcher an jenem Tage im Saint=Cloud gehalten wurde, ohne dieses wäre Herr Ouvrard benachrichtigt worden und ich hätte ihn nicht mehr finden können; und wenn er einmal verhaftet worden, sollte ich ihn in das

Gefängniß führen lassen, wo er abgesondert gesetzt werde. Ich war selbst in Saint-Cloud, als ich diesen Befehl von der Hand des Herzogs von Bassano geschrieben und unterzeichnet empfing, ja er selbst brachte ihn mir in das Zimmer, wo ich mich befand. Ich kannte weder die Wohnung noch die Gestalt des Herrn Duvrard; noch dazu war es schon zwei Uhr, und der Ministerrath schloß gewöhnlich zwischen fünf und sechs Uhr seine Sitzung. Seit der Zeit, daß ich die Ehre hatte, dem Kaiser zu dienen, war dieses das zweite Mal, daß er mir einen ähnlichen Befehl ertheilen ließ; in beiden Fällen hatte er Ursache, Untreue von Seiten des Polizeiministers zu argwöhnen.

Dieß war mir früher niemals geschehen, und fiel auch später nie vor, d. h. während sechzehn Jahren hat er sich nur zweimal meine r bedient, von dem man glaubte, daß er ihn zu dergleichen Sendungen alle Tage bediente.

Ich kam nach Paris zurück, nachdenkend, durch welches Mittel ich die Wohnung des Herrn Duvrard erfahren könnte, als es mir beifiel, daß eine Person, welche ich in Paris kannte, vielleicht im Stande wäre, mir seinen Adresse zu geben. Ich ging hin, und ohne derselben ein Wort von dem Grunde meines Besuchs gesagt zu haben, bat sie mich nicht zu bleiben, aber, wenn ich es wünschte, gegen fünf Uhr wiederzukommen, weil sie zwei Besuche erwarte, für welche man sie gebeten habe, die Thüre zu schließen; ich bestand darauf zu bleiben, und wollte nicht weggehen, bis sie mir gesagt hätte, wen sie erwarte. Da die Person glaubte, keine Ursache zu haben, die beiden Besuche zu verschweigen,

so nannte sie mir Herrn von Talleyrand und Herrn Ouvrard. Wenn dieses Begegnen für mich bestellt worden wäre, so hätte es nicht gelegener geschehen können, um mir zu helfen jemanden zu finden, den ich nicht kannte, und den ich in einer bestimmten Zeit haben mußte.

Ich nahm die Miene an, als wenn mir dieser Besuch behage, und bat scheinbar höchst inständig, daß ich niemand um fünf Uhr finden möchte, da ich ihr etwas im Geheim zu sagen habe; man versprach es mir. Ich eilte rasch zum Quartier der Gendarmen, deren Obrister ich war, und wählte einen Capitain, einen Mann von sehr guter Erziehung (er war vor der Revolution Hofcavalier der Frau Gräfin von Artois gewesen), unfähig gegen den Anstand wie gegen seine Pflicht zu verstoßen, und der zugleich Herrn von Talleyrand von Ansehen kannte. Ich hatte schon zum voraus alle Befehle fertig geschrieben, deren ich benöthigt seyn konnte, ich sagte ihm, wovon die Rede war, und gab ihm alle Unterweisungen, die ich eben zufällig erlangt hatte. Er ging gerade auf das Haus hin, welches ich ihm angezeigt hatte; er ließ sich nicht abweisen, ich hatte es ihm vorhergesagt, und er kam wirklich in das Zimmer, wo er Herrn von Talleyrand, den er kannte, mit Herrn Ouvrard fand, den er suchte, aber nicht kannte, er knüpfte mit ihm das Gespräch an, als wenn er mit ihm im Geheim sprechen müsse.

Herr Ouvrard trat hinaus, er zeigte ihm die Befehle, deren Ueberbringer er war, und ließ ihn in einen Wagen steigen, den er bestellt hatte, um ihn nach Vincennes zu führen. Nachdem er in diesem

Schlosse angekommen war, wollte ihn der Kerkermeister ohne einen Befehl des Polizeiministers nicht empfangen, so daß man genöthigt war, Herrn Duvrard in der Kanzlei abzusetzen, bis daß man in Paris vom Herzoge von Otranto den Befehl geholt hatte, dessen man bedurfte; ich hatte vergessen, daß diese Förmlichkeit nöthig war, und wenn, wie man vorgibt, ich irgend eine Oberaufsicht in diesem Hause gehabt hätte, so würde ich wohl die Thüre desselben ohne die Hülfe des Herzogs von Otranto haben öffnen lassen können. Man fand ihn, als er eben von Saint-Cloud zurückkehrte; er hatte die Befehle des Kaisers erhalten, und verweigerte diejenigen nicht, welche man ihm im Betreff auf Herrn Duvrard abforderte. Aber er erhielt noch eine schöne Gelegenheit, die Gendarmerie mit tausend andern dieser fremden Thatsachen zu überschütten. Als er erfuhr, wie Herr Duvrard gefunden worden war, hielt er sich überzeugt, daß man ihn treulos überliefert habe; er grollte deswegen dieser Person, die eben so wenig Schuld daran hatte als er. Er sagte ihr so viel abgeschmacktes Gewäsch über mich, daß wir lange offen mit einander schmollten, so daß ich mir versprach, es Herrn Fouché wohl entgelten zu lassen.

Ich war den Abend desselben Tages in Saint-Cloud. Der Kaiser fragte mich, als er mich ankommen sah, ob ich Herrn Duvrard gefunden hätte, und auf meine Antwort ertheilte er einige Befehle, deren ich mich nicht mehr entsinne.

Der Donnerstag und Freitag vergingen so ohne Neuigkeiten; den Sonnabend war ich zum Dienste bei ihm, doch sagte er mir nicht ein Wort. Als ich den folgenden Tag, am Sonntage, in das Zim-

mer eintrat, wo er die Morgenaudienz gab, sah er mich noch, weil der Adjutant, der den Dienst abgab, gewöhnlich mit demjenigen eintrat, der ihn übernahm. Da nun fragte er mich bloß, ob ich in Saint-Cloud bliebe, und auf meine verneinende Antwort sagte er mir, daß ich nicht fortgehen möchte, daß er mich im Verlauf des Tages rufen lassen würde.

Die Messe wurde wie gewöhnlich gehalten, und man sah dort die Personen, welche hinzukommen pflegten. Keine Aenderung kündigte sich noch an; da ich nach der Messe ganz allein geblieben war, glaubte ich, daß der Kaiser mich vergessen hätte, und ich begab mich zu der Herzogin von Bassano, mich bei ihr zum Mittagsessen einzuladen, indem ich mich bereit halten wollte zurückzukommen, wenn man mich rufe, und nicht eher fortzugehen, als bis sich der Kaiser niedergelegt haben würde. Frau von Bassano bewohnte ein Landhaus, das in Sèvres gelegen, der Brücke gerade gegenüber war. Ich war weit entfernt zu glauben, daß ich einst Umstände würde erwähnen, die mir damals keine Aufmerksamkeit zu verdienen schienen.

Während ich bei der Herzogin von Bassano ihren Gemahl zum Mittagsmahle erwartete, sahen wir ihn von Paris ankommen, den Senator Grafen von S... mit sich in seinem Wagen führend; ich war so daran gewöhnt, aus dem Wagen des Herzogs von Bassano Brieftaschen hervorholen zu sehen, daß ich nicht bemerkte, daß sich unter der Anzahl derer, welche man herausnahm, die des Polizeiministers befand; aber ich sah wohl, daß man aus diesem Wagen ein Packet für den Grafen von

S... herausholte, welches Packet einen Senatoranzug mit Allem, was dazu gehört, enthielt, und zuletzt einen Degen und einen Federhut. Da ich den Senator den Morgen bei der Messe gesehen hatte, so konnte ich nicht begreifen, warum er nach Paris zurückgekehrt war, da er so schnell nach Saint-Cloud wiederkommen mußte; ich fragte ihn darum, und er antwortete mir, daß er Besuche bei alten Wittwen in Versailles abstatten müsse, und daß er seinen Wagen erwarte, um sich dahin zu begeben.

Der Herzog von Bassano mußte dem Kaiser noch vor dem Mittagsmahle einige Berichte überbringen, so daß wir gezwungen waren, ihn zu erwarten, und während der Zwischenzeit machten wir, Herr von S... und ich, einen Spaziergang in dem Park; er erzählte mir nun, daß das Ministerium der Polizei Herrn Fouché entzogen sey, und daß der Herzog von Bassano im gegenwärtigen Augenblicke dessen Portefeuille dem Kaiser zurückgebracht habe. Darauf fing ich an, mir zu erklären, was das Packet, der Degen und der Hut bedeute, so wie die Rückkehr des Senators. Ich wollte ihm darüber meinen Glückwunsch abstatten, den er nicht annahm, indem er mir betheuerte, daß er nichts auf der Welt begehre.

Während wir noch lustwandelten, kam ein Reitknecht der kaiserlichen Ställe mit einem Handpferde angeritten; er sollte mich aufs schleunigste abholen. Ich war in seidenen Strümpfen und überhaupt in einem Anzuge, der sich sehr schlecht für einen Reiter paßte. Nichts desto weniger drängte der Reitknecht, ich kam auf den Einfall, meine Schuhe in die Tasche zu stecken, und die Stiefeln des Herrn von Bassano

über meine seidenen Strümpfe zu ziehen. In dem Hause, welches ich verließ, war man weit davon entfernt das zu vermuthen, was sich mit mir ereignen sollte, und man lachte so sehr als ich über meine Bekleidung. Ich kam in Saint-Cloud im Galop an, und zog meine Schuhe auf der Hausflur wieder an, um in die großen Gemächer hineinzutreten. Der Kaiser war es schon überdrüßig mich zu erwarten; er war im Begriff in den Wagen zu steigen, um mit der Kaiserin seine gewöhnliche Spazierfahrt zu machen, als man mich ankündigte. Er ließ mich ganz allein eintreten, obgleich der Herr Erzkanzler da war, welcher alles wußte, aber nichts sagte; darauf redete mich der Kaiser lächelnd an: „Nun wohl! Savary, da ist eine große Geschichte; ich will Sie zum Polizeiminister machen. Fühlen Sie sich stark genug diesen Platz auszufüllen?“ Ich antwortete, daß ich wohl in mir den Muth fühle, ihm mein ganzes Leben zu widmen; aber daß ich keinen Begriff von diesem Geschäfte hätte, worauf der Kaiser entgegnete, das sich Alles lerne.

Er ließ alsdann den Erzkanzler und den Herzog von Bassano eintreten, welcher mir die Eidesformel vorlegte, die ich beschwor, und gegen welche ich mich wahrlich nicht vergangen habe.

Ich kam mit dem Herzog von Bassano, bei ihm zu Mittage zu speisen, zurück; er empfahl mir, nichts zu sagen, das war unnöthig; ich war mehr todt als lebendig. Es gab keine Reise noch irgend eine Begebenheit zu welcher ich nicht bereit war, als ein Amt dieser Art zu bekleiden. Ich bekam davon ein Herzpochen, und konnte während des Mahles weder essen

noch sprechen, nach demselben näherten sich der Senator und die Frau vom Hause dem Herzoge von Bassano, um die Neuigkeiten über die Ernennung des Ministers auszuforschen. Ich hörte ihn ihnen antworten, indem er mich dem Auge zeigte: „da ist er, der Polizeiminister.“ Sie schienen eben so sehr, als ich, darüber erstaunt. Der Senator stattete keine Besuche bei den Wittwen in Versailles ab, und trug seinen Packet wieder nach Paris zurück.

Wir gingen nach Paris, der Herzog von Bassano und ich, damit er mir das Hotel des Polizeiministeriums einräume. Ich kehrte erst sehr spät nach Hause zurück, hatte keine Lust zum Schlafen, und konnte mich nicht an den Gedanken gewöhnen, meine bisherige Beschäftigung aufzugeben, um Geschäfte zu übernehmen, vor denen ich mich wirklich fürchtete.

Als man den folgenden Tag diese Ernennung im Moniteur las, wollte niemand daran glauben. Würde der Kaiser den Gesandten von Persien ernannt haben, der damals in Paris war, es würde nicht mehr Furcht erregt haben. Ich fühlte einen wahrhaften Kummer, die böse Stimmung zu sehen, mit welcher man die Ernennung eines Generals zum Polizeiministerium aufzunehmen schien, und wenn ich nicht in mir ein reines Bewußtseyn gefühlt hätte, so würde ich nicht den Muth gefunden haben, dessen ich bedurfte, um Allem zu widerstehen, was man in dieser Hinsicht sagte.

Ich flößte jedermann Schrecken ein; jeder packte ein, man hörte nur von Verbannungen, Einkerkerungen und noch schlimmeren Dingen sprechen; ich glaube, daß am Ende die Nachricht von dem Ausbru-

che der Pest auf irgend einem Punkte der Seeküste nicht mehr erschreckt haben würde, als meine Ernennung zum Polizeiminister. In der Armee, wo man minder den Umfang dieser Geschäfte beurtheilte, fand man meine Ernennung um so weniger außerordentlich, als jedermann glaubte, daß ich dort schon eine Oberaufsicht ausübte; jedoch ich kann auf Ehre versichern, daß, ehe ich Minister geworden, der Kaiser mir nie irgend einen Auftrag der Art ertheilt hat, außer in den beiden Fällen, welche ich erwähnt habe. Die Leute in der Armee, welche dieses ausbrachten, waren genau, wie es in ähnlichen Fällen zu seyn pflegt, diejenigen, welche ihre Gefährten jedesmal verriethen, wo sie dazu Gelegenheit fanden; und indem sie es auf mich schoben, leiteten sie den Verdacht von sich ab. Ich habe ihre Berichte gelesen, und habe bis jetzt ein Geheimniß geehrt, welches nicht das meinige war, aber man muß nicht Mäßigung für Vergessenheit nehmen.

Bis zu dem Eintritte in die hohen Verwaltungsämter hatte ich niemals die Welt noch die Geschäfte aus dem Gesichtspunkte betrachtet, als ich gezwungen worden war, sie kennen zu lernen. Dieser Wechsel meiner Lage nöthigte mich, aus meinem Geiste Alles zu verweisen, was ihn bisher beschäftigt hatte, um an deren Stelle neue Elemente zu setzen, auf welche ich es anwenden sollte.

Ich hoffte mit Vertrauen, daß mein Vorgänger mir einige Documente hinterlassen würde, die geeignet waren, meine ersten Schritte zu leiten; er bat mich, in demselben Hotel mit mir noch bleiben zu dürfen unter dem Vorwande, zu gleicher Zeit die Effecten, die Papiere zu sammeln, welche er mir mitzutheilen hatte;

ich hatte die Einfalt, ihn drei volle Wochen in seiner früheren Wohnung zu lassen, und den Tag, da er sie verließ, übergab er mir statt aller Papiere einen Aufsatz gegen das Haus Bourbon, welcher wenigstens von zwei Jahren her datirt war; er hatte das Uebrige verbrannt, so daß ich nicht eine Spur von der geringsten Schrift erhielt. Eben so verhielt es sich, als er mich mit den Agenten bekannt machen sollte, so daß das berühmte Ministerium des Herrn Fouché, von dem ich, so wie jedermann, eine außerordentliche Meinung gehabt hatte, mir sehr unbedeutend, oder wenigstens verdächtig vorzukommen anfing, weil man Schwierigkeiten erhob, mir das zuzustellen, was den Staatsdienst betraf; und je weiter ich kam, je mehr wurde ich überzeugt, daß wir von der frechsten Großsprecherei, die man je erlebt hat, hintergangen worden waren, wie man davon im Verfolge dieser Denkschriften wird urtheilen können.

Ich überzeugte mich bald, daß dieses Ministerium niemals in dem Interesse des Kaisers geführt worden war, daß man sich desselben bedient hatte, um sich eine Stelle in seiner Nähe zu verschaffen, um sie zugleich gegen ihn gebrauchen zu können, und daß es ein gefährliches Werkzeug in den Händen eines Unruhestifters war, welcher keine anderen Pflichten kannte, als den Weg zu seinem Glücke zu verfolgen.

Nichts desto weniger bin ich meinem Vorgänger nützlich in seinem Mißgeschicke gewesen; er verdankte mir die Rettung großer Capitalien, welche er zur Unzeit vor einem Beschlage in Sicherheit zu bringen zu müssen geglaubt hatte, was aber nur die Wirkung der Furcht war, die seine Einbildungskraft befallen hatte;

der Kaiser war mit ihm unzufrieden, aber er wollte ihm kein Uebel anthun, und niemals habe ich mich in dem Falle gesehen, in seinem Geiste irgend eine Empfindlichkeit gegen den Herzog von Otranto zu beschwichtigen.

Der Kaiser gab mir, indem er mich an die Spitze dieses Ministeriums stellte, diese Verhaltungsregel auf einem Spaziergange in dem Parke von Saint-Cloud. „Lassen Sie Jedermann vor sich, mißhandeln Sie niemanden; man hält Sie für hartherzig und boshaft; Sie würden Ihren Feinden gewonnen Spiel geben, wenn Sie sich Gedanken von Wiedervergeltung überließen; setzen Sie niemanden ab; wenn Sie sich in der Folge über irgend Jemand zu beklagen haben, so müssen Sie ihn nicht vor sechs Monaten fortschicken, und ihm eine Stelle verschaffen, die der gleich kommt, welche Sie ihm genommen haben. Um mir wohl zu dienen, muß man dem Staate wohl dienen; nicht, indem man mein Lob verbreitet, wenn keine Ursache dazu vorhanden ist, dient man mir, man schadet mir im Gegentheil, und ich bin sehr unzufrieden mit Allen dem gewesen, was bisher hierüber geschehen ist. Wenn Sie gezwungen sind, den Weg der Strenge einzuschlagen, so muß dieses immer eine gerechte Ursache haben, weil Sie es alsdann auf die Pflichten ihres Amtes schieben können. Machen Sie es nicht wie Ihr Vorgänger, der auf meine Rechnung die Strenge setzte, welche ich nicht anbefahl, und sich die Gnadenbeweise zuschrieb, welche ich ihm auszutheilen befohlen hatte, obgleich er oft bis auf die mindesten Umstände nichts wußte, welche sich auf diejenigen bezogen, die deren Gegenstände waren. Behandeln Sie die Schriftsteller wohl, man hat sie gegen mich aufgebracht, indem man ihnen sagte, daß ich ihnen nicht gewogen wäre; man hat dabei eine

böse Absicht gehabt; ohne meine gehäuften Geschäfte würde ich sie öfterer sprechen. Dieses sind nützliche Menschen, welche man immer auszeichnen muß, weil sie Frankreich Ehre machen."

„Um die Polizei wohl zu handhaben, muß man ohne Leidenschaften seyn; mißtrauen Sie dem Hasse; hören Sie Alles, und entscheiden Sie niemals, ehe Sie nicht der Vernunft Zeit gelassen haben, zurückzukehren."

„Bis jetzt hat man mir eine große Anzahl Personen, die ich nicht kenne, als böse geschildert, einige sind verbannt, andere sind unter Aufsicht. Man muß mir über Alles dieses einen Bericht erstatten, ich glaube nicht alles Ueble, was man mir von diesen gesagt hat; aber da man mir nicht mehr von ihnen geredet hat, so sind sie dabei geblieben und müssen leiden. Lassen Sie sich nicht durch Ihre Untergebenen leiten, hören Sie dieselben an; aber diese müssen auf Sie hören, und Ihren Anordnungen folgen."

„Ich habe Herrn Fouché gewechselt, weil ich im Grunde nicht auf ihn rechnen konnte; er vertheidigte sich gegen mich, wenn ich ihm nichts befahl, und erwarb sich auf meine Kosten ein Ansehen. Er strebte stets, mich zu errathen, um hernach zu scheinen, als ob er mich leitete, und da ich gegen ihn zurückhaltend geworden war, wurde er von einigen Ränkeschmieden betrogen, und verirrte sich immer; Sie werden sehen, daß er es so unternommen hat, den Frieden mit England zu schließen; ich werde Ihnen über diesen Gegenstand schreiben, ich möchte gern erfahren, wie er auf den Einfall gerathen ist."

Diese Verhaltungsregel flößte mir Muth ein,

während der ersten Tage ging ich zum Kaiser, ihm zu berichten, mehr um Stärke zu suchen, als um ihm etwas zu bringen, das werth war, und ich bemerkte bald, daß er mehr als ein Mittel bereit hatte, und ohne Zweifel hat er auch nur deswegen so lange mit Herrn Fouché Geduld gehabt, da er stets ein Mittel hatte, seiner Bosheit vorzubeugen.

Ich faßte allmählig Vertrauen; ohne böse zu seyn, war ich dahin gelangt, auch eine gute Dosis Schalkheit zu finden, von der ich einen guten Gebrauch im Laufe meines Ministeriums gemacht habe. Ich werde Gelegenheit haben, mehrere Umstände darüber anzuführen.

Vier und Zwanzigstes Kapitel.

Politische Lage Frankreichs. — Der Kaiser läßt Herrn Fouché seine Briefe abfordern. — Herr Ouvrard wird in Freiheit gesetzt. — Fagan. — Hennecart. — Kabale des Herrn Fouché.

Am dritten Juni 1810 trat ich mein Amt als Polizeiminister an, ungefähr sechs Wochen nach der Vermählung des Kaisers, d. h., als noch ganz Frankreich in der Begeisterung war, welche dieses Ereigniß erregt hatte. Niemals hatte der Kaiser stärker geschienen, als nach seinem Bündnisse mit der Macht, welche seine unversöhnliche Nebenbuhlerin zu seyn schien, und nachdem er ein Unterpfand seines Verlangens nach dem Frieden gegeben hatte, zugleich mit dem nicht zweideutigen Beweise, daß er keinen Plan entworfen habe, die Macht des Hauses Oesterreich zu stürzen, so wie es beliebt hat, dieses zu verbreiten. In Frankreich nährte man Gedanken der Ruhe, auf welche alle Muthmaßungen und Hoffnungen hindeuteten; man s..h sich mit Oesterreich versöhnt, Preußen fürchtete man nicht, und man erblickte nichts, was Streitigkeiten mit den Russen herbeiführen konnte.

Nur noch mit Spanien und mit England mußten wir Krieg führen; man ließ einen großen Theil der deutschen Truppen nach Spanien marschiren, so daß die Frage dort nicht lange unentschieden bleiben

konnte; man war sogar in Andalusien zum Angriffe geschritten, indem man durch die Sierra-Morena die Armee marschiren ließ, welche bei Talavera gekämpft hatte, und die seitdem la Mancha besetzt hielt. Ich werde auf Spanien zurückkommen; jetzt aber will ich die Begebenheiten in der Ordnung erzählen, wie sie vorgefallen sind. Ich kann nicht genug wiederholen, daß Frankreich trunken vor Freude und Hoffnungen war, und daß man nichts dabei zu thun hatte, um die öffentliche Meinung über die Heirath des Kaisers zu lenken. Es wäre sogar Unklugheit gewesen, vorauszusetzen, daß die Ausdrücke der allgemeinen Fröhlichkeit das Ergebniß einer Sorgfalt der Verwaltung wären.

Ich glaube oben gesagt zu haben, daß der Kaiser, ehe er von Wien abreiste, einige Anstalten treffen ließ, um sich nach Spanien zu begeben, sobald er in Paris angelangt seyn würde; aber alle diese Begebenheiten und die Folgen eines neuen Ehebundes ließen ihn diese Absicht aufgeben; er ließ jedoch die kaiserliche Garde, so wie sein Feldgeräthe bis nach Castilien vorrücken, weil dieses das Ansehen hatte, als wenn es ihm nur einige Tage voranging, und konnte nur eine gute Wirkung auf die Truppen und auf die Feinde hervorbringen.

Ehe ich von der allgemeinen Lage der Angelegenheiten spreche, muß ich erst das beenden, was sich auf den Herzog von Otranto bezieht. Der Kaiser hatte ihm, als er ihm das Polizeiministerium entzog, als ein Merkmal seiner Achtung die Regierung von Rom übertragen; er war im Begriff abzureisen, als der Kaiser ihm die Briefe abforden ließ, die er ihm im Laufe seiner Verwaltung geschrieben hatte. Man

pflegte sie dem Cabinete des Kaisers zurückzusenden, um dem üblen Gebrauche vorzubeugen, den man von ihnen hätte machen können, vornehmlich von denen, die an einen Polizeiminister gerichtet waren; Herr Fouché hatte dieses nicht vorhergesehen, und ließ sagen, daß er sie verbrannt habe. Diese Antwort befriedigte nicht nur nicht den Kaiser, sondern er entzog ihm auch seine Sendung als Statthalter von Rom, und befahl ihm, nach Italien zu reisen; nichts destoweniger entzog er ihm keine der zahlreichen Wohlthaten, mit denen er ihn überhäuft hatte*).

Dieser Leichtsinn, die Briefe des Kaisers verbrannt zu haben, verstimmte ihn; er glaubte anfangs nicht daran, und betrachtete diese Antwort als eine Ausflucht, um so mehr, da der Gedanke an eine Absicht, diese Briefe zu mißbrauchen, recht gut mit dem übereinstimmte, Mittheilungen an England ohne Theilnahme des Kaisers geradezu eröffnet haben zu wollen, der diese Thorheit nicht vergessen konnte. Damals schrieb er auch an mich, daß ich sogleich von Allem gehörige Nachricht einziehe, was diese Intrigue betraf, die ich weit entfernt war, für so wichtig zu argwöhnen.

Man erinnere sich zuerst, daß Herr Ouvrard in Vincennes war; ich erhielt Befehl, einer Person aus

---

*) Als Herzog von Otranto erhielt er eine Schenkung rein 90000 Franken werth. Eine Senatorie auf 30000 Franken, und selbst mehr geschätzt; nämlich die von Aix in Provence. Er hatte 200000 Franken Einkünfte, von dem Ertrag seiner Ersparnisse während der neun Jahre seiner Verwaltung, im Verlauf derselben hat er ungefähr 900,000 Franken Einkünfte von jeder Art gehabt, welches ihm Alles von dem Kaiser kam, von dem ersten bis zu dem letzten Thaler.

dem Cabinete des Kaisers den Zutritt in das Gefängniß zu geben, die von dem Kaiser gesendet war, um ihn zu verhören; es war Herr Mounier, der zu dieser Zeit Auditeur bei dem Staatsrathe war. Ich glaubte anfangs, daß man ihm nur deswegen den Auftrag gegeben habe, weil ich noch als ein Neuling betrachtet wurde; aber ich erfuhr bald die wahre Ursache. Ich habe erst einige Jahre später die einzelnen Umstände der Sendung erfahren, welche Herrn Ouvrard in das Gefängniß gebracht haben, und er selbst hat mich von ihnen unterrichtet. Man hatte dem Kaiser gesagt, daß er in England gewesen wäre; hierauf baute man sein Verhör; da nun aber die Behauptung falsch war, so kam man zu keinem Ziele, und man war genöthigt, ihn wieder in Freiheit zu setzen, weil man ersah, daß er Holland nicht verlassen hatte, wohin er berechtigt gewesen zu gehen. Herr Ouvrard war ein zu gewandter Mann, als daß er hätte Blößen gegeben; er antwortete Herrn Mounier nur damit, daß er ihm einen Brief für den Kaiser übergab, in welchem er sich entschuldigte, dem aber der Kaiser keinen Glauben beimaß.

Man war noch nicht mit dem zufrieden gestellt, was man erfahren hatte; der Kaiser bestand darauf, daß jemand aus Paris in London gewesen sey, und hierüber wollte er, daß man Nachforschungen anstellen sollte. Ich hatte noch keine große Erfahrung; ich ließ aber so gut die Listen der Abgehenden und aus England Kommenden durchblättern, daß ich entdeckte, daß ein Herr Fagan zwei Reisen nach einander in sehr kurzer Zeit dahin gemacht habe. Dieser Fagan war bei der Polizei bekannt, und ich ließ ihn holen; er verhehlte mir nichts; er war ein alter ir=

ländischer Offizier in französischen Diensten, der in Paris ein sehr zweideutiges Leben führte, der aber keine Ursache hatte, seine Handlungen zu verbergen.

Er erklärte mir, daß er friedlich zu Paris gelebt habe, als ein Herr Hennecart, ein Bekannter von ihm, ihn besucht habe und ihm gesagt, daß der Herzog von Otranto jemand suche, der nach England ginge, um einen höchst kitzlichen Auftrag dort auszurichten, den nur ein talentvoller Mann über sich nehmen könne, und daß er Hennecart sich verbindlich gemacht, denselben ihm aufzufinden, indem er jedoch verlangt habe, diese Person davon zuvor zu unterrichten, ehe er ihm dieselbe kenntlich machte. Dieser Hennecart sagte zu Fagan, daß der Herzog von Otranto mit diplomatischen Geschäften beauftragt wäre, und daß er, Fagan, sich viele Ehre und eine gute Stelle erwerben könne, wenn er dem Polizeiminister bei dieser Gelegenheit diene. Fagan ging darauf ein; da nun sagte ihm Hennecart, daß er sich unter irgend einem Vorwande bei dem Herzoge von Otranto einfinden möchte, dem Hennecart nichts von ihrem Gespräche sagen würde, um den Minister vollkommen sicher zu machen, der nicht gern sein Vertrauen einem Schwätzer schenke.

Man wird sehen, warum Hennecart so stark Fagan empfahl, den Herzog von Otranto nicht zu sagen, daß sie sich gesprochen hätten; weil nemlich Hennecart selbst den Herzog von Otranto nicht gesprochen hatte, und obgleich er Polizeiagent war, diente er doch bei dieser Gelegenheit einer andern Intrigue. Fagan ging zu dem Herzoge von Otranto, den er unter den nemlichen Verhältnissen als Hennecart kannte; als bereitwilliger Diener unterhält er

ihn von der Leichtigkeit, die er haben könne, in London Nachrichten einzuziehen, wo er den Marquis von Wellesley persönlich kenne, und bietet zuletzt dem Minister seine gänzliche Ergebenheit an.

Herr Fouché ergriff begierig die Gelegenheit, um daß Geheimniß zu durchdringen, welches er nur unvollkommen durch den Briefwechsel aus Amsterdam wußte, um so mehr, da er keinen Fallstrick vermuthete, weil Fagan Polizeiagent war. Daher gibt er sogleich diesem Boten Geld und Verhaltungsbefehle, um nach London zu gehen, und zugleich zeigt er ihm einen Weg an, auf welchem er ihm seine Berichte zufertige, damit sie der Neugierde der Beo bachter entgingen.

Kaum war diese Sendung Fagan aufgetragen, als Hennecart bei ihm anlangt, um ihm Glück zu wünschen, und nach den gebräuchlichen Complimenten sagt er ihm, daß er ihm noch etwas mitzutheilen habe, das den Vortheil seines persönlichen Glückes betreffe, und er begann ihm von Gunst und Schutz zu sprechen, den er ihm bei dem Kaiser selbst gegen eine Laune oder Ungerechtigkeit des Herzogs von Otranto verschaffen könne. Nachdem Fagan ihn gebeten, sich deutlich zu erklären, rückt Hennecart mit der Sprache heraus, und sagt ihm, daß, wenn er ihn von London die Abschrift aller Berichte schicken wolle, die er würde Gelegenheit haben an Herrn Fouché zu übersenden, er ihm verspräche, daß er nicht übel dabei fahren würde, weil, sagte er, diese Berichte geradezu dem Kaiser durch den Herzog von Bassano würden übergeben werden, der sie von Hern von S... erhalten werde, dem ich sie zustelle. Fagan willigte nach einiger

Ueberlegung darin ein, und da Hennecart ihm leicht die Nothwendigkeit bewies, zuerst unterrichtet zu werden, um Zeit zu haben, den Bericht, welchen er Herrn Fouché übersenden werde, eben so schnell weiter gelangen zu lassen, so kam man überein, daß der eine auf den andern in dem Zeitraume eines gewöhnlichen Curiers folgen solle. Nachdem dieser letzte Punkt in Richtigkeit gebracht worden, reisete Fagan nach London ab.

Jetzt muß ich aber auch erzählen, aus welchem Grunde der Herzog von Otranto ihn hinschickte, und um mich verständlicher zu machen, muß ich den Faden der Begebenheiten aus früheren Zeiten wieder aufnehmen.

Fünf und Zwanzigstes Kapitel.

Pläne des Kaisers. — Sein Wunsch, mit England Frieden zu haben. — Versuche durch den König von Holland. — Herr von Labouchère wird von dem Kaiser bevollmächtiget. — Herr Ouvrard wird von Herrn Fouché gebraucht. — Eine Kabale zerstört die Friedenshoffnungen. — Einzelne Umstände.

Seitdem der Kaiser sich mit dem Hause Oesterreich verbunden hatte, glaubte er das Ziel, nach welchem er strebte, erreicht zu haben, nemlich eine große Macht dem in Frankreich eingeführten Systeme befreundet, und daher den Frieden in Europa gesichert zu haben, d. h. er glaubte, dem nicht mehr ausgesetzt zu seyn, nochmals durch irgend ein neues Bündniß gestört zu werden; es blieb ihm also nur noch übrig, mit England Frieden zu schließen, und damit Spanien nicht eine Hinderniß werde, d. h. damit sein Besitz nicht streitig gemacht werden und als etwas gerechnet werden könne, worüber Frankreich noch unterhandeln müsse, so ließ er in die Halbinsel so beträchtliche Streitkräfte marschiren, daß deren Eroberung ihm sicher werden mußte. Sie vereinigten sich alle in Castilien, und bildeten zusammen die Armee, deren Anführung zu übernehmen der Kaiser die Absicht hatte; doch seitdem er sich entschlossen, in Paris zu bleiben, hatte er den Marschall Massena abgesendet, um sie zu befehligen, und ihm zugleich vorgeschrieben, gerade auf die englische Armee in Portugal loszugehen, indem zu gleicher Zeit das Heer

unter den Befehlen des Königs und des Marschalls Soult, der dessen Generalquartiermeister war, nach Andalusien auf Cadix marschire. Mit diesen beiden großen Unternehmungen verbanden sich noch die, welche der General Sebastiani in Catalonien leitete, wo sie nach einander die festen Plätze belagerten, welche längs des Ufers des Ebro liegen, und die diese Provinz decken.

Dieser weitumfassende Operationsplan war von dem Kaiser entworfen worden, und er hatte sich mit der Hoffnung geschmeichelt, daß, obgleich er nicht bei der Armee gegenwärtig, derselbe Gehorsam, derselbe Pflichteifer Alle diejenigen beseelen würde, welche an dessen Ausführung mit arbeiten sollten; unglücklicherweise geschah das Gegentheil. Ich werde davon, wenn es Zeit seyn wird, sprechen.

Der Friede mit England lag ihm mehr am Herzen; er hatte Mehreres in Händen, um dieser Macht Ersatz zu leisten, sowohl für das, was man von ihr zurückerhalten mußte, als auch zur Entschädigung der Opfer, welche man von ihr hätte verlangen können, ohne die Mittel zu haben, Forderungen zu unterstützen, welche man an sie machen mußte; denn unsere Lage war so beschaffen, daß England hätte den Frieden wünschen müssen, denn sonst konnte dem Kriege kein Ziel gesteckt werden.

Man hatte zweimal die Vermittelung Rußlands angewendet, um eine Unterhandlung mit der englischen Regierung zu eröffnen; diese hatte sie abgelehnt in Ausdrücken, die nicht einmal die Mittel darboten, ihr die Ausdrücke ihrer Weigerung genau bestimmen zu lassen, so daß man in England noch an den Plan zu einer allgemeinen Landmacht von

Seiten des Kaisers glaubte, so wie man in Frankreich von dem einer See- und ausschließlichen Handelsmacht von Seiten Englands sich überzeugt hielt.

Der Kaiser wollte trotz dieser Widerwärtigkeiten nicht an die Unmöglichkeit glauben, vernünftige Vorschläge gegen diejenigen annehmbar zu machen, auf welche er geneigt war einzugehen; er suchte Mittel, die Absichten des Londoner Ministeriums zu erforschen, um zu wissen, was er von ihm erwarten könne. Dieser Schritt konnte nicht unmittelbar gethan werden, weil, wenn es bekannt war, daß er von dem Kaiser ausging, im Falle einer Weigerung aller Nachtheil auf ihn gefallen wäre.

Holland hatte den Seefrieden noch nöthiger als Frankreich; der König Ludwig genoß daselbst die Achtung der Völker, welche er beherrschte, und er selbst trug kein Bedenken, dem Kaiser Alles zu sagen, was er Trauriges darin für sich erblickte, wenn er noch lange über ein Land herrschen sollte, dem keine Hülfsmittel mehr blieben, und welches noch dazu seit der letzten Vereinigung mit Frankreich durch den Verlust eines Theiles seines Gebietes verletzt worden war. —

Durch ihn nun wurden mit Genehmigung des Kaisers die ersten Schritte gegen England gethan; sie hatten den Anschein einfacher Handelsangelegenheiten. Das Amsterdamer Haus Hoppe stand am meisten in Verhältnissen mit England, und konnte vermittelst seines bedeutenden Ansehens, indem es dort seine eigenen Geschäfte verhandelte, leicht den Charakter annehmen, der denen gebührte, über welche die beiden Regierungen unter sich unterhandelt hätten. Dieses Haus hatte einen seiner Handelsgenos-

sen, Herrn von Labouchère in London, der daselbst mit einer angesehenen Handelsfamilie verwandt war.

Auf ihn warf jetzt der König von Holland die Augen zu der Sendung, deren Erfüllung er übernommen hatte; und er gab Herrn von Labouchère Verhaltungsbefehle und einen Paß, mit denen dieser sich nach London begab. Ihm standen natürliche Mittel zu Gebote, sich eine günstige Aufnahme zu verschaffen, und die ihn Alles dessen enthoben, was seinen Schritten Zwang anthun konnte; ferner war er als ein so schätzenswerther Mann bekannt, daß Alles, was er hätte sagen können, keinem Verdachte unterworfen seyn konnte. Herr von Labouchère übersandte seine Berichte an das Haus Hoppe in Amsterdam, welches sie dem Könige zustellte, der sie an den Kaiser gelangen ließ.

Herr von Labouchère gab in seinen ersten Depeschen nicht nur beruhigende Zusicherungen über die Stimmung der englischen Regierung, sondern er erregte noch dazu Hoffnungen, indem er äußerte, daß, wenn nur ein wenig guter Wille in den Abtretungen statt finde, Alles sich nach den Wünschen der ganzen Welt fügen könnte, weil, wenn man erst dahin gekommen wäre, über das Kapitel der gegenseitigen Opfer zu unterhandeln, und das erste einmal gethan worden, man leicht sich über die wesentlichen Dinge verständigt hätte, und man würde sich nicht über Kleinigkeiten aufhalten, die in keine Vergleichung kommen konnten gegen den ungeheuren Verlust, welchen dieser Kriegszustand unaufhörlich verursachte.

Die Dinge gingen in einem ziemlich guten Zuge, als der Herzog von Otranto die Nachricht erhielt,

daß Herr von Labouchère in England wäre; man muß bemerken, daß er es hat erfahren können, entweder durch Handelsbriefe aus Londen nach Paris, oder durch die nach Amsterdam und darauf aus letzterer Stadt nach Paris. Dieser Nachricht waren so auffallende Umstände beigefügt, daß sie die Neugierde des Herzogs von Otranto weckten, die übrigens auch noch einen andern Grund haben konnte, weil ein Polizeiminister das Recht hat, in Alles Verdacht zu setzen; aber in diesem Falle, scheint es, hat er nur von dem unterrichtet seyn wollen, was sich am politischen Horizonte vorbereite, um darnach den Gang zu regeln, den er selbst nehmen mußte. Es wurde ihm leicht, sich die Mittel zu verschaffen, von dem unterrichtet zu werden, was Herr von Labouchère in Londen that, weil dieser mit Herrn Ouvrard, den er kommen ließ, in vielfacher Verbindung stand, und dem er Umstände mittheilte, die Handelsspeculationen begünstigen konnten. Zuletzt sagte er ihm, ohne ihm den mindesten Wunsch zu bezeigen, seine Neugierde zu befriedigen, daß es mit Genehmigung des Kaisers geschehe, wenn er ihm vorschlage, nach Amsterdam zu gehen, um der Unterhändler zwischen ihm, nemlich Fouché und Herrn von Labouchère in London zu seyn, und mit dem er sich in Verbindung setzen möchte, indem er ihm sogleich seine Ankunft melde, um sich zu bemühen, das zu durchdringen, was er in London thäte, und endlich daß er ihm aus Amsterdam nach Paris seine Berichte übersenden möchte. Herr Fouché hatte dem Kaiser von Allem diesen noch kein Wort gesagt, der seinerseits ihm schon lange nichts mehr mittheilte.

Herr Ouvrard durfte nicht vermuthen, daß der

Minister den Namen des Kaisers mißbrauche. Er reiste also nach Amsterdam ab in der Ueberzeugung, daß er auf Befehl des Kaisers gesendet sey, und schrieb daher an Herrn von Labouchère, der, ohne von dem Wege abzuweichen, welcher ihm, ehe er Holland verließ, vorgeschrieben war, fortfuhr, seine Berichte an das Haus Hoppe zu senden, damit dasselbe sie dem König übergebe, der sie an den Kaiser schickte. Nichts destoweniger meldete er Herrn Ouvrard, den er genau kannte, den Empfang seiner Briefe, und vielleicht, um sich vor dem Verdachte einer Privatintrigue zu bewahren, deren man ihn hätte beschuldigen können, wenn er gar zu vorsichtig war, und im Fall, daß die Angelegenheiten eine schlimme Wendung genommen hätten, so entschloß er sich, Herrn Ouvrard mit wenigen Worten von Allem zu unterrichten, was im Gange war, und was er hoffte, besonders auch, da es ihm nicht verboten war, eine zu einer großen Handelsunternehmung günstige Gelegenheit zu ergreifen.

Erst nachdem Herr Fouché die ersten Briefe erhalten hatte, welche ihm Herr Ouvrard als an Jemand schrieb, den er nicht nur vollkommen von der Sendung des Herrn von Labouchère unterrichtet, sondern auch beauftragt hielt, dieselbe zu lenken, und den er mit einem Worte als den wahren Unterhändler zwischen Frankreich und England betrachtete; erst darauf, sage ich, sprach Herr Fouché mit dem Kaiser von der Reise des Herrn Ouvrard nach Holland, indem er ihm jedoch nicht sagte, daß er ihn gesandt, sondern daß er keine Ursache gehabt habe, ihm einen Paß zu verweigern, um so mehr, da er mit dem Hause Hoppe in Briefwechsel stehe und Ge-

schäfte zu ordnen habe, und daß er ihm von Zeit zu Zeit Nachrichten ertheile. Er glaubte so Alles in Richtigkeit gebracht zu haben, nachdem er diese Rechenschaft dem Kaiser abgelegt hatte; er sprach selbst nur deswegen von der Reise des Herrn Ouvrard, um sich gedeckt zu finden, wenn die Sachen schlimm abgelaufen wären, und wenn man sie Herrn Ouvrard aufgebürdet hätte. Der Kaiser merkte sich das wohl, aber er wurde darum doch nicht mittheilender gegen Herrn Fouché, der gezwungen war, das zu errathen, was in London darüber verhandelt wurde, wovon ihm Herr Ouvrard aus Amsterdam Meldung that, nach den Briefen, die derselbe von Herrn von Labouchère erhielt. Dieser hatte zu viel Geist, um zu schreiben, was nicht gesagt werden durfte, so daß die Neugierde des Herrn Fouché unaufhörlich aufgeregt und nie befriedigt wurde; indessen ersah er wenigstens so viel daraus, daß der Kaiser an dem Frieden arbeite, und er schloß daher, daß er diese Sprache halten müsse, zu gleicher Zeit dachte er darauf, seinen Antheil an Ansehen zu erhaschen, den das Friedenswerk ertheilen mußte, indem er Alles that, um die Augen der Menge zu blenden, und sie zu überreden, daß er der Urheber desselben, oder daß er dazu gezwungen hätte. Er trat dreist auf, weil er den Friedensschluß für sicher hielt, in der Ueberzeugung, daß der Kaiser in offenen Unterhandlungen stände. Er sprach mit einigen davon, damit sie wiederum weiter sprächen, und ließ nichts aus der Acht, was ihn regelmäßig über den Zustand der Frage unterrichtet halten konnte, um welche er sich herumdrehte, ohne sie durchdringen zu können. Diese Sache beunruhigte ihn so sehr, weil, wenn es ge-

lungen wäre, den Frieden zu schließen, ohne daß er davon vorher benachrichtigt worden, da er sich Alles zuzuschreiben pflegte, was den Wünschen des Volkes gemäß war, seine Weisheit verdächtig geworden wäre, und sein Ansehen sich gemindert hätte.

Indem er so von dem Frieden mit England redete, dem er Jedermann versprach, zog er die Blicke der Beobachter auf sich, und so gelangte zu den Ohren des Herrn von Bassano, oder des Herrn von S... *), daß Herr Fouché den Frieden mit England durch den Canal des Herrn Duvrard unterhandle, der zu Amsterdam wäre, und man fügte hinzu, daß er ginge und käme von London in diese Stadt; sey es nun Neugierde oder Eifersucht von Seiten derer, die, nachdem sie die Heirath des Kaisers geschlossen hatten, nach einem Ministerium lüstern waren, oder wenigstens nach dem, nach welchem sie Herrn Fouché streben sahen **); sie wollten seinen Plan vereiteln, oder seine Intrigue, wenn sie gegen den Staat angesponnen worden.

Dieses wurde ihnen mittelst dieses Hennecart leicht ***, den Herr von S... gänzlich gewonnen hatte. Seinerseits hatte Hennecart, obgleich er bei dem Polizeiministerium angestellt war, die Herren Vera, Vater und Sohn gewonnen, welche beide

*) Herr von S... war Gesandter in Holland gewesen, und hatte die Mittel, sich leicht Nachrichten aus Amsterdam zu verschaffen.

**) Der auswärtigen Angelegenheiten. Fouché hatte nicht aufgehört, nach diesem Ministerium lüstern zu seyn, seitdem Herr von Talleyrand es verlassen hatte.

***) Dieser Hennecart ist aus Cambray; er war ausgewandert, früher Offizier im Regimente Beauvoisis gewesen.

Oberbeamten bei der Polizeipräfectur waren, die fast unaufhörlich eine Nebenbuhlerin des Polizeiministeriums war; auf diesem Wege gab man, wenn man Herrn Fouché einen schlimmen Streich spielen wollte, einen nachtheiligen Bericht an Hennecart, der ihn dem Herrn Vera mittheilte, und dieser dem Polizeipräfect, der nicht ermangelte, daraus den Stoff zu einer Polizeianekdote für den Kaiser zu machen. Durch solche elende Mittel, wie diese, hemmte man den Gang der wichtigsten Geschäfte, indem man den Schein eines ausschließlichen und unvergleichlichen Eifers für den Dienst des Kaisers annahm. Ich kann es nicht sicher behaupten, ob Herr von Bassano dem Kaiser berichtete, daß Herr Fouché in offenen Unterhandlungen mittelst Herrn Ouvrard stände, und ob der Kaiser ihn in Folge dessen beauftragt hat, Erkundigungen einzuziehen über das, was Herr Ouvrard entweder in Amsterdam, oder in London machen könne; oder vielleicht, ob er, Herr von Bassano, hatte Erkundigungen einziehen lassen, ehe er davon Rechenschaft dem Kaiser gegeben. Nichts desto weniger bin ich immer der Meinung gewesen, daß man ihm die erste Nachricht durch die Polizeipräfectur hat zukommen lassen, auf die Art, wie ich es eben gesagt habe. Uebrigens folge hier noch eine auf das genaueste wahre Thatsache.

Nachdem ich die Erklärung des Herrn Fagan erhalten hatte, von der ich eben geredet habe, so ließ ich den Herrn Hennecart kommen, und sprach zu ihm in ein wenig heftigen Ausdrücken wie folgt:

„Mein Herr, Sie, der mir so viele Diensterbietungen gemacht, der mir von dem Undank des Herzogs von Otranto gegen den Kaiser erzählt ha-

ben, der es so zweckmäßig gefunden hat, daß man Herrn Duvrard hat verhaften lassen, Sie, finde ich, haben mehr als jemand eine ähnliche Behandlung verdient, und wenn Sie mir nicht unverholen ohne Rückhalt antworten, kann Ihnen auch das sogleich wiederfahren.

„Wer hat Fagan angestellt, eine Sendung nach England zu übernehmen?“

Er antwortete mir in einem höchst bestürzten Tone, daß in der That er bei demselben gewesen wäre, um ihm es vorzuschlagen; daß dieses zwischen Herrn von S... und ihm verabredet worden, und daß es ihnen ohne diese Intrigue nie gelungen wäre, Herrn Fouché zu verdrängen, um mir das Ministerium übertragen zu lassen. Ich antwortete ihm: „Wie, Sie kannten mich nicht, und wollten mir so viel Gutes!“

Er glaubte mich zu täuschen, indem er mir sagte, daß die öffentliche Meinung mich als den einzigen Mann bezeichnete, der unter den dem Kaiser Treuergebenen fähig wäre, diese Stelle wohl auszufüllen u. s. w. Endlich erzählte er mir Alles, was ich eben davon gesagt habe, was zwisch ihm und Fagan vorgefallen war, indem er hinzufügte, daß er dieses nur in Uebereinstimmung mit S... gethan hätte, und daß er S... die Berichte habe zukommen lassen, welche ihm Fagan sandte.

So hatte also Herr Fouché, dessen Geschicklichkeit so sehr gerühmt worden ist, bei dieser für ihn so kitzlichen Gelegenheit einen Agenten gebraucht, der, obgleich er in seinem Solde stand, ihm von dem Herrn von S.. in die Hand gespielt worden war,

der seinen Untergang vorbereitete *). Wenn Herr von S... nicht in Uebereinstimmung mit Herrn von Bassano handelte, so hat er ihn hintergangen, indem er ihm die Nachrichten, als aus einer andern Quelle kommend, überlieferte, die von Fagan herrührten; und wenn er mit Herrn von Bassano einig war, so haben beide Herrn Fouché vollständig betrogen.

Ich habe noch nicht die Beweggründe erwähnt, welche derselbe haben konnte, als er Fagan nach London sandte; ihrer konnten zwei seyn:

1) Da Fagan sagte, daß er im Besitz von Mitteln sey, sich bei dem Marquis von Wellesley einzuführen, so konnte er dadurch den Zustand der Frage zwischen dem Minister und den Vorschlägen der Partei erfahren, deren Werkzeug Herr von Labouchère war, und vermittelst dessen, daß er den Briefwechsel Fagans (der mit dem Lord Wellesley gesprochen hatte) mit dem des Herrn Ouvrard vergleichen konnte, welcher einen Auszug aus den Briefen des Herrn von Labouchère enthielt, der ebenfalls mit dem Marquis von Wellesley gesprochen hatte, konnte Herr Fouché ungefähr die Absichten beider unterhandelnden Parteien errathen, und im voraus von dem Erfolge urtheilen, und zugleich muthmaßen, welche die Verhaltungsregeln der Unterhändler seyn mochten.

Nach der Rückkehr Fagans von seiner ersten

*) Man muß jedoch gerechterweise bemerken, daß, wenn Herr Fouché an seiner Treue gezweifelt hätte, er nicht berechtigt war, die Mittel zu argwöhnen, die angewendet worden, um Fagan zu bestechen, und selbst, wenn er sie entdeckt hätte, durfte er sich nicht darüber beklagen; erstlich hätte man ihm nicht geglaubt, und dann würde er es auch nicht gewagt haben.

Reise zweifelte Herr Fouché nicht mehr an dem Erfolg der Friedensunterhandlungen, und richtete sich nun darauf ein, entweder in der öffentlichen Meinung sich den Ruhm anzueignen, den Friedensschluß mit England herbeigeführt zu haben, was niemand bisher hatte zu Stande bringen können; oder um sich der Unterhandlung zu bemächtigen, wenn der Augenblick sich gezeigt hätte, daß der Kaiser hätte wollen und zugleich können offen unterhandeln, weil er alsdann ihm gesagt haben würde, daß er über die Frage vollkommen unterrichtet sey, daß er sie mit den Augen schon lange verfolgt hätte, was nach seiner Meinung ihm ein so großer Vorzug schien, daß der Kaiser ihn zum Unterhändler, und dann zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten hätte ernennen müssen, wonach er, der Polizei überdrüssig, strebte. Dieses war sein Grund, als er Fagan nach London schickte; aber er beeilte sich zu sehr, den Unterhändler zu machen, und verfehlte den Weg wie ein Mensch, der diejenigen führen will, welche ihm nicht gesagt haben, wohin sie gehen wollen. Er sandte seinen Boten nach London zurück, von wo er kurz vorher abgereist war, nachdem er den Marquis von Wellesley gesprochen hatte. Er zeigte sich von neuem bei diesem Minister, dem er einige Gespräche und vielleicht auch einige Unbedachtsamkeiten hinterbrachte, die Herrn Fouché entschlüpft waren, der ebenfalls Minister war, und der in London erscheinen konnte, von dem Kaiser mit der Unterhandlung beauftragt. So fand sich also Fagan mit einer Art von Würde bekleidet, weil am Ende der Marquis von Wellesley eben so gut dem, was Fagan ihm von Seiten des Herrn Fouché sagte, Zutrauen schenken

konnte, als Herr Fouché schien dem bewilligt zu haben, was Fagan ihm von Seiten des Marquis von Wellesley berichtet hatte; allein unglücklicherweise für Herrn Fouché glich das, was Fagan dem Marquis von Wellesley sagte, nicht gänzlich dem, wovon ihn Herr von Labouchère unterhielt, und was Fouché nicht so rasch wissen konnte, aus dem Grunde, weil das, was an Herrn von Labouchère gesendet werden sollte, geradezu von Paris an den König von Holland, und von da nach London geschickt wurde, und weil Herr Fouché nicht eher davon unterrichtet werden konnte, als bis da Nachricht auf demselben Wege zurückgekehrt war, d. h. bis daß es Herrn von Labouchère beliebt hatte, darüber an Herrn Duvrard zu schreiben, den er von dem Zwecke seines Aufenthalts in London unterrichtet glaubte. Es erfolgte aus diesem Mischmasche, daß der Marquis von Wellesley glauben mußte, daß man ihn hintergehen wolle, oder daß man betrügerischerweise sich des Herrn von Labouchère bedient habe, um die Holländer in Friedenshoffnungen einzuwiegen, weil er mit ihm in diesem Sinne sprach, und Herr Fouché zu ihm in einem andern sprechen ließ, der nicht genau mit dem ersten übereinstimmen konnte; er argwöhnte nicht die Aufrichtigkeit desjenigen, der sich nicht scheute, einen officiellen Charakter anzunehmen, und konnte um so weniger Zutrauen demjenigen schenken, welcher indessen dasselbe mehr als der andere verdiente, der aber, da er sich nicht berechtigt hielt, einen Charakter anzunehmen, wenn man wollte, verläugnet werden konnte.

Er suchte, wem von beiden er Glauben beimessen

sollte, und da er nur Widersprüche in dem sah, was beide sagten, so konnte er nur darin eine Intrigue erblicken, und hob jede Gemeinschaft mit ihnen auf, und ließen ihnen bald darauf den Befehl zustellen, England zu verlassen, indem er anführte, daß, wenn Frankreich wahrhaft Lust hätte, Frieden zu schließen, es andere Mittel anwenden müsse, um sich Gehör zu verschaffen.

Man mußte nun wohl dem Kaiser den Bericht von der Rückkehr des Herrn von Labouchère nach Amsterdam abstatten; man hatte ihm verhehlt, daß der Herr Fagan nach London geschickt worden sey, indem man ihm die Nachrichten dieses Fagan von Seiten des Herrn von S... nur als die Nachricht über die Unterhandlung des Herrn Fouché ohne Erläuterungen zustellte. Der Kaiser hatte nur die Abreise des Herrn Duvrard nach Amsterdam erfahren, und da man sich wohl hütete, ihm über die Fagans nach London Auskunft zu geben (welche Herr von Bassano vielleicht selbst nicht wußte), schrieb er natürlich Herrn Duvrard diese Nachrichten über die Unterhandlung des Herrn Fouché zu. Und darum glaubte auch der Kaiser anfangs, daß Herr Duvrard selbst in London gewesen sey, und befahl dessen Verhaftung. Man trieb den Kaiser dazu, weil man ihn überreden wollte, daß Herr Duvrard seinen Namen dem Herrn von Talleyrand liehe, den man als einen gefürchteten Mann beiseite schaffen wollte.

Ich überlasse es jedem aufgeklärten Manne, sich selbst seine Meinung über diese Intrigue zu bilden, welche vielmehr einer Bedientenschelmerei, als einer

hohen Intrigue gleicht. Sie werden in diesem Netze von Schlingen, die der Redlichkeit gestellt wurden, denjenigen herausfinden, welcher die meiste Schuld trägt.

Sechs und Zwanzigstes Kapitel.

Der König von Holland dankt ab. — Er ernennt die Königin zur Regentin. — Betrachtungen. — Besorgnisse des Kaisers. — Meinung des Kaisers Alexander über die Continentalblokade. — Einzelne Umstände über den Kummer des Kaisers Napoleon bei der Nachricht von der Abdankung seines Bruders. — Politische Betrachtungen. — Holland wird dem französischen Reiche einverleibt.

Man mußte den Friedenshoffnungen entsagen, und dieses brachte in Holland eine noch schlimmere Wirkung als in Frankreich hervor. Die Verzweiflung bemächtigte sich des größern Theiles des Handelsstandes, der König selbst, dessen Geschmack für die Einsamkeit sich wenig mit der Unruhe vertrug, welche so wichtige Vorfälle erregten; der König im voraus erschreckt über die Unordnungen, welche er als unvermeidlich betrachtete, und da er in sich ohne Zweifel nicht die Kraft fühlte, um ihnen die Spitze zu bieten, überließ sich seiner natürlichen Neigung. Er beschloß plötzlich, einer Macht zu entsagen, die er, so zu sagen, wider Willen angenommen hatte, und er scheute sich nicht, dem Kaiser neue Verlegenheiten zu erregen, indem er durch seine plötzliche Abreise Holland ohne Regierung ließ.

Es ist freilich wahr, daß er durch eine Abdankungsurkunde die Königin zur Regentin ernannt hatte; aber in einer so jungen Monarchie, als die von Holland,

konnte eine fremde Königin keine Oberherrschaft ausüben, um so mehr, da sie noch weniger als ihr Gatte im Stande war, Hülfe gegen die Uebel zu finden, deren Aussicht ihn bestimmt hatten sich zurückzuziehen.

Es war unnütz, sich zu verhehlen, daß eines von den beiden Dingen geschehen mußte, entweder die Regierung mußte genug Stärke besitzen, um alle Unzufriedenen im Zaume zu halten, d. h. alle Holländer, oder auch, daß diese das Joch Frankreichs zerbrächen und die Engländer herbeiriefen; und konnte alsdann wohl eine dem Lande fremde Regentin, die plötzlich an die Spitze der Geschäfte gestellt worden, Kräfte sammeln, welche die gehörige Ehrfurcht eingeflößt hätten, um ihrem Ansehn Achtung zu verschaffen und Empörungen zu unterdrücken; gesetzt selbst, daß sie, jung und ohne Erfahrung, genug moralische Kraft gehabt hätte, um dem herzzerreissenden Gemälde einer uneinigen, unglücklichen Nation zu widerstehen, welche auch noch ihr sicherlich die Uebel zugeschrieben hätte, von welchen sie erdrückt wurden?

In einem friedlichen und ruhigen Zustande, wo ein gerechter, heller, mit einem großmüthigen und hochherzigen Gemüthe verbundener Geist zur Verwaltung hinreichen konnte, da hätte ohne Zweifel Holland keine bessere, als seine Regentin finden können; aber die Umstände waren weder so günstig, noch so glücklich, und es gab Angelegenheiten zu erwägen, die lauter als die ihrigen sprachen.

Der König von Holland ist in vieler Rücksicht getadelt worden; man hat ihm allgemein vorgeworfen, Völker verlassen zu haben, die ihm Gerechtigkeit erwiesen, und ihm weder Treue noch Gehorsam weigerten; durch seinen Rückzug ihnen Uebel zugezogen

zu haben, welche er ihnen erspart hätte, indem er sie vor denen bewahrte, welche von dem Umsturze einer Regierung unzertrennlich sind. Endlich hat man ihm den Vorwurf gemacht, durch seine Abdankungsurkunde den Kaiser als die Ursache eines Opfers bezeichnet zu haben, das er sich auflegte, indeß seine Gesundheit, und vornehmlich sein Geschmack für die Einsamkeit daran mehr Antheil hatten, als der Einfluß des Kaisers auf Holland, ein Einfluß, der übrigens vielleicht geringer war, als er es unter der Wahlregierung dieses Landes gewesen war.

Der Kaiser sagte nicht ohne Grund bisweilen, wenn er von seinen Brüdern sprach, daß sie, sobald sie mit einer Macht bekleidet wären, die Politik desjenigen annähmen, dessen Nachfolger sie geworden wären, so daß er wenig bei dem Wechsel gewonnen hätte, indem er hinzufügte, daß es ihm nicht mehr kosten würde, alle Länder durch Vicekönige beherrschen zu lassen.

Kaum hatte der König von Holland seine Abdankung unterzeichnet, so reiste er incognito ab; kam durch die Staaten seines Bruders, der in Westphalen regierte, durchschnitt Sachsen, um sich zuerst, wie man sagte, in die Bäder von Töplitz in Böhmen zu begeben, darauf ließ er sich zuletzt zu Grätz in Steiermark nieder, wo er ohne Gefolge wie ein einfacher Bürger lebte.

Der Kaiser war im Schlosse Rambouillet, als er die erste Kunde von dieser Abdankung erhielt. Die erste Nachricht davon war durch den Handel nach Paris gekommen, und da er nichts durch seine officiellen Verbindungen bekommen hatte, so besorgte er, daß die Entfernung des Königes durch die Schliche eini=

ger Privatpersonen dieses Landes herbeigeführt worden, und vermuthlich ein verabredetes Ergebniß derselben wäre. Dieser Gedanke beschäftigte ihn anfangs sehr, bis daß der General, der seine Truppen in Holland befehligte, ihn durch die Maßregeln beruhigt hatte, welche er genommen, die holländischen Truppen von jeder Theilnahme an einer Aufwiegelung aus der Fremde abzuhalten, welche man in Verbindung mit dem Entschlusse glaubte, der den König bewogen hätte, abzudanken.

Die kräftige Vollstreckung des Continentalsystems war der Anker des Heils für den Kaiser geworden; hiedurch allein konnte England zum Friedensschlusse gebracht werden. Dieses System, gegen welches die öffentliche Meinung sich so sehr erhoben hat, war reiflich erwogen und kraftvoll erfaßt worden. Es sey mir erlaubt, ein wenig der Ordnung der Begebenheiten vorzugreifen, um hier mich auf ein unverdächtiges Zeugniß des Kaisers Alexander zu berufen.

Im Jahre 1814 stattete dieser Monarch bisweilen der Kaiserin Maria Luise im Schönbrunner Schlosse einen Besuch ab. Er begegnete dort Herrn von Meneval, den er leicht wieder erkannte, und im Laufe der Unterhaltung erzählte er ihm, daß er während der Reise, welche er eben in England nach dem Pariser Frieden gemacht habe, er sich von der Wirkung habe überzeugen wollen, welche man sich von dem Continentalsysteme versprochen hatte, daß er sich nicht mit einfachen mündlich mitgetheilten Beobachtungen begnüget habe; daß er in Manchester, Birmingham und andern großen Manufacturstädten Englands gewesen wäre; daß er wohl betrachtet, wohl untersucht, wohl ausgeforschet habe, und daß er die Ueber-

zeugung davon getragen habe, daß, wenn dieses System noch ein Jahr gedauert, England unvermeidlich unterlegen hätte; auch fügt er noch hinzu, daß dieß ein großer und schöner Gedanke wäre, dessen ganze Stärke er nie recht begriffen habe.

Aber das, was der Scharfsinn des Kaisers Alexander erst im Jahre 1814 bemerkt, hatte das Genie des Kaisers Napoleon seit seinem Ursprunge gefühlt; auch setzte er eine große Wichtigkeit in die Ausführung dieser so wirksamen und indeß so wenig begriffenen Maßregel.

Holland war der wesentlichste Theil Europa's, der beobachtet werden mußte wegen seiner unzähligen Zuflüsse und der Mannichfaltigkeit seiner Handelsverhältnisse.

Der Kaiser hatte sich oft über den König Ludwig zu beklagen gehabt, über die Nächlässigkeit, mit welcher er bei der Ausführung eines Systems verfuhr, das denselben eben so sehr als ihn selbst interessirte; aber durch seine Widersetzlichkeit und Hartnäckigkeit, welche der Kaiser niemals überwinden konnte, so wie durch seine geheimen Schliche hat der König Ludwig geschadet, anstatt zu helfen. Man konnte nicht leugnen, daß seine Abdankung und seine Flucht dem Kaiser in der öffentlichen Meinung großen Schaden zugefügt haben.

Ein Augenzeuge, der sich bei dem Kaiser befand, als er den Curier empfing, der ihm dieses Ereigniß ankündigte, hat mir erzählt, daß er den Kaiser nie so niedergeschlagen gesehen habe; daß er einige Zeit stille geschwiegen, darauf, sich aus dieser Art von augenblicklicher Betäubung emporraffend, er lebhaft bewegt geschienen habe. Er dachte damals nicht an

den Einfluß, den dieser Umstand auf die Politik haben würde, er sah nur den Undank seines Bruders. Er war hart getroffen worden. „Begreifen Sie, sagte er, eine so schwarze Undankbarkeit des Bruders, der mir am meisten schuldig ist? Als ich noch Artillerielieutenant war, ließ ich ihn auf meine Besoldung erziehen; ich theilte mit ihm mein Brod und nun thut er mir solches.“ Und die Rührung des Kaisers war so lebhaft, daß man versichert, der Schmerz habe ihm einige Thränen entlockt.

Der König Ludwig schien das Diadem ohne Vermögen zu verlassen, und wollte, daß man zu Grätz glaube, er sey arm. Er hat verächtlich verworfen und sich in fremden Zeitungen erhoben gegen das Jahrgeld, welches der Kaiser seiner Gemahlin aussetzte. Es gebührt mir nicht, diese persönliche Frage abzuhandeln; ich würde indessen die Aufzählung Alles dessen machen können, was Ludwig Bonaparte dem Kaiser schuldig war, und ich würde eben so gut hernach erzählen können, wie er sich gegen seinen Wohlthäter benommen hat, der ihm auf seinem Sterbebette in seinem politischen Testamente vorgeworfen hat, ein Buch gegen ihn bekannt gemacht zu haben, das entstellte und sogar falsche Thatsachen enthalte.

Der Kaiser hatte niemals daran gedacht, Holland zu unterdrücken, er hatte sich sogar zu allem bereitwillig finden lassen, was die Lage Hollands erleichtern konnte, ohne die Wirkung seines Systemes zu vernichten. Er hatte Freiheiten und andere Handelsberechtigungen gestattet; aber in der neuen Lage, in welcher sich die Dinge befanden, was sollte er thun? Holland sich selbst überlassen? O ja, ohne Zweifel, wenn er hätte zugeben wollen, daß es den folgenden Tag englisch wurde, und

daß es unsere Stellung gegen England noch verschlimmerte.

Diese Macht wünschte nichts sehnlicher, als mit unsern Verbündeten einzeln, ohne uns, zu unterhandeln, und wir hatten keine Mittel, um sie zu bestimmen, uns Gehör zu geben, als indem wir uns nicht von ihnen trennten, und indem wir selbst diejenigen unterdrücken, welche sie am liebsten geschont gesehen hätte. Es gab also in dem Interesse der Politik, welcher Holland unterworfen war, nur zwei Entschlüsse zu fassen in den Umständen, in welche das Ereigniß sie versetzt hatte, nemlich es als Eroberung zu besetzen, oder auch es entschieden dem Reiche einzuverleiben. Welches von beiden war für dasselbe am wenigsten unheilvoll, und dem Vortheile Frankreichs am meisten gemäß?

Um Holland als Eroberung zu besetzen, hätte man eine Armee hinschicken müssen, und aus dem Lande die eingeborenen Truppen herausziehen, d. h., man hätte einen Theil derer, welche in Spanien waren, wegführen müssen, um sie nach Holland zu senden; was schon ein bedeutender Nachtheil war, da wir in dieser Gegend nicht ein Regiment zu viel hatten. Zweitens hätte die Besetzung Hollands auf diese Art nothwendig auf seine äußere Vertheidigung berechnet werden müssen, auf die der festen Plätze, von denen es gedeckt wird, endlich auf die Erhaltung der öffentlichen Ordnung und der Unterwürfigkeit einer ganzen Bevölkerung, die auf einer Landfläche verbreitet ist, welche in allen Richtungen mit Canälen durchschnitten ist; die großen Städte allein würden ein Heer erfordert haben, um sie im Zaume zu halten, wenn ein zu einer Empörung günstiger Augenblick sich gezeigt hätte. Aus Mangel an allen

diesen Vorsichtsmaßregeln wäre man dem ausgesetzt gewesen, eine englische Armee in Holland landen zu sehen, wo sie von einem allgemeinen Aufstande des Landes unterstützt worden, mit dessen Hülfe sie unüberwindlich geworden wäre, vermittelst aller Hindernisse, die sie uns hätte entgegen stellen können.

Wenn wir Holland als Eroberung besetzten, so hätten wir dem Lande seine Verwalter, Gesetze und alle seine Gewohnheiten lassen müssen, und es nichts destoweniger durch Zöllner decken, deren bloßer Name hinreichte, um dasselbe zur Empörung zu bringen.

Allen diesen Nachtheilen hätte sich noch der schlimmste von allen zugesellt, es hätte einer Kriegsbehörde unterworfen werden müssen, gegen deren Willkühr ihm keine Zuflucht offen stand. In dieser Lage hätte es alle Nachtheile einer Vereinigung erfahren, und hätte keine der Entschädigungen gehabt, welche es darin finden konnte, nur dem Willen eines gewöhnlichen Generals unterworfen zu seyn, dagegen seine Repräsentanten im Senate zu haben, im gesetzgebenden Corps, im Staatsrathe und im Cassationshofe; nicht mehr als eine andere französische Provinz beschwert zu werden; seine Nationalschuld mit der Frankreichs zu vereinigen, welches insgesammt Bürge für die Verpflichtungen der holländischen Regierung in dieser Hinsicht wurde, und endlich die Zolllinie schwinden zu sehen, welche auf ihrer Landgrenze war.

Seit langer Zeit hatte die Regierung kein äußeres Daseyn mehr als dasjenige, welches ihr ihr früherer Ruf erworben hatte; alle Quellen ihres öffentlichen Gedeihens waren nach einander vertrocknet; selbst eine würdevolle Erhaltung der Regierung dieses Staates war für ihn eine Last geworden, und da sie

sich nicht befreien konnten, zog eine große Anzahl Holländer ihre Vereinigung mit Frankreich vor, als noch ferner den unaufhörlichen Bedrückungen ausgesetzt zu seyn, die von einem steten Regierungswechsel unzertrennlich sind.

Es wäre ohne Zweifel besser gewesen, wenn man nicht zu diesem äußersten Schritte gezwungen worden wäre, aber das Ereigniß war unabhängig von dem Willen des Kaisers gewesen; früher hatte es weniger nachtheilige Umstände gegeben, um dieses Land mit Frankreich zu vereinigen (wenn dieses seine Absicht gewesen wäre), als diejenigen, in welchen die Abdankung seines Bruders ihn zwang es zu thun.

Er hätte ohne Zweifel lieber gesehen, daß er Muth gefaßt hätte, die Last dieser Regierung zu tragen, aber er hatte nichts auf seine Entschließungen vermocht; er durfte also nur darauf denken, den traurigen Folgen vorzubeugen, welche diese Begebenheit für Frankreich haben konnte, ehe er selbst den Vortheil der Holländer berücksichtigte. Andere Betrachtungen mit diesen vereinigt ließen ihn den Entschluß fassen, entschieden Holland einzuverleiben, und dies weit mehr, als weil er damit nichts anders zu thun wußte, als dadurch seine Macht zu vermehren. Als er diese Vereinignng anbefahl, war das gesetzgebende Corps nicht versammelt; er konnte es also nicht zu Rathe ziehen.

Man hat gar sehr in Europa gegen diese entschiedene Besetzung Hollands die Stimmen erhoben, welche aus der Anzahl der Mächte ein Land verschwinden ließ, für dessen Daseyn fast alle Nationen Europas interessirt waren. Alle hatten dort Verbindungen, und der größte Theil hatte daraus sein

Bankhaus gemacht. Auch nahmen alle Antheil an dem Schicksale, welches man diesem Lande auflegte, und begannen darauf, sich ihre Meinungen über diese politische Handlung auszutauschen, welche keinem gefiel. Man ging nicht auf die Gründe ein, welche den Kaiser bestimmt hatten, man fand diejenigen besser, welche man hatte, ihm zu wiederstehen; und wenn seit diesem Augenblicke noch keine Mittheilungen über diesen Gegenstand unter einander statt fanden, so stimmten sie doch alle in ihren Meinungen überein. Diese politische Handlung des Kaisers wurde das Signal zu einem neuen Kreuzzuge gegen ihn, und man bemerkte bald, daß alle Fürsten, die geneigt waren, sich zu verbinden, nur eine Hand suchten, in welche sie das Scepter ihres Bundes legen konnten. Ich werde auf diesen Punkt zurückkommen, wenn ich von andern Vorfällen werde gesprochen haben, die hier ihren Platz finden müssen.

Sieben und Zwanzigstes Kapitel.

Anordnungen in der holländischen Verwaltung. — Wirkung, welche in Frankreich die Vereinigung Hollands hervorbringt. — Tod des Prinzen von Augustenburg. — Die schwedische Krone wird Bernadotten angeboten. — Zustand, in welchem ich das Polizeiministerium finde. — Papiere der Familie Orleans. — Der Kaiser liest sie. — Seine Worte über diesen Gegenstand.

Als man Holland einverleibte, nahm man alle Maßregeln, welche schienen, dieses Beginnen den Holländern so wenig unangenehm als möglich zu machen. Der Kaiser empfahl, daß man dort als Präfecten hinschicken solle, was die französische Verwaltung als das rechtschaffenste und empfehlenswürdigste darbot. So geschah es in allen andern Verwaltungszweigen; nur einige Bürgermeister und Finanzbeamte behielten ihre Stellen.

Die andern holländischen Beamten ersetzten in Frankreich die Stelle der Franzosen, die in ihr Land gesendet worden waren. Man vernachlässigte nichts, was eine gänzliche Mischung herbeiführen und die Keime innerlicher Zwietracht ersticken konnte; es gelang nicht, weil die Handelsvortheile des Landes die Holländer taub gegen jede Art von Einrichtungen machten, die sie nicht die Rückkehr ihrer Schifffahrt voraussehen ließen, der sie jeden Tag fremder

wurden. Man hoffte Alles von der Zeit; aber eine Reihe unglücklicher Ereignisse ließ sie bald diese Hoffnung verlieren.

Die Einverleibung Hollands gefiel auch in Frankreich nicht, sowohl weil man vorhersah, daß dieses den Krieg wieder anfachen würde, als weil man nicht eine Machtausdehnung begriff, welche die Grenzen selbst der wenig gewöhnlichen Einsichten überschritt. Es gab viele Tadler von freisinnigern Charakter, die sehr richtige Bemerkungen über diesen Landzuwuchs hören ließen.

Man wollte immer bei dem Glauben beharren, daß der Kaiser Alles entschieden einverleiben würde, was ihm beliebte, indeß das Ziel dieser Vereinigungen von der Zeit abhing, wo seine Gegenparteien selbst zurückgeben würden, was sie ihrer Herrschaft einverleibt hatten, in Folge von Ansprüchen, die nicht mehr werth waren, als diejenigen, welche er anführte. Zu gleicher Zeit, daß die Tadler kritisirten, fanden sich Höflinge, welche lobten, und es war Mode geworden aufzusuchen, bis wie weit sich das römische Reich in seinem höchsten Glanze erstreckt hatte, als wenn, um nicht entehrt zu seyn, Frankreich die Grenzen seines Gebietes bis dahin hätte ausdehnen müssen. Die Sprache weder der Einen noch der Andern wirkte auf die Beschlüsse des Kaisers ein, dessen Unternehmungen einen Zweck hatten, von dem er nicht einmal mit denen sprach, die ihm hätten dienen können; und unterdessen wurden sie durch eitle Höflinge entstellt, deren schlauer Widerwille bald sich dessen bemächtigte.

Zu dieser Zeit starb eines sonderbaren Todes der Prinz von Augustenburg, welcher durch den schwe-

dischen Reichstag zum Erbprinzen dieses Landes erwählt worden war, dessen höchst bejahrter König keine Kinder hatte.

Dieses Ereigniß zwang die Schweden, zu einer neuen Wahl zu schreiten; sie zeigten Neigung eine Wahl zu treffen, welche sie Frankreich näherte. Man stieß sie nicht zurück; sie kannten dem Rufe nach den Marschall Bernadotte, sie hatten mit ihm während des Krieges vom Jahre 1809 in Verbindung gestanden, und waren von ihm wohl behandelt worden. Sie neigten sich also auf seine Seite unter allen Wahlen, die sie hätten thun können. Der Kaiser hatte nichts dagegen; er war nicht gar sehr mit dem Marschall Bernadotte zufrieden; aber er bewahrte eine alte Freundschaft für Alle, die in Italien gedient hatten, so daß er nicht nur nicht der Wahl des Reichstags zuwider war, die eine Art von Huldigung der französischen Armee dargebracht war, in deren Reihen man einen König erwählte; sondern er ließ sie sich sogar wohlgefallen, und gab dem Marschall Bernadotte Alles, was nöthig war, um in Schweden auf eine dem Range, welchen er einnehmen sollte, geziemende Weise aufzutreten. Er gab ihm eine Million von seinem eigenen Gelde.

In diese Zeit fiel nun mein Eintritt in die Verwaltung, und ich fing schon an einzusehen, daß Alles, was über die Einverleibung Hollands gesagt wurde, das Seitenstück zu dem war, was man über Spanien geäußert hatte.

Ich bemerkte nichts in dem Verhalten meines Vorgängers, welches mir den Weg zeigen könnte, auf welchem ich dem entgegen gehen mußte, was mir die öffentliche Meinung in Gährung zu setzen

schien. Ich hielt das Ministerium, mit dem ich bekleidet worden, für eine Macht, und ich sah nur ein Schattenbild; es schien mir, als wenn ich in einer Trommel wäre, auf die jeder schlug, ohne daß ich etwas Anderes als das Geräusch unterscheiden konnte. Ich fragte jeden, der mich umgab, wie Herr Fouché es gemacht habe, und man antwortete mir sehr oft, daß er gehen ließ, was er nicht hindern konnte.

Ich schämte mich eben so sehr meiner Verlegenheit, als ich mich plagte, sie nicht übersteigen zu können, und wenn ich nicht durch rechtliche Männer ermuthigt worden wäre, die ich in dem Ministerium selbst fand, und denen man wenig Gerechtigkeit widerfahren ließ, ich es gemacht haben würde, wie der König Ludwig. Der Muth kam mir zurück, und führte mich zum Vertrauen. Ich hatte glücklicherweise ein außerordentliches Gedächtniß, um Orte und Namen zu behalten.

Ich sah wohl, daß Herr Fouché mir einen Streich gespielt hatte, indem er sein Cabinet verbrannte *), doch ich faßte den Entschluß, mir ein anderes zu erschaffen. Mein Leben lang hatte ich keine Spione gebraucht; ich kannte sogar nicht genug die Welt, in welche man sie senden mußte, um ihnen eine Lenkung zu geben, ohne mich selbst bloß zu stellen.

Meine Unbekanntschaft mit den Männern der

---

*) Während der beiden letzten Jahre seiner Verwaltung hatte Herr Fouché sorgfältig alle Schriften aufsuchen lassen, welche während der Revolution herausgegeben worden waren, und in welchen man seine Vaterlandsliebe erhob, so wie auch seinen Briefwechsel mit dem öffentlichen Heilsausschusse bekannt machte, als er dessen Commissär zu Lyon im Jahre 1793 war; er hatte Alles dieses verbrannt.

Revolution, mit welchen mein Amt mich nöthigte täglich in Berührung zu kommen, ließ mich die Nothwendigkeit empfinden, in der Vergangenheit die Vorsichtsmaßregeln für die Zukunft zu suchen.

Ich hatte von Jugend auf ein großes Vorurtheil gegen den Herzog von Orleans; dieses war die Folge der Meinungen, welche man zu der Zeit meines Eintritts in den Dienst hatte, und sie hatte sich durch Alles befestigt, was ich seitdem hörte, da sich unsere Gesellschaftssäle wieder mit den Trümmern des Schiffbruchs aller Parteien bevölkert hatten.

Ich wandte mehr als einen Monat bloß darauf, alle die bändereichen Hefte des Herzogs von Orleans zu durchlesen, welche noch in demselben Zustande waren, als man sie zum Ministerium seit ihrem Beschlage gebracht hatte, und troß dem, daß ich oft gestört wurde, kam ich damit zu Stande.

Ich fühlte meine persönliche Meinung sich oft bei dem Lesen aller dieser Papiere umwenden. Ich fand darin das Besondere, daß es Menschen gab, die ich oft auf den Herzog von Orleans schimpfen hörte, und ich hatte unter den Augen den Beweis, daß sie ihm höchst verpflichtet waren. Ich fand unter ihnen sogar Geldempfangscheine, und in fast allen eine Erkenntlichkeit ausgedrückt, so daß man keinen Zweifel über den Grund hegen konnte.

Ich machte eine Auswahl unter denen von diesen Papieren, welche Männer betrafen, die ich sehr fleißig in dem Tuilerien sah, und von andern, die nach Ansehen strebten.

Ich brachte eines Tages Alles dieses dem Kaiser nach Rambouillet; dort hatte er gewöhnlich wenig Gesellschaft, und man fand daselbst mehr Zeit zu

einer Unterhaltung. Da ich ihn nicht belügen konnte, sagte ich ihm, daß ich verleitet durch meine Befürchtungen, eines Tages ihm gegenüber eines Fehlers bezüchtigt zu werden, und weil ich mein Leben lang hätte gegen den Herzog von Orleans sprechen hören, ich der Zukunft und mir mißtrauet hätte, und in den Archiven des Hauses Orleans, die in meinem Ministerium sich befanden, die Papiere geschöpft hätte, welche ich ihm überbrächte, indem ich noch hinzufügte, daß sie merkwürdige Dinge enthielten. Der Kaiser nahm sie und sagte: „Ich war wohl davon unterrichtet, daß die Archive dieses Hauses sich dort befänden; aber man sagte mir, daß man nichts in ihnen gefunden habe; dieses würde beweisen, daß man sich nicht damit beschäftigt, oder daß man sie für unwichtig beurtheilt hat."

Er führte mich in das Kreuzgehölz unter den Fenstern des Schlosses, das ihm zum Spaziergange diente, nahe bei dem großen Teiche.

Er las Alles von einem Ende bis zu dem andern, was ziemlich lange dauerte, darauf machte er schweigend einige Gänge, und sagte darauf: „Sie sehen, man muß nie nach dem Scheine urtheilen; Sie waren gegen diesen Prinzen eingenommen, und wenn Sie Gelegenheit gefunden hätten, einem seiner Anhänger zu schaden, Sie hatten der Empfindlichkeit Gehör gegeben, die man in Ihnen aufgeregt hat, und die vielleicht von denen selbst herrührte, welche ihm verpflichtet gewesen sind. Sie haben also wohl daran gethan, diese Nachsuchung anzustellen, so muß man stets handeln. Es ist mir deutlich erwiesen, das der Herzog von Orleans kein böser Mensch war. Wenn er die Laster gehabt hat, mit denen man sein

Andenken befleckt, so konnte nichts ihn hindern, den Plan auszuführen, den man bei ihm voraussetzt; er ist nur der Hebel gewesen, dessen sich die Lenker dieser Zeit bedient haben, welche ihn und sich gefährdet haben, um Vorwände zu finden, ihm Geld abzupressen, und es scheint freilich, daß, nachdem sie einmal angefangen haben, die Forderungen keine Grenzen mehr gehabt haben."

„Man dürfte selbst nicht erstaunen, daß Alle diejenigen, welche seine Schuldner waren, sich über das Mittel verständigt hätten, ihm die Quittungen zu entreißen, und seinen Untergang vorbereitet hätten, indem sie gegen ihn den öffentlichen Unwillen erregten. Die genaue Wahrheit ist, daß der Herzog von Orleans sich in einem außerordentlichen Falle befunden hat, den er nicht vorhersehen konnte, als er sich in die Revolution geworfen hat, welches beweisset, daß er sie freisinnig, wie ganz Frankreich, begonnen hat. Was sollte er thun? Die Erbitterung der Parteien hätte ihm zu dieser Zeit die fremden Länder verschlossen. Ich billige das nicht, was er gethan hat; allein ich beklage ihn, und wollte nicht für Jemand Bürge seyn, wenn das Schicksal ihn in eine ähnliche Lage geworfen hätte. Es ist eine große Lehre, welche die Geschichte aufbewahren wird."

„Ich habe kein Interesse, mich damit zu beschäftigen; ich glaube wohl, daß die Partei des Herzogs von Orleans zu den Zeiten unserer bürgerlichen Unruhen existirt hat; ich glaube sogar, daß sie wieder aufleben könnte, wenn der Thron erledigt würde; aber so lange ich leben werde, ist dieses mir ein Hirngespinst, welches keine Proselyten machen wird."

„Jeder besitzt das, was er zu erlangen hoffte, und

selbst auch wohl mehr; glauben Sie, daß sein Besitz nicht eben so sicher bei mir als bei dem Herzoge von Orleans ist? Sie müssen selbst einsehen, wie viele Existenzen ich bedrohen würde, wenn ich mich der Furcht überließe, nachdem, was Sie mir da bringen; d. h., daß ich keine Sicherheit mehr für Jemand sehen würde, weil die Unruhstifter auch mich belagern könnten, und wenn man einmal wüthet, hat der Weiseste Mühe einzuhalten. Dieß ist meine Meinung, und man muß mir nicht mehr davon ohne wichtige Gründe sprechen. Verbrennen Sie diesen ganzen Wisch, und lassen Sie diese Leute da in Ruhe; sie mögen es nie erfahren, daß ich dieses gelesen habe; ich begreife die Verlegenheit, in welcher sie seyn würden; es sind auch übrigens welche darunter, die ich schätze. Sie haben geglaubt, daß diese damals die gute Partei war, sie konnten Recht haben."

„Ich schließe mich an keine Partei, als an die der Masse; suchen Sie nur zu einigen, meine Politik strebt darnach, die Mischung zu vollenden. Ich muß mit Jedermann regieren, ohne auf das zu sehen, was jeder thut; man hat sich um mich gereihet, um in Sicherheit zu genießen; man würde mich morgen verlassen, wenn Alles zweifelhaft würde.

Acht und Zwanzigstes Kapitel.

Herr Fouché macht mich nur mit einigen Unteragenten bekannt. — Mittel, die ich anwende, um die andern zu entdecken. — Ich finde guten Willen. — Mein Beichtstuhl wird besucht, die Heiligen aller Classen ermangeln nicht dort zu erscheinen. — Pariser Intriganten. — Sommerintriganten in der großen Welt. — Gefälligkeit der Höflinge für den Kaiser. — Maskenbälle. — Wohlthätigkeit des Kaisers. — Die Pariser Frauen.

Herr Fouché hatte mich zum Besten gehalten, als er mir Agenten anzeigte, welche Leute aus den untersten Ständen waren und die er selbst nicht empfing, bis auf zwei oder drei Personen, welche ihm gestatteten, daß er sie mir vorstelle. Er machte mich mit keinen Andern bekannt. Ich war jedoch nicht so hochmüthig, ich sprach mit Allen, um von ihnen selbst zu erfahren, wozu man sie gebrauche; ich fand unter ihnen einige, die mehr, als ihr Aeußeres versprach, werth waren, und ich habe mich wohl dabei befunden, großmüthig gewesen zu seyn. Meine ersten Versuche gingen dahin, mit List die Fäden wieder zu erfassen, welche mein Vorgänger aus Bosheit abgerissen hatte. Mein Verstand leitete mich bald auf natürliche Mittel, welche mich darin gelingen ließen.

Es gibt in allen großen Verwaltungsbehörden ein

Adreßregister, damit die Briefträger, welches Menschen sind, die man ad hoc hat, wissen, von welcher Seite sie ihren Gang beginnen müssen, um den Weg abzukürzen. Das des Polizeiministeriums war ziemlich reich in diesen Arten von Anzeigen. Es wurde von den Aufwärtern der Gerichtsstube aufbewahrt, und da ich meine Absicht nicht merken lassen wollte, so wählte ich einen Abend, wo ich mich meiner Umgebung entledigen konnte, gab dem Diener, der diesen Abend zur Aufsicht da war, einen vielumfassenden Auftrag, und erlaubte ihm schlafen zu gehen, anstatt wieder zu mir zurückzukommen; er war nicht so bald fortgegangen, als ich selbst das Register holte, so wie das Heft, welches die Empfangscheine enthielt, die die Commissionäre sorgfältig aufbewahren, im Fall daß eine Anforderung über die Bestellung der Briefe statt finden sollte.

Ich verschloß mich in mein Cabinet, um selbst einen Auszug aus diesen Adressen zu machen. Einige bezeichneten das Gewerbe. Ich brachte die Nacht hin, es abzuschreiben, und in dem Hefte der Empfangscheine alle diejenigen aufzusuchen, welche das Datum eines solchen Tages trugen, der dem entsprechen konnte, an welchem Herr Fouché die Liste der Genossen zu seinen Gastmahlen anfertigte, welche die Mittwoche, doch bloß im Winter, statt fanden, diese reizten nicht so sehr meine Neugierde als jene, bei welchen ich keinen Beweggrund fand, der sie vor das Ministerium hatte fordern lassen können. Nachdem ich geendigt hatte, legte ich die Sachen wieder an ihren Ort.

Ich hatte ein schönes Verzeichniß von Namen und Adressen; es gab welche in der Anzahl, die mir

bekannt waren, und die ich eher in China gesucht hätte, als auf dieser Liste.

Mehrere Namen waren nur mit den Anfangsbuchstaben bezeichnet; ich schloß daraus, daß diese die besten seyn mußten, und ich brachte es dahin, auch sie kennen zu lernen, indem ich ihnen den Streich spielte, von dem ich enden werde, und den die Verlegenheiten meiner Lage entschuldigen müssen, um so mehr, da er nur den Anschein der Neugierde hatte.

Ich theilte mein Adreßverzeichniß in Bezirke ein, d. h. in zwölf Theile, und trug jemandem auf, in jedem Bezirke mir eine umständliche Bemerkung darüber aufzusetzen, was jede von diesen bezeichneten Personen wäre, aus welchem Lande sie wäre, seit wie langer Zeit in Paris, wovon sie lebte, was sie hier triebe, und welches Rufes sie genösse; ohne andere Beweggründe meines Verlangens anzugeben, wurde ich nach Wunsch bedient, weil es keine Stadt in Europa gibt, wo man so schnell als in Paris einen schon bekannten Mann wiederfindet. Der einfache gesunde Menschenverstand ließ mich in diesen Nachforschungen bemerken, was mir dienlich seyn konnte, und ich fürchtete mich nicht, ein günstiges Urtheil über meine Anschläge zu fällen, über einige, welche genau die Agenten meines Vorgängers gewesen waren. Ich ließ sie durch Briefe zu einer dritten Person bescheiden, und ohne die Stunde zur Audienz anzuzeigen; ich trug bloß dafür Sorge, sie an verschiedenen Tagen rufen zu lassen. Keiner blieb aus, und sie nahmen natürlich ihre Gewohnheit wieder auf, des Nachts zu kommen. Der Thürsteher meines Cabinets stellte mir, wenn er sie ankündigte, den

Brief wieder zu, welchen ich ihnen geschrieben hatte, und der ihnen dazu gedient hatte, um sich bei mir einzuführen. Ehe ich sie eintreten ließ, hielt ich einen Augenblick den Thürsteher zurück, um ihn zu fragen, ob der Herr oder die Dame oft den Herzog von Otranto besucht hätten, und zu welcher Stunde. Es war selten, daß er sie nicht gekannt hatte. Alsdann wußte ich, wie man die angekündigte Person empfangen mußte, die in der Ueberzeugung kam, daß ich Alles wüßte, was man sonst nicht errathen hätte. Ich bemühte mich, die Miene anzunehmen, von Herrn Fouché selbst unterrichtet worden zu seyn, und vermittelst Versprechungen der Verschwiegenheit hatte ich bald die Verhältnisse aller dieser Leute da mit meinem Cabinete wieder erneuert.

Die Namen mit den Anfangsbuchstaben kamen zuletzt auch hin. Um sie zu erkennen, wandte ich das Mittel eingeübter Agenten an, die in allen Häusern, welche die auf der Adresse angezeigten Nummern trugen, Nachforschungen über die Personen anstellten, deren Namen mit den Anfangsbuchstaben anfingen. Bisweilen gab es ihrer Mehrere, deren Name mit demselben Buchstaben anfing; alsdann ließ ich mir dieselben Bemerkungen auf eines jeden Rechnung geben, und da ich durch die Aehnlichkeit der Namen in Verlegenheit gesetzt war, so kam ich auf den Einfall, ihnen noch an die dritte Person zu schreiben, ohne ihre Namen zu setzen, sondern bloß die Anfangsbuchstaben, welches die einzige Anzeige war, die ich hatte; ich übersandte meine Briefe durch die Gerichtsdiener, welche sehr oft den Pförtnern bekannt waren, zu welchen sie

bisweilen kamen, und da diese Letztern gewöhnlich vollkommen von den Gehenden und Kommenden der Personen unterrichtet sind, welche bei ihnen wohnen, so verfehlten sie niemals, den Brief der Person zu überbringen, welcher er bestimmt war, obgleich nur ein Anfangsbuchstabe zur Bezeichnung auf der Adresse war; sie waren gewohnt, diese auf dieselbe Weise gefalteten und gesiegelten Briefe ankommen zu sehen. Die Person, welche ihn erhielt, glaubte sich gefangen, und dachte nur daran, ein neues Uebereinkommen zu treffen; sie begriff nicht, daß man sie dem neuen Minister ohne ihre Erlaubniß genannt habe. Bisweilen stellte der Pförtner derselben Person beide Briefe zu, die man ihm mit demselben Anfangsbuchstaben zur Adresse gebracht hatte, was ein Beweis war, daß ich mich nicht betrogen hatte, und dieselbe brachte, wenn sie in mein Cabinet kam, beide zurück, indem sie die Bemerkung machte, daß es ohne Zweifel aus Unaufmerksamkeit geschehen sey, daß man ihr zweimal geschrieben habe. Dieß wurde leicht auf die Rechnung eines Irrthums gesetzt, weil jeder Brief einen verschiedenen Tag anzeigte, um sich bei mir einzufinden. Auf diese Art lernte ich alle Verbindungen des Herrn Fouché kennen, welche ich weit zahlreicher geglaubt habe und besonders weit kostbarer. Es fiel auch wohl gar vor, daß in einem Hause, wo es zwei ähnliche Namen gab, der Pförtner neu angestellt war, und die Briefe beiden Personen, für welche er sie bestimmt glaubte, zustellte. Sie kamen beide zu mir; aber da der Thürsteher die richtige kannte, so fand ich immer etwas in der statistischen Bemerkung des Andern, was meine Vorforderung zu mir rechtfertigte. Ich wandte noch

ein anderes Mittel an, um alle Spuren meines Vorgängers aufzufinden; ich befahl meinem Cassierer, mich zu benachrichtigen, wenn die Gesuchten sich zeigten, um Geld zu holen; ich verstand unter Gehülfen nur diejenigen, welche kein sichtbares Geschäft hatten. Den ersten Monat hatte der Stolz das Uebergewicht, ich sah Niemand; aber den zweiten erkannte man, daß es kein einfältiges Gewerbe gebe, wohl aber nur einfältige Leute; man kam unter irgend einem Vorwande, bei der Behörde zu fragen, ob man die Zahlungen fortsetzen würde; ich empfing jedermann, verminderte Niemandes Gebühren, und vermehrte beträchtlich den größten Theil derer, welche ich anstellte, und Aller, die unter mir arbeiteten. Dieses kleine Probestück, zu welchem ich gezwungen worden, um mir Werkzeuge zu verschaffen, die man mir hätte lassen sollen, schadete mir nicht, aber hatte mir nicht die Quellen weit schätzbarerer Nachforschungen aufgedeckt; ich begriff nicht, daß es nur dieses geben sollte, denn ich sah nicht ein, wie ich die Hälfte der Summe verwenden sollte, welche der Kaiser zu diesem Artikel hergab, von der jedoch am Ende jedes Jahres wenig übrig blieb.

Ich zog aus dieser kleinen List noch eine andere Lehre, nemlich ich sah ein, daß man sich mit der Gesellschaft unter tausend Verhältnissen in Verbindung setzen kann; früher hätte ich es nicht gewagt, den Vorschlag, an wen es auch sey, zu machen. Dieses gab mir einen Begriff von dem Grade der Achtung, welchen man dem Menschen bewilligen muß, so wie die Schätzung der Gefälligkeiten eines Jeden, die von ihrer Lage, ihrem Hange zu Un=

ordnungen, und ihrer Neigung zur Ausschweifung abhängt.

Bei anderen gebrauchte ich versteckte Mittel, um zu meinem Zwecke zu kommen; ich fand, daß ein Mann schon unglücklich genug war, dazu gebracht zu seyn, und ich glaubte dabei mehr zu gewinnen, indem ich sie auf eine Art verpflichtete, die ihre Seele erhob, anstatt sie herabzuwürdigen. Bei mehreren gelang es mir; ich empfing ihre Nachrichten, und belohnte sie, indem ich ihnen dankte. Diese haben mich besucht, als das Glück mich verließ, und die andern haben mir nicht ein Lebenszeichen gegeben; ja einige selbst mich verleumdet.

Diese wenige Erfahrung, welche ich erlangt, hatte mir die Dreistigkeit eingeflößt, die Mittel aufzusuchen sie auszudehnen; ich sah bald, daß ich mich nur vor einem Schatten gefürchtet hatte, denn ich hatte die Nachforschungen so weit getrieben, daß ich selbst Mühe habe daran zu glauben. Als ich nun so meinen Beichtstuhl versorgt hatte, dachte ich darauf, ihn anzuwenden. Die gebildete Welt, so wie die des Handels und des Bürgerstandes theilt sich leicht in Gesellschaften; ich verwandte nicht gar viele Zeit auf meine Eintheilung, und ich war dahin gelangt, sie auf eine ziemlich richtige Weise zu machen, so daß ich mich selten über einen Namen der Personen täuschte, welche eine Versammlung, einen Ball, oder was man damals eine bouillotte *) nannte, gebildet hatte, wenn ich benachrichtiget worden war, daß sie

*) Ein Kartenspiel.

in diesem oder jenem Hause statt finde*). Man muß nicht glauben, daß man darin große Wichtigkeit setzte, Alles zu wissen, was dort gesprochen wurde; man hätte eben so viele Mühe dabei gehabt, daraus etwas Nützliches auszulesen, als die Sandkörner des Meerufers zu zählen. Aber was den Gegenstand einer fortwährenden Beobachtung ausmachte, war Achtung zu geben, ob man nicht diese Vereine benutzte, um daselbst schlimme Gerüchte zu verbreiten, oder auch nachtheilige Nachrichten, so wie einige Kriegsentwürfe, oder neue Finanzpläne; die übelgesinnten Zeitungskrämer trugen gewöhnlich Sorge, dieses in den Zirkeln auszusäen, welche sie von den Personen gebildet wußten, deren Vortheile am leichtesten dadurch beunruhiget werden konnten. Wenn der Fall sich darbot, hörte der Beobachter den Erzähler, und bei einem Besuche verfehlte er es selten zu entdecken, woher er die Nachricht genommen hatte, mit der er friedliche Bürger plagen wollte. Auf diese Art war man dahin gelangt, Verzeichnisse von allen Mährchenverbreitern sich zu verschaffen, und wenn sie sich dem Falle aussetzten, bestraft zu werden, ließ man sie mit einem einzigen Male die Rechnung ihrer unbedachtsamen Geschwätze bezahlen.

Es gibt in Paris eine Classe Menschen, welche auf Kosten der Leichtgläubigkeit und Gutmüthigkeit Anderer leben; diese haben ein großes Interesse daran, von allem Wahren oder Falschen unterrichtet zu seyn, sie haben einen Berichtführer, auf welchen

*) Der hohe Adel, so wie der Handelsstand hatte bestimmte Tage in der Woche. – Die Bürgerschaft wählte gemeiniglich den Sonntag.

sie Alles setzen, was sie erfahren; mit diesen niedlichen Kleinigkeiten entrichten sie ihr Mahl, oder ihren Platz im Schauspiele; sie bringen eine Neuigkeit, um eine andere zu hören. Diese sind köstliche Menschen für einen Polizeiminister; er hat sie ohne Mühe, wenn er sie aus den schlimmen Geschichten zieht, in welche sie nie ermangeln sich zu stürzen. Man bedient sich ihrer, um dem Oeffentlichkeit zu geben, was man verbreiten will, und um zu entdecken, von wo die Oeffentlichkeit dessen ausgeht, was verheimlicht werden soll.

Die Intrigue ist stets geschäftig, weil sie unaufhörliche Bedürfnisse hat, die sie zwingen, den Geist immer in Thätigkeit zu erhalten. Ein Intrigant ohne Thätigkeit ist bald im Hospitale, und derjenige, der in Thätigkeit ist, würde Mittel finden, einer Henne goldne Eier legen zu lassen. Ein Intrigant kennt die Herzensverbindungen aller seiner Freunde, er rathet dem Liebhaber wie der Geliebten, er entzweit, versöhnet sie, er studiret ihre Leidenschaften, das, was sie hassen; er beobachtet die Ausschweifungen Anderer, indem er sie denen seiner eigenen beigesellt; es gibt wenige anziehende Orte, wo er nicht die Augen und Ohren hat. Sucht man einen Wollüstling, so weiß er, in welcher galanten Gesellschaft man ihn finden muß, bei welchem Speisewirthe er zu Mittage gegessen haben wird, in welchem Schauspiele er gewesen ist. Ist es eine Leichtsinnige; so kennt er sie gleichfalls an äußern Kennzeichen. Es gibt auf der Welt keine kleine Stadt, wo man schneller eine Person findet, welche man sucht, als zu Paris.

Im Sommer, wenn der hohe Adel auf seinen Schlössern ist, erfährt man weniger geschwind, was

man wissen will, aber es gibt auch hier ein unfehlbares Mittel, das zu entdecken, was man nützlich zu erfahren glaubt. Die Schloßgesellschaften haben viel Anziehendes. Mit ein wenig Umgang in der guten Gesellschaft kennt man vor dem Ende der bösen Jahreszeit alle Landpartien, welche von dem Ende des Juni bis in den November statt finden sollen. Man weiß, daß in dem Monate diese Gesellschaft in diesem Schlosse ist, von wo sie sich den folgenden Monat zu jenem andern begiebt, und wo sie durch jene andere ersetzt wird. Man macht so die Runde in einer ganzen Provinz, und es ereignet sich selten, daß die Personen, welche diese Spazierfahrt gemacht haben, nicht bei ihrer Rückkehr Alles erzählen, was sie gesehen oder gehört haben; und wenn man Ursache hat, von dem unterrichtet seyn zu wollen, was in einem dieser Häuser vorgefallen ist, so ist es sehr selten, daß das, was Ihnen ganz unschuldig zu Ohren kommt, Sie nicht auf die Spur dessen führt, was höchst wichtig zu erfahren seyn möchte.

Der größte Theil dieser Schlösser hält Boten, welche die Briefe ihrer Gesellschaften auf das nächste Posthaus bringen und zurückbringen. Wenn etwas Ernstes dort vorfiele, so würde man hundert Mittel haben, davon benachrichtigt zu werden, weil die Unschuld sich nicht verstellt, und wenn sie sich zur Seite der Strafbaren findet, sie sich freimüthig offenbaret. Man hat Alles einer Inquisition des Kaisers zugeschrieben, was die Einbildungskraft einiger schwachen oder unverständigen Geister in Plackereien bemerken und erdulden wollte, indeß dieses nur die Wirkungen des Widerwillens einiger besonderer Geister,

waren die, um sich besser zu rächen, sich in den Mantel der Gewalt hüllten. Ich habe einzelne Personen gekannt, die glaubten, daß der Kaiser ihnen zürne, und ich habe seitdem erfahren, daß er sogar ihre Namen nicht kannte, oder nur von ihnen eine gute Meinung hegte.

Man glaubte, daß der Kaiser ein großes Interesse darin setze, die häuslichen Angelegenheiten zu kennen, so wie alle besonderen Umstände, welche auf sie Bezug hatten; ich weiß selbst, daß es Herrn Fouché beliebt hat, sich, als er hievon sprach, dieser Ausdrücke zu bedienen: „Sie kennen den Kaiser nicht; er wünscht gerne Jedermanns Küche zu bestellen.“ Er hat dieses Gespräch mir selbst gehalten. Wahrlich von allen denen, die das Polizeiministerium verwaltet haben, wenn es irgend einen gegeben hat, den der Kaiser nicht gescheut hätte, um ihm solche geringfügige Umstände aufzutragen, welche seine Neugierde gereizt hätten, wenn es jemand war, so war ich es. Nun aber erkläre ich, daß in den vier Jahren, in denen ich diese Stelle bekleidet habe, er niemals mir irgend einen besondern Umstand über das Innere, wessen es auch sey, abgefragt hat, ausgenommen, wenn die Rede davon war, jemand mit einem Amte zu versorgen, das mit einigem Ansehen verknüpft war, und die Huldigungen eines Theils der Gesellschaft, oder eines ganzen Landes auf sich zog, als z. B. eine Präfectur; alsdann wollte er durchaus, daß man ohne Tadel sey, und ich habe einige Fälle erlebt, wo die Mißachtung, welche üble Aufführung dem Inneren einer Familie zugezogen hatte, sie eines Wohlstandes be-

raubte, der ihr ohne dieses Hinderniß zu Theil geworden wäre.

Indessen war man erstaunt, daß der Kaiser eine ziemliche Menge kleiner unterhaltender Geschichten kannte, von welchen man glaubte, daß sie nur durch den Polizeiminister bis zu ihm gelangt seyn konnten. Ehe ich es selbst wurde, glaubte ich es auch; allein folgendes waren die Quellen, aus welchen der Kaiser Nachrichten schöpfte. Er war nicht immer in seinem Cabinete; er sah Gesellschaften, er liebte sie, und vorzüglich die der Frauen, und man muß gestehen, daß seit fünf und zwanzig Jahren dieses Geschlecht eine Art Zeitvertreib angenommen hat und sich Beschäftigungen ergibt, die so verschieden sind von dem, welchem man sich in Zirkeln überließ, wo mit den nemlichen Annehmlichkeiten es seinen Geist bildet und mehr ausschmücket, daß es fast nicht mehr möglich ist, eine Frau von einer andern sprechen zu lassen, ohne daß die üble Nachrede einen großen Antheil an der Unterhaltung hat. Es erfolgte daraus, daß die Eifersucht und der Wetteifer, um Gunstbeweise zu erhalten, Geheimnisse ausplaudern ließen, oder auch Verleumdungen erzeugten. Im Winter fanden Hofmaskenbälle statt, welche die einzigen Vergnügungen waren, in denen der Kaiser den Vortheil des Incognito hatte, und wo er nach Gefallen sprechen konnte; ich bin oft in seinem Gefolge bei solchen Gelegenheiten gewesen. Ich bin sogar mit ihm in denen der großen Oper gewesen, so wie denen des Hofes. Die Gesellschaft, obwohl zahlreich, war auserlesen; Jedermann wußte sich in der besten Gesellschaft, und troß dem wurden dort solche Schelmstreiche gespielt, die wahre Tücke ver-

riethen. Hatte der Kaiser also nöthig, dem Polizeiminister den Auftrag zu ertheilen, ihn von allen diesen Kleinigkeiten stets in Kenntniß zu setzen? Er hatte wohl andere Besorgungen ihm anzuvertrauen, und er litt keinen Mangel an Höflingen, die ihm davon mehr erzählten, als er hätte hören wollen, wenn er einmal erlaubt hätte, daß man mit solchen Geschichten sein Ohr belästige. Ich muß jedoch der Wahrheit Ehre erweisen; er hat mich bisweilen um Umstände befragt, die Familien betrafen, und dies zu zwei bestimmten Zeiten des Jahres, zu Weihnachten, und am 15. August, an welchem sein Namensfest war. Er zeigte selbst die Namen der Familien, und er hat keinen andern Zweck, den Zustand der Dürftigkeit eines Jeden kennen zu lernen, als um diese Gelegenheit zu ergreifen, ihnen zu Hülfe zu kommen. Ich habe viele Geschenke von hundert tausend Franken erfahren, welche er auf einmal in eine einzige Haushaltung gegeben hat, und außerdem noch viele andere von einer geringern Summe. Es ist nicht mein Geheimniß, ich habe kein Recht es zu verrathen, aber diejenigen, welche sie erhalten haben und die mich lesen, werden urtheilen können, ob ich die Wahrheit sage.

Ich habe zwanzig Briefe von ihm erhalten, in welchen er mir häufig anbefiehlt, Berichte einzuziehen über den Vermögenszustand der Familien von Generalen im Dienste, mit welchen er zufrieden war.

Die ersten Briefe, welche ich von ihm bekam, bezogen sich auf die Verbannten und Staatsgefangenen. Ich werde von ihnen später reden.

Es ist nichts desto weniger auch der Billigkeit gemäß, zum Lobe der Pariser Frauengesellschaft zu

erwähnen, daß sie viel dabei gewinnt, in ihren innerlichen Verhältnissen gekannt zu seyn. Ich habe manche Probe von Verleumdungen erhalten, die man ihr aufgebürdet hatte, und ich glaube nicht, daß es, außer einer kleinen Anzahl von Frauen, denen die Berühmtheit ein Herzensbedürfniß ist, ein Land gibt, wo man so viele erhabene Seelen findet, die ihr Bestreben in die Erfüllung ihrer Pflichten gesetzt haben, und ich habe auch gesehen, daß diejenigen, die sich das Recht anmaßten, sie zu verschreien, stets diejenigen waren, die am wenigsten von derselben ausgezeichnet wurden.

Neun und Zwanzigstes Kapitel.

Lage, in welcher ich mich befinde. — Neue Einrichtung der Polizei. — Commissäre in den Departements. — Verschiedene Verbesserungen. — Oeffentliche Miethwagen. — Anekdote über diesen Gegenstand.

Nachdem ich die Pariser Gesellschaften eingetheilt hatte, beschäftigte ich mich damit, die Aufsicht bis auf alle Classen Handwerker, die die Vorstädte bewohnen, auszudehnen; dieses ging mich weniger als dem Polizeipräfecten an, aber ich war sehr froh, im Stande zu seyn, selbst die Spuren einer aufrühre-rischen Bewegung aufzufinden, wenn es sich ereig-net hätte, daß ich von den Berichten nicht zufrieden gestellt worden wäre, welche der Präfect mir hatte zukommen lassen; es geschah einzig aus Vorsicht. Ich hatte schon bemerkt, daß das mächtigste Mittel meiner Verwaltung wäre, den Haß und den Wetteifer wirken zu lassen, so wie es auch deren Pflicht war, den Wirkungen derselben vorzubeugen; es ist gefährlich, davon Gebrauch zu machen, und man muß sein Inneres mit Redlichkeit erfüllt fühlen, um nicht zu fürchten, es zu mißbrauchen, oder selbst durch Nachrichten betrogen zu werden, die von dem Hasse und einer Privatleidenschaft eingegeben worden. Ich machte nur Gebrauch davon, um von den

Vorereignissen unterrichtet zu werden, die mir mangelten, und die ich höchst nöthig hatte, um das Personale kennen zu lernen, mit dem ich täglich zu thun hatte. Ich war der Revolution fremd, ich hatte weder die Nationalversammlungen, noch die Klubs, noch die Spaltungen des bürgerlichen Krieges gekannt, und ich wußte daher nichts von Allen dem, was sich auf die Männer bezog, die sich in diesen verschiedenen Umständen bemerkbar gemacht hatten, und die indessen größten Theils die ansehnlichsten Aemter bekleideten; die Männer der Revolution hatten alle öffentlichen Stellen in Besitz genommen. Ich war wie ein Blinder in ihrer Mitte. Man ließ sich meine gute Tafel gefallen, die Kutschen bildeten eine lange Reihe vor dem Thore meines Hotels; ich lebte auf einem hohen Fuß, es verfloß kaum ein Montag, an dem ich nicht vierhundert Personen bei mir sah, allein, wenn ich gezwungen worden wäre, einen Schluß daraus zu ziehen, oder eine Meinung von Allen dem zu bilden, was man mir an diesen lärmenden Abenden gesagt hatte, so würde ich mich nur in Irrthümer gestürzt haben, und nur eine Lüge erzeuget haben; ich sah es wohl ein, auch habe ich mich nicht nach dem gerichtet, was ich dort erfuhr.

Ich sah mich der einzige von meiner Partei und ohne Stütze, noch Lobredner, nicht daß ich versteckte Anschläge hatte, die mich nöthigten, zu ihnen meine Zuflucht zu nehmen, sondern weil in dem Lande, das ich bewohne, und auf dem Platze, den ich bekleidete, ich Waffen gegen die Lächerlichkeit bedurfte, welche in Frankreich der mächtigste Feind ist, den man gegen einen Mann im Amte wirken lassen kann. Ich beschloß also, mir einen Anhang zu ver=

schaffen, und da alle meine Amtsbrüder einen Vorsprung von zehn Jahren vor mir voraus hatten, während welcher sie den ihrigen wohl verstärkt hatten, so mußte ich nach demselben Ziele streben auf allen Wegen, die mir, mir zu eröffnen, möglich waren, um mich ihnen gleich zu stellen.

Ich fing damit an, mich des Rechts zu bemächtigen, alle Plätze zu besetzen, die die Polizeipräfectur angingen; dies war beträchtlich, und kam mir um so mehr zu, da sie sehr ausgebreitet waren, und ganz natürliche Mittel zu Kundschaften verschaffte in dem Fall, daß eine Unordnung eintreten sollte. Ich sah das Zeugniß eines Mannes lieber, der, an dem Orte gewesen, gesehen hatte, was er erzählte, als einen Bericht, der in einem Cabinette verfertigt worden, und der erst aufgesetzt worden, nachdem man das ausgelassen hatte, was diesem oder jenem Individuum, das man begünstigte, zur Last gelegt werden konnte. Ich hörte gern die Wahrheit, und verließ mich ziemlich auf meine Urtheilskraft, um mich nicht täuschen zu lassen; ferner war ich, wenn man jemandem eine Gunst zu erweisen hatte, insbesondere eifersüchtig, selbst unmittelbar der Ertheiler zu seyn, es war eine Entschädigung für die unangenehmste Arbeit, welche es jemals gegeben hat.

Ich hatte Mühe, mir die Ernennung zu den Stellen der Polizeipräfectur anzueignen, und es war sogleich ein kaiserlicher Befehl dazu nöthig; der Kaiser wollte nicht gerne ändern, was schon bestand, und ich war genöthigt, ihm zu beweisen, daß es zum größten Vortheil seines Dienstes gereiche, wenn ich auf diese Ernennungen Anspruch machte.

Ich konnte nun mir Mittel, Erkundigungen ein-

zuziehen, verschaffen, und alle Beamte bei der Präfectur gewannen dabei, weil sie mehr von der Weise abhängig waren, auf welche sie ihre Pflicht erfüllten, als von einem schlimmen Berichte, wie sie dem früher ausgesetzt waren.

Allmählig verschaffte ich mir gute Polizeicommissäre in den großen Städten und in denen von starkem Verkehre; ich trug Sorge, daß sie nicht nur gebildete Leute, sondern auch scharfsinnig genug wären, um einer Nachforschung zu folgen ohne Verletzung des äußern Anstandes, und ohne daß das Interesse der bürgerlichen Gesellschaft darunter litt. Ich belohnte diejenigen, welche viel leisteten, ohne sich Klagen zuzuziehen, und ich veränderte den Sitz derer, gegen welche Klagen erhoben worden waren; aber ich verließ nie einen entschlossenen Mann, der sich nicht in den Nachspürungen schonte.

Wenn ich einen Agenten in einem Posten angestellt sah, wo er nicht so viel fand, um die Hälfte seiner Fähigkeiten anzuwenden, so wies ich ihm einen größern Schauplatz an.

So hatte ich mir schon eine ziemliche Anzahl Richtpfähle ausgesteckt, die mir vielmehr als Zufluchtspunkte dienten, als wie Mittel, Erkundigungen einzuziehen, als ich eine Verordnung über die Polizei der Bedienten einführen wollte, die in Paris eine unzählige Masse ausmachen. Was mich dazu bestimmt hatte, war die Bemerkung, daß der größte Theil der Diebstähle von den Dienstboten begangen wurde; Alle, die wegen eines Verdachts solchen Vergehens festgesetzt worden, waren Dienstboten.

Es giebt keine Stadt in der Welt, wo man weni=

ger Nachrichten als zu Paris über einen Dienstboten einzieht, der sich anbietet, um in Dienste zu treten.

Die schlimmen Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft kennen auch deren Unvollkommenheiten, dies ist ihr Feld, das sie ausgekundschaftet haben. Wenn ein Dieb dem Gefängnisse oder den Galeeren entwischt, so kommt er nach Paris; er führt sich als Dienstbote ein, um Gelegenheit zu erhalten, Kameraden kennen zu lernen, und Beobachtungen unter dem Schutze seines Herrn anzustellen. Diese zahlreiche Menschenclasse kann nicht eingetheilt werden, um sie unter Aufsicht zu stellen, ich kam jedoch damit zu Stande unter der Verwaltung des Herrn Pasquier.

Ich hatte nur das Beste der Hauseigenthümer zur Absicht, als ich die Maßregel vorschlug, jedem, wer es auch sey, zu verbieten, einen Diener zu nehmen, dessen Dienstschein nicht auf der Polizeipräfectur besichtigt worden wäre. Diese Scheine glichen denen, welche man den Soldaten giebt.

Man schrieb auf demselben den Namen, das Alter, die körperliche Beschreibung, den Namen der Eltern, das Vaterland und das Gewerbe der fraglichen Person; das Datum ihrer Ankunft in Paris, auch fügte man noch Zeugnisse der guten Aufführung hinzu.

Wenn die Hauseigenthümer keinen genommen hätten, ohne daß er seinen Dienstschein hatte, so hätte sich daraus ergeben, daß alle Dienstboten gezwungen worden, sich auf der Präfectur einzufinden, um sich mit dem Dienstscheine zu versorgen, und diese hätte die Gelegenheit benutzt, um sie alle aufzuschreiben, und sie in Listen nach alphabetischer Ordnung einzutragen, in welchen sie hernach geforscht hätte, ob sich daselbst Namen

oder Beschreibungen fänden, welche Bezug auf diejenigen haben könnten, nach welchen sie suchte.

Nach meinem Vorschlage sollte eine Herrschaft den Dienstschein seines Dienstboten in Verwahr nehmen, und wenn sie ihn abließ, schrieb sie darauf den Tag, an dem sie seinen Dienst verlassen hatte, ohne dort eine Bemerkung hinzu zu thun; sie konnte welche besonders schicken, aber dieselben nicht auf den Dienstschein setzen, um diese Unglücklichen keinen Ungerechtigkeiten auszusetzen. Der Herr gab den Dienstschein nicht dem Dienstboten zurück, sondern er sandte ihn auf die Präfectur, welcher in die Anmerkung über diesen Menschen seinen Austritt aus dem Hause eintrug, in welchem er angestellt gewesen war, und die Gründe seiner Entlassung anführte, wenn dessen Herr sie kund gethan hatte.

Ein Dienstbote war verbunden, sich nach einem sehr kurzen Zeitverlaufe auf der Präfectur einzufinden, um seinen Dienstschein abzuholen; sonst wurde er um eben so viele Tage mit Gefängnißstrafe belegt, als er deren versäumt hatte, um sich der Ordnung zu fügen, ebenso wie der Miethsherr, der ihm eine Wohnung eingeräumt hätte, ohne sich versichert zu haben, daß er seinen Dienstschein habe.

Diese einfache Verwaltungsmaßregel, die in allen ihren Veranstaltungen gut war, nur wenig Sorgfalt kostete und sehr gute Wirkungen hervorbringen mußte, fand jedoch Widerspruch im Staatsrathe; es waren in demselben verkehrte Geister, die in meinem Vorschlage nur ein Mittel, ihr Inneres auszukundschaften, sahen, und die sich dagegen wie die Besessenen erhoben; er würde ohne Herrn Pasquier nicht durchgegangen seyn, der die Nützlichkeit desselben bewies, und des gesunder Geist über allen Widerstand

triumphirte. Er drang durch; die Maßregel wurde vollzogen, und seit den ersten Monaten lieferte sie in die Hände der Verwaltung, ich glaube, neun hundert bis tausend Individuen, welche entweder von der Armee entlaufen, oder aus den Gefängnissen, Galeeren entwischt, oder aus ihrem Lande entflohen, um der Verfolgung der Gerechtigkeit zu entgehen. Sie wurden einer des andern Beobachter, und dieses hatte während einiger Zeit seinen guten Fortgang.

Ich wollte die Zeit, die ich günstig glaubte, benutzen, um gleichergestalt die Miethkutscher zu ordnen, deren zu Paris eine Anzahl von ungefähr drei tausend sind; aber ungeachtet der mächtigen Gründe, welche ich vorbrachte, um zu Stande zu kommen, so erhielt doch der nemliche Widerspruch von Seiten des Staatsraths die Oberhand, und ich ward gezwungen, diesem Vorhaben zu entsagen.

Ich wollte die Pariser Miethkutschen, so wie die zweirädrigen Halbwagen in Compagnien von fünf und zwanzig eintheilen; eine Gesellschaft hätte sich vereinigt, um für eine oder auch für mehrere zu unterschreiben. Die Verpflichtungen wären gewesen, stets die Wagen einer und derselben Compagnie von derselben Farbe zu haben, so wie auch die der Pferde in der Compagnie; die Kutscher sollten in Mänteln von derselben Farbe gekleidet seyn, und mit wachstuchenen Hüten; ferner die Pferde der Untersuchung der Vieharzte monatlich zu unterwerfen, und eine Geldstrafe darauf gesetzt seyn, wenn man auf dem Platze ein vom Rotze, Wurme, Räude oder der Engbrüstigkeit u. s. w. befallenes Pferd erblickte. Gleicherweise wäre eine Geldstrafe darauf gesetzt worden, wenn die Geschirre nicht in tauglichem Stande be-

funden worden wäre; sie wäre von dem Kutscher getragen worden, wenn das Geschirr oder irgend ein Theil des Anspanns während der Fahrt gerissen wäre. Eine noch größere Geldstrafe hätte der Unternehmer zahlen müssen, wenn sich an dem Wagen oder einem Rade ein Schaden offenbarte, der die Personen, die darin gewesen, genöthigt hätte, auszusteigen, ehe sie dahin gebracht worden, wo sie sollten hingeführt werden.

Die Verwaltung gewann dabei, erstens erhielt sie gute Bürgen in der Person der Unternehmer; zweitens reinlichere Wagen mit besserer Bedienung; drittens weniger häßliche Pferde; und deren Gesundheitszustand nicht diejenigen gefährdet hätte, die sich an ihrer Seite hätten befinden können, und endlich würde sie noch in einer Hinsicht gewonnen haben, die für sie nicht gleichgültig war.

Es giebt Miethkutschen in Paris, die Nummern tragen, welche aus vier Ziffern zusammengesetzt sind, wenige Gedächtnisse sind im Stande, sie sich wohl zu merken, statt dessen, wenn man sie nur in Compagnien numerirte, jedermann sagen konnte: Ich hatte die zwanzigste Kutsche der ersten Compagnie. Wenn man am Abende eine genommen hätte, so konnte jedermann nach Beendigung einer Lustpartie, da die Pferde einer und derselben Compagnie von derselben Farbe seyn, so wie der Kutschen übereinstimmen mußte, sagen: In dieser Stunde, in jener Straße habe ich einen gelben Wagen mit grauen Pferden genommen; so war nun schon die Compagnie bezeichnet, es blieb mir nur noch übrig, unter fünf und zwanzig Kutschern den aufzusuchen, der sich in dem Stadttheile befunden hatte, was eine Kleinigkeit ist, da diejenigen, die sich nichts vorzuwerfen haben, stets wahr anklagen werden, und der

Strafbare zuletzt übrig bleibt, wenn er sich nicht sogleich kund giebt*). Wenn ich diese Maßregel hätte durch=

*) Im Jahre 1797 kam ich in Paris mit einem meiner Kameraden an, der einen Geldsack mit 1,200 Franken bei sich hatte. Es war im Novembermonate; wir stiegen in der Straße der Fossés=Saint=Victor ab, wo die Landkutsche anhielt, nahmen darauf einen Miethwagen, um uns in unser Gasthaus in der Straße Richelieu zu begeben. Als wir dort angekommen, nahmen wir bei dem Aussteigen unsere Habseligkeiten mit solcher Eile, daß mein Kamerad seinen Geldsack vergaß.

Wir waren beide sehr jung. Es war ein Operntag; wir wollten unsern Tag im Schauspielsaale beendigen; die Oper ging schon zu Ende, als plötzlich meinem Gefährten sein Geldsack beifällt. Wie sollten wir den Miethkutscher erwischen? Keiner von uns beiden hatte sich die Nummer gemerkt; er war in großer Sorge, als ich auf einen guten Gedanken kam.

Ich hatte mir gemerkt, daß die Miethkutsche weiß war, und ein Pferd von dieser Farbe mit einem andern von einer derselben verschiedenen hatte.

Ich äußerte die Meinung, daß vielleicht der Kutscher unsere Vergessenheit nicht inne geworden, und daß er sich bei der Oper hingestellt haben würde, um den Tag damit zu endigen, daß er jemand in seine Wohnung zurückführe; daß wir uns daran machen müßten, alle Wagen zu besichtigen, die sich um die Oper herum befanden. Wirklich fanden wir den unsrigen, welcher einer der ersten an der Spitze der Reihe derer war, welcher beim Hinausgehen aus dem Schauspiel gleich anfangs mußte herbeigerufen werden. Wir stiegen hinein und sagten dem Kutscher, uns in die Straße der Fossés=Saint=Victor zu führen; er erkannte uns nicht. Wir begannen in dem Wagen zu suchen, und fanden den Geldsack, den er unterdessen in den Kutschkasten gelegt hatte. Da er vor der Thüre unseres Gasthauses vorbeifuhr, ließen wir ihn anhalten. Er sah uns mit unserm Gelde aussteigen, unterstand sich aber nicht das Mindeste in Anspruch zu nehmen; er zog es vor, die Miene anzunehmen, nicht bemerkt zu haben, daß der Geldsack in seinem Wagen gewesen sey, und bereute es sicherlich, daß er noch

setzen können, wäre kaum ein Jahr verflossen, und Paris hätte nur gute Anstalten für Miethkutschen mit anständigem Anspanne und wohlgekleideten Kutschern gehabt, und diese häßlichen Wagen wären verschwunden. Noch dazu wären die Kutscher, welche Leute sind, die man zu Allem gebrauchen kann, einer Untersuchung unterworfen, und unter die Verantwortlichkeit der Unternehmer gesetzt worden, welche keine Leute hätten annehmen dürfen, die nicht ihren Dienstschein von der Polizeipräfectur hatten.

Herr Pasquier konnte nicht mit diesem Plane durchdringen, der auf guten Grundsätzen und in den bestmöglichsten Absichten für die Verwaltung gefaßt war, so daß ich diesen schmutzigen Schlupfwinkel lassen mußte, wie er war, wo alle schlimmen Subjecte Schutz vor den im Gange seyenden Nachforschungen suchten, deren Gegenstand dieselben waren. Ich hatte die Verwaltung des Herrn Lenoir höchst rühmen hören, der Polizeilieutenant am Ende der Regierung Ludwigs des Sechszehnten war; ich wollte, daß die der Präfectur sie überträfe, und sie war schon im Stande, Dinge zu beginnen, die Herr Lenoir nicht würde erreicht haben können, obgleich die Aufsicht weit leichter zu seiner Zeit als zu der gegenwärtigen zu handhaben war.

Vor dem Jahre 1790 bestanden noch die Zünfte, sie theilten natürlich die Volksmasse in Gewerbe ein. Die Zunftämter der Geschworenen und die Verbrüderungen der verschiedenen Handwerker bestanden ebenfalls, und stellten eine Theilung in dem unruhigsten Theile der Einwohner fest. Noch dazu war die Schaar-

---

einen halben Thaler hatte verdienen wollen, und beim Ausgange der Oper geblieben war.

wache zu Pferde wie zu Fuß unter den Befehlen des Polizeilieutenants, was Herrn Lenoir gar bedeutende Hülfsquellen darbot, sowohl, um Nachrichten zu erhalten, als auch, um zu unterdrücken, oder traurigen Ereignissen vorzubeugen. Zu der Zeit meines Amtsantritts waren dagegen die Pariser Stadttruppen unter den Befehlen des militärischen Hauptes der Stadt, und unter der unmittelbaren Gewalt des Kriegsministers. Erst ein Jahr später erhielt ich die Erlaubniß, diese Gendarmerielegion zu Fuß wie zu Pferde zu errichten, welche noch jetzt besteht, und sie unter die unmittelbaren Befehle des Polizeipräfecten zu stellen.

Nach Verlauf einiger Monate war es mir gelungen, von dem vollkommen unterrichtet zu werden, was in Paris mit der Post oder mit der Landkutsche ankam, so wie auch von dem, was von den großen Städten Frankreichs in die Hauptstadt abreiste; dies war nicht nothwendig, aber es gehörte zu den Materialien, welche die Nachforschungen bildeten, zu denen seine Zuflucht zu nehmen man in den Fall kommen konnte.

Diese Aufsicht war gut, um die Ursachen einer Thatsache zu erforschen, aber ich ersah noch nichts, womit ich dem entgegen treten konnte, dem vorzubeugen höchst wichtig werden konnte. Dieses leitete mich auf einen andern Gedanken; ich ließ die Präfectur sich mit Paris beschäftigen, die ich anfing gehörig genug kennen zu lernen, um das zu begreifen, was man mir von ihr sagte, und kehrte zurück, sie in einer andern Hinsicht zu betrachten.

Dreissigstes Kapitel.

Verwiesene. — Staatsgefangene. — Frau von Aveaux. — Zurückberufung der aus der Vorstadt Saint-Germain Verwiesenen. — Der frühere Adel findet sich an dem Hofe des Kaisers ein. — Die Herren von Polignac verlassen Vincennes.

Um die Dinge der Ordnung gemäß, wie sie sich zugetragen haben, zu erzählen, muß ich noch zuerst erwähnen, daß der Kaiser mir befohlen hatte, ihm einen Bericht über die Verwiesenen und Staatsgefangenen abzustatten.

Die ersten Verwiesenen rührten von dem Jahre 1805 her, d. h. seit der Rückkehr von Austerlitz, sie waren, wie ich glaube, ihrer vierzehn. Ich wollte selbst die Materialien kennen lernen, die den Stoff zu dem Berichte geben sollten, welchen ich dem Kaiser übergeben wollte, und bei dieser Gelegenheit erlangte ich die Ueberzeugung, daß der Kaiser auch mit den geringsten Umständen unbekannt war, welche auf die Personen Bezug hatten, die durch diese Maßregel getroffen worden waren. Er wußte nicht, wovon ich sprechen wollte, als ich mit ihm davon anfing; ich war begierig, auf eine genaue Weise zu erfahren, was dazu bewogen hatte, von ihm den Befehl zu verlangen, diese vierzehn Personen zu verbannen. Folgende Erzählung ist die genaueste über

die Kabalen, deren Opfer sie geworden waren; ich habe gesagt, daß im Jahre 1805., während der Kaiser den Austerlitzer Feldzug führte, die Bankzettel, so wie die öffentlichen Cassenscheine merkbar gefallen waren, was dem Polizeiminister Tadel zuzog. Dieser entschuldigte sich damit, daß er sagte, daß die Vorstadt Saint-Germain (welche sich dabei sehr gut stände) die öffentliche Meinung durch allerlei Arten Erzählungen verschlimmert habe, daß sie es wäre, die böse Nachrichten verbreitet, welche die Erfolge der Armee in Zweifel gesetzt hätte u. s. w. Der Kaiser ärgerte sich darüber, und befahl, daß man über diesen Gegenstand eine Untersuchung anstelle; der Polizeiminister ward dadurch genöthigt, sich zu erklären, und die Personen zu bezeichnen, welche er als die Strafbarsten dieser Reden wegen ansah, und er erhielt den Befehl, ihnen ihre Landgüter zur ferneren Wohnung anzuweisen. Es erhob sich ein allgemeines Geschrei gegen diese Maßregel, und in der Furcht, daß man sie ihm nicht zuschriebe, weil es schwer war, sich zu überreden, daß der Kaiser von der Armee her Wichtigkeit auf Geschwätze gelegt haben sollte, von denen niemand Anderes als die Polizei ihn unterhaiten haben konnte, so trug er Sorge, den nemlichen Personen zu sagen, daß er dem gänzlich fremd wäre, was ihnen geschehen sey; daß der Kaiser ihm einen unmittelbaren Befehl gegeben hätte, dessen Vollstrekkung er nicht umgehen könne, daß er überall Spione habe, indem er immer mich als denjenigen bezeichnete, den er von dem Kaiser mit dergleichen Nachforschungen beauftragt zu seyn glaubte. Er bewilligte diesen Personen einen kleinen Aufschub zu ihrer Abreise, und sandte sie darauf noch zufrieden fort, und sehr weit

von dem Gedanken entfernt, daß er es war, der den Befehl ihrer Verbannung erwirkt hatte.

Ganz so verhält es sich, und folgendes wird noch zur Unterstützung dessen dienen. Als ich dem Kaiser den Bericht überreichte, hatte ich einige Gespräche mit ihm über diesen Gegenstand; ich klagte Herrn Fouché an, weil ich seine Quellen kannte, aus denen er Nachrichten schöpfte, die mir schon tausend Umstände gewiesen hatten, die so empörend über empfehlungswerthe Personen der bürgerlichen Gesellschaft waren; daß ich mich geschämt haben würde, davon Gebrauch zu machen. So hatte z. B. der Minister diese Verbannte glauben lassen, daß er nichts gegen sie dem Kaiser gesagt habe; hier also ist der Beweis, daß er den Kaiser seinem persönlichen Interesse aufopferte. Unter diesen vierzehn Verwiesenen befand sich Frau von Aveaux, die berühmt ist durch ihre hohe Liebenswürdigkeit, und durch eine beharrliche Treue in der Freundschaft für eine Person, welche ein wenig laut Meinungen bekannte, die ganz besonders zu den Befugnissen des Polizeiministers gehörten. Als dieser die Vorstadt Saint-Germain dem Kaiser angab, als wenn dort die Berichte, die von der Armee kamen, entstellt würden, so wurde es ihm nicht schwer, dieses dieser Person beizumessen, welche von der Güte der Frau von Aveaux lebte; man war sogar darüber mehr erstaunt, sie vergessen zu sehen, als sie die erste in dieser Verbannung zu erblicken. In den Materialien, welche ich über Frau von Aveaux gefunden habe, war die gegen sie gerichtete Anklage gänzlich auf die Angabe eines Dienstboten gegründet, der, wie ich glaube, sich über seine Gebieterin zu beklagen gehabt hatte; wie kann man aber voraussetzen,

daß der Kaiser Verbindungen dieser Art hätte unterhalten können, die bis zu ihm die Angabe eines Dienstboten hätte gelangen lassen? Man bedarf nicht viel gesunden Menschenverstand, um einzusehen, daß, wenn er dieser Schwachheit zugänglich gewesen wäre, ihm nicht ein Augenblick zu seinen übrigen Beschäftigungen geblieben seyn würde. Wenn er ferner, ohne vorläufigen Bericht der Polizei, unmittelbar den Befehl gegeben hätte, alle diese Leute zu verbannen, wie wäre denn diese Urkunde, die die Frau von Aveaux betraf, auf die Polizei gekommen, wo ich sie erhalten habe? Es läßt sich weit eher vermuthen, daß die Polizei sich dieselbe verschaft hat, und daß sie daraus den Grund zu der Maßregel genommen hat, welche gegen Frau von Aveaux angewandt worden ist.

Der Kaiser ertheilte mir den Befehl, alle Hindernisse zu heben, die sich der Rückkehr der nemlichen Personen zu ihren Familien entgegenstellten, ausgenommen waren Frau Chevreuse, Frau von Staël, Herr von Duras, Herr von La Salle und Madame Récamier.

Ich habe vielleicht einen vergessen, allein mein Gedächtniß ruft ihn mir nicht zurück. Ich werde, nachdem ich dieses vorausgeschickt habe, leichter erklären können, wie der Kaiser sich gezwungen sah, nochmals seine Zuflucht zu Verbannungen zu nehmen.

Ehe ich die Gründe der Verbannung dieser auseinander setze, ist es billig zu erwähnen, daß der Kaiser, als er die andern zurückrief, hinzufügte: „Aber ich sehe nichts darin, worüber man ein Kind bestrafen könnte.“ Er fragte auch bei dieser Gelegenheit, was man allemal verstehen wollte, wenn man sich des Ausdrucks

bediente: „Es ist die Vorstadt Saint-Germain,“ und welche Personen man besonders darunter bezeichnen wollte. Auf diese Frage ließ ich dieses lange Verzeichniß von Individuen, Frauen und Männern verfertigen, zu dem ich alle Anmerkungen hinzufügte, die ich mir über jeden hatte verschaffen können; ich stellte sie ihm zu als den Zustand der Heerde, in welcher man bisher die Opfer gewählt, die man ihm hatte schlachten lassen, wenn man ihm seinen Eifer nicht durch ein besseres Werk hatte beweisen können.

Der Kaiser wiederhohlte mehrere Male, als er dieses Namenverzeichniß durchlas, daß er nicht vermuthet hätte, daß noch so viele Individuen aus den altadelichen Familien existirten, und daß er begehre, daß man ihm Alles vorstelle, was noch in dem Alter wäre, die Welt zu sehen.

Ich ließ es mir nicht zweimal sagen, und seit diesem Augenblicke dachte ich auf Mittel, sie sämmtlich zu bewegen, sich am Hofe vorstellen zu lassen, indem ich sogar den Umstand der Heirath mit der Kaiserin benutzte, um vollends die Bedenklichkeiten zu heben, die einige mir noch entgegensetzten; es gelang mir so wohl, daß ich, bis auf die Großmamas, Alles wieder in die Welt zog, was auf meinem Verzeichnisse als Feind der Regierung angeschrieben stand, und was der Gegenstand von tausend andern lächerlichen Erzählungen war. Auf diese Art fanden sich diese Familien außer dem Kreise ihrer Verleumder, welche nicht mehr die Möglichkeit hatten, sie zum Gegenstande irgend einiger schlimmen Berichte zu machen, die damit geendigt hätten, ihnen eine Verbannung zuzuziehen*).

---

*) Ich muß die Bemerkung machen, daß der größte Theil dieser

Die alten Wittwen murrten ein wenig, aber die gesammte Jugend war im Allgemeinen sehr froh, weil dieses ihnen Zutritt zu allen Lustbarkeiten gewährte, deren Zierde sie wurde. Ich befand mich besonders sehr wohl bei dieser Maßregel, darin, daß sie mich befreite, jemals etwas Unangenehmes, wem es auch sey, zu thun; aber zu gleicher Zeit blieb mir der Gedanke, daß es irgend eine Ursache gegeben haben müsse, warum man immer ein Ungeheuer aus der Vorstadt Saint-Germain gemacht hatte, das man mit Tanz zerstreuen konnte.

In Wahrheit hatte man sich nur daraus ein Mittel, beliebt zu werden, machen wollen; man erregte den Glauben, daß man sie gegen die Strenge des Kaisers schütze, welcher sie nicht liebte und nur eine Gelegenheit suchte, um sie zu treffen. Auf diese Art brachte man sie gegen dem Kaiser auf, indem man ihnen Furcht gegen ihn einflößte, der seinerseits in der Ueberzeugung erhalten wurde, daß alle alte Familien Abneigung für ihn hegten, weil man ihm immerfort erzählte, daß sie ihre Zeit damit zubrächten, Uebles von ihm zu sprechen.

Mir glückte es zum großen Theil, diese Uneinigkeit eines Theils der bürgerlichen Gesellschaft mit dem andern verschwinden zu lassen, ohne gezwungen

jungen Damen und Herren alte Verwandte hatten, welche sie in einer gänzlichen Entfernung von der neuen in Frankreich errichteten Ordnung der Dinge erzogen, und so eine Gegenpartei fortpflanzten, in welche sich zu reihen ihre Kinder kein Interesse hatten. Nachdem sie erst einmal aus dem Käfige entschlüpft waren, worin man sie eingeschlossen hielt, so thaten sie Alle wie jene, die schon seit zehn Jahren ihren Entschluß gefaßt hatten.

zu werden, jemandem wehe zu thun, und seit dieser Zeit war das, was man die Vorstadt Saint-Germain nannte, mehr bei Hofe, als in einer entgegengesetzten Richtung wie vorher. Zu gleicher Zeit nahm ich es über mich, die Herren von Polignac auf ihr Ehrenwort in Freiheit zu setzen, deren Festsetzung kein Ende haben zu sollen schien; ich that es auf Anhalten von Personen, die sich verbürgten, daß diese keineswegs suchen würden, das zu mißbrauchen, was ich zu ihren Gunsten thun würde.

Ich verpflichtete mit Vergnügen diese beiden Herren, und ich wurde auch durch einen Wechsel der Meinung der bürgerlichen Gesellschaft belohnt, die mir minder ungünstig wurde, als sie mir bei dem Antritt meines Ministeriums gewesen war. Man fing an, mich nicht mehr so sehr zu fürchten. Ich hatte besonders in dieser Absicht mich bemüht, das Loos der Herrn von Polignac zu bessern; ich hatte sie von Vincennes holen lassen, und ließ sie in mein Haus durch den Garten einführen, denselben Tag, an welchem, wie ich wußte, Frau von Polignac, die mich für einen Währwolf hielt (nach dem, was man ihr gesagt hatte), zitternd zu mir kommen sollte, um mich um die Erlaubniß zu bitten, ferner dieselben besuchen zu dürfen. Ich empfing sie in meinem Cabinete, welches auf den Garten hinaus ging, und machte ihr die Ueberraschung, ihr ihren Gatten und Bruder zuzuführen, die sie zu ihrer größern Bequemlichkeit für ihre Besuche in einem Krankenhause unweit ihrer eigenen Wohnung unterbrachte. Der Kaiser erfuhr dieses und äußerte nur seine Zufriedenheit darüber; was ein Beweis mehr ist, daß er von Natur nicht strenge war, und wenn man

ihm nicht aus höchst treulosen Absichten den Kopf durch schlimme Berichte warm gemacht hätte, so würde nie jemand der Gegenstand einer harten Maßregel geworden seyn.

Man hat zu verbreiten gesucht, daß der Kaiser eine gewisse Schwachheit für die früheren Großen gefühlt, und daß er sich in einer Republik geglaubt hätte, wenn er sich nicht von ihnen umgeben gesehen hätte.

Dieser Vorwurf ist übel begründet; der Kaiser wollte, indem er dem Unheil der Revolution Grenzen setzte, alle Parteien mit seinem mächtigen Schutze decken, und sie nöthigen, sich zu nähern. Würde man gewollt haben, daß er nach Frankreich alle diejenigen zurückrief, die das Unglück der Zeiten daraus entfernt hatte, nur um desto sicherer dessen Verderben zu vollenden? Man kann es nicht denken. Daher mußte man sie vor den Streichen der Bosheit in Sicherheit setzen. Nun aber, wo konnten sie sich in größerer Sicherheit als um seine Person herum befinden? Wenn er ihnen sogar Stellen in der Verwaltung zugetheilt hätte, wie würde man darüber geschrieen haben, wenn sie auch dazu fähig gewesen wären! Was konnte er aus diesen Hofmännern machen, die zu alt waren, um Gewohnheiten abzulegen, die sie seit ihrer Kindheit gepflegt hatten? Es scheint, daß er nicht besser thun konnte, als sie in ihrer Sphäre zu lassen, d. h. sie an seinen Hof zu ziehen, um nicht in den Fall zu kommen, sie nach Vincennes zu bringen, wohin die Leidenschaften einer Partei (die der Kaiser im Zaume hielt) sie zu treiben trachtete.

Man muß einen Unterschied unter ihnen ma-

chen, und wohl die Kategorien kennen lernen, in welche sie sich abtheilten, um über die Vorwürfe zu urtheilen, welche man dem Kaiser gemacht hat, daß er sie denen von neuer Berühmtheit vorgezogen hat.

Das Benehmen des Kaisers ist in diesem Falle höchst politisch gewesen. Er hatte seit dem Beginne seiner Macht bemerken können, daß alles Grundeigenthum in Frankreich noch von den altadelichen Familien besessen wurde, die, nachdem sie die Revolution vom Jahre 1789 durch gemacht hatten, ihr zugethan geblieben waren, und nicht aufgehört hatten, die Vorzimmer aller Faktionen zu bewohnen, welche die Macht seit Robespierre, ihn mitgerechnet, bis auf das Direktorium an sich gerissen hatten, welches letztere sie mit dem Palast Luxemburg dem Consul vermachte.

Diese Familien ließen es sich angelegen seyn, sich einer Regierung zu nähern, die kräftiger als diejenige war, die sie eben umgestürzt hatten, und die ankündigte, mit Mäßigung regieren zu wollen.

Auch hatte der erste Consul nicht nöthig, irgend einen herbeizurufen. Sie beeilten sich alle, zu ihm zu kommen, und bald sah man die Sessel des Senates von den Herzogen von Luynes, von Praslin und anderen besetzt, ohne noch eine Menge Bewerber zu rechnen.

Nach diesen Familien gab es deren andere, sonst nicht minder angesehene, die sich zur Auswanderung entschlossen gehabt, ohne sich in den Kampf zu mischen. Von dieser Anzahl waren die Archambaud, die Noailles und andere. Sie hatten Mittel gefunden, sogar unter dem Direktorium zurückzukehren, in-

dem sie alle Arten von Zeugnissen aufwiesen, daß sie nicht die Waffen gegen Frankreich geführt hatten.

Der erste Consul durfte nicht strenger als die Direktorialregierung seyn; daher brachte er die Rückkehr dieser Familien in gehörige Ordnung, indem er sie von der Liste der Ausgewanderten ausstrich, und ihnen diejenigen von ihren Gütern zurückgab, welche nicht verkauft worden waren, jedoch die Wälder ausgenommen.

Die Familien, welche an dem bürgerlichen Kriege Antheil genommen hatten, waren in den allgemeinen gesellschaftlichen Zustand seit dem Friedensvertrage der Westprovinzen wieder eingetreten, und daher war ihnen ihr Grundeigenthum gesichert. Es blieb nur noch, eigentlich zu reden, der arme Landadel übrig, der aus Ehrgefühl und aus Ergebenheit für die Sache des Königs ausgewandert war, der als einfacher Soldat die Waffen in der Armee Condé's geführt hatte, und der, nach Auflösung dieses Corps in Dürftigkeit gesunken, sich einer hochherzigen Verzweiflung überlassen hatte, nach Frankreich sich zurückzubegeben, auf jede Gefahr gefaßt, ohne selbst sich Mühe zu geben, sich andere Pässe als diejenigen zu verschaffen, welche der Prinz von Condé ihnen bei dessen Verabschiedung hatte reichen lassen. Dieses Vertrauen von seiner Seite wurde nicht getäuscht; nicht nur verbot der erste Consul, daß man sie beunruhige, sondern er befahl auch unter der Hand, daß man, wegen Auswanderung, das Ansuchen nicht zurückweise, welches die größte Anzahl that, um kleine Stellen in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung zu erhalten, und ich muß es zu Aller Lobe sagen, daß keiner von ihnen gegen die Grundsätze der

Ehre verstoßen hat, noch auch gegen die Verpflichtungen, welche sie eingegangen waren.

Diese zahlreiche und ehrenwerthe Classe fand sich fast gänzlich beraubt, weil die wenigen Güter, die sie vor ihrer Auswanderung besaß, leichter verkauft worden waren, wegen der größern Leichtigkeit, welche die Käufer hatten, sie an sich zu bringen.

Auch war die Mehrzahl von ihnen in die Gewerbetreibende Classe gutwillig eingetreten.

Als der erste Consul die kaiserliche Krone sich aufgesetzt und daher das Bedürfniß gefühlt hatte, seinem Glanze den Grundadel des Landes beizugesellen, so mußte er alle Familien aufnehmen, die sich im Besitz desselben befanden. Er hatte wohl gemerkt, und zwar ohne Zweifel zuerst, daß keiner von den durch seinen Ruhm neu erschaffenen Adelichen Erbgrundeigenthum besaß, und er hatte sich deswegen vorgenommen, seine Einrichtung der Majorate einzuführen, welche später statt fand, und bei welcher er in Freigebigkeit Alles übertraf, was seine Vorgänger gethan hatten, ohne selbst Ludwig den Vierzehnten auszunehmen, und dieß, ohne eine Obole aus dem öffentlichen Schatze zu nehmen.

Durch einen befremdenden Mißbrauch der Gewalt hat man nach dem Frieden vom Jahre 1814 alle diese Beschenkte der Güter beraubt, die er ihnen gegeben hatte, welche niemand das Recht hatte ihnen zu nehmen, und über die man nicht verfügen konnte, wenn man selbst das Recht des Stärkeren auf seiner Seite hatte, ohne sie zu entschädigen. Die Wuth des Parteigeistes läßt allein diese Geistesverirrung erklären, und es muß frei stehen zu hoffen, daß diejenigen, welche diese Glücksgüter in der Vertheidigung ihres Landes

erworben haben, einst eine so billige Regierung finden werden, um sie wegen einer Beraubung zu entschädigen, zu der sie nicht ihre Zustimmung gegeben hatten, und ich scheue mich nicht, an das Ehrgefühl derjenigen von den Ausgewanderten zu appelliren, die, nachdem sie ihr Vermögen verloren, weil sie die Waffen gegen Frankreich getragen hatten, die Ersetzung desselben kraft einer Entscheidung der Kammern erhalten haben.

Der Kaiser hatte also keinen Vorzug für die alten Familien gezeigt; er war gerecht gegen sie gewesen, und außer einigen überspannten Köpfen, denen er keine Aufmerksamkeit schenken wollte, und die man allgemein unter die Thoren rechnete, hat er sich über keine dieser Familien zu beklagen gehabt. Er war ihnen zugethan, weil er Vertrauen in ihr Ehrgefühl setzte; er umringte sich mit ihnen gern, weil sie ihm stets nur mit einer ehrerbietigen Achtung nahten. Diese Familien hatten sich ihrerseits an ihn angeschlossen, wie an einen Anker des Heils nach der Errettung aus einem Sturme, der sie zu verschlingen drohte.

Alle hatten Gefühl für den Nationalruhm gezeigt, und für den Glanz, den er auf jede Art von Diensten warf, und ich berufe mich auf diejenigen, welche sich am meisten diesen Familien widrig gezeigt haben, daß sie mir ein Individuum unter ihnen nennen, das, bei dem Dienste oder der Person des Kaisers angestellt, einen Handel mit seiner Pflicht oder seiner Ehre gemacht habe, um sich eine neue Stellung mitten in den Unfällen des Jahres 1814 zu schaffen.

Ein und Dreissigstes Kapitel.

Staatsgefangene. — Ihre Anzahl. — Ihre Vergehen. — Unmoralische Priester. — Jährliche Besuche bei den Staatsgefangenen von zwei Staatsräthen. — Ihre Berichte an den geheimen Rath. — Große Sorgfalt des Kaisers. — Anekdote von zwei Räthen.

In den ersten Wochen meiner Verwaltung wollte der Kaiser die Ursachen der Einkerkerung der Staatsgefangenen durchsehen; ich mußte damit anfangen, sie selbst zu untersuchen, und ich gestehe, daß ich nur zitternd einen beobachtenden Blick auf die Register dieser Gefangenen warf, weil, nach allem, was ich hatte sagen hören, ich erwartete, Abgründe zu finden, worin unschuldige Schlachtopfer lebendig begraben worden. In welchem Irrthume war man doch, und wie sehr hat die niedrige Verleumdung hierin freien Spielraum gehabt! Ich werde ohne Rückhalt erklären, in welchem Zustande ich diesen Theil meiner Verwaltung gefunden habe.

Man nannte einen Eingekerkerten einen Staatsgefangenen, wenn er von den Gerichtsbehörden nicht verurtheilt werden konnte, weil seine Familie sich verwendet hatte, um seine Einsperrung zu erhalten und die Schande eines Urtheils zu vermeiden, das über ihn hätte gefällt werden können. In diesem Falle that die Familie ein förmliches Ansuchen bei

der Ortsverwaltung, welche die Wesentlichkeit der Gründe bestätigte, die die Verwandten hatten, um das Mitglied ihrer Familie festsetzen zu lassen, das sich einer beschimpfenden Strafe ausgesetzt hatte; nachdem diese Gründe anerkannt und bezeugt worden waren, stattete die Ortsverwaltung einen Bericht darüber an den Polizeiminister ab, der die Genehmigung des Kaisers verlangte, um den Gefangenen festzusetzen, und seiner Familie Demüthigungen zu ersparen, brachte man ihn in ein weit entlegenes Gefängniß. Dieses hatte in einiger Art die geheimen Verhaftbefehle der früheren Regierung ersetzt, und da man keine Colonien mehr hatte, wohin man alle böse Subjecte, wie ehemals geschah, schicken konnte, so mußte man wohl ein anderes Mittel aufsuchen, die bürgerliche Gesellschaft von ihnen auf das Anhalten und in dem Interesse ihrer Familien zu befreien.

Außer dieser Gattung von Gefangenen gab es eine andere, welche aus Leuten zusammengesetzt war, die vor den Gerichtshöfen wichtiger Vorfälle wegen gewesen, in die sie verwickelt worden, und aus welchen sie sich nur durch irgend einen Zufall heraus, gezogen hatten, der sie vor der Strafe der Gesetze bewahrte, die aber doch nicht minder die Mitschuldigen einiger Räuberbanden, Leute waren, welche die öffentliche Einnahme, die Landkutschen bestohlen hatten, und die in der Meinung, ihre Unordnungen verbergen zu können, wenn sie dieselben unter die Farbe einer Partei setzten, sich den Namen Royalisten gaben, oder welche anerkannte Aufwiegler aller schlimmen Subjekte eines Stadtviertheils waren. Diese Leute wurden am häufigsten nach dem Ur=

theile festgehalten, sey es nun auf das Ansuchen des kaiserlichen Procureurs bei dem Gerichtshofe selbst, oder auf das Verlangen der Ortsverwaltung, die sich auf die Erhaltung der öffentlichen Ordnung und Ruhe gründete, niemals aber wurden sie willkührlich festgehalten. Eine dritte Klasse war die der Gefangenen wegen politischer Vergehen; jedermann bildete sich ein, daß sie sehr zahlreich wäre, und diese war grade die kleinste; sie erhob sich nicht über vierzig Personen von der Bevölkerung Frankreichs, Belgiens, Piemonts, Toskanas und der römischen Staaten; dieses steht nicht einmal in dem Verhältnisse von einem Individuum auf eine Million.

Man muß darin auch diejenigen begreifen, die in Folge des bürgerlichen Krieges verhaftet gewesen, und sich abermals in gewagte Unternehmungen gestürzt hatten; der größte Theil konnte vor Specialbehörden gestellt werden, denen sicherlich nicht einer entgangen wäre. Nur der Kaiser wollte es nicht, weil, sagte er, die Zeit schon Alles ins Gleichgewicht bringen würde, und daß sie diesen Individuen Vernunft lehren würde, wie dieselbe so vielen Anderen in Frankreich zurückgekehrt wäre.

Man muß darunter noch diejenigen zählen, welche zum Tode verdammt worden waren, und deren Strafe in eine lebenslängliche Einkerkerung verwandelt worden. Man muß endlich darin die Priester begreifen, die ihr Amt dazu angewendet hatten, um Unruhen in den Familien zu erregen. Ich habe z. B. einige dieser Elenden gekannt, welche sich der Beichte bedient hatten, um junge Frauen, die so schwach waren, sie anzuhören, dahin zu bewegen, das Eheband zu zerreißen, das sie mit ihren Gatten

verknüpfte, unter dem Vorwande, daß diese dem Staate gedient, oder daß dieselben Nationalgüter gekauft hätten. Es gab welche, die Kindern die Taufe versagten, welche aus während der Revolution geschlossenen Ehen geboren waren, endlich gab es unter diesen Priestern Eingesperrte, weil sie junge Mädchen unter dem Vorwande frommer Werke an sich gelockt hatten, und sie zuletzt der schändlichsten Entehrung unterworfen hatten. Nicht aus Schonung gegen diese Gleißner hatte man sie nicht vor den Richterstuhl gezogen, sondern wegen der Schande, die daraus auf die Familie der Kinder zurückgefallen wäre, deren Unschuld sie befleckt hatten, aus Schonung für die Geistlichkeit und aus Achtung für die öffentliche Sittlichkeit.

Alle diese verschiedenen Classen von Gefangenen bildeten ein Ganzes von sechs hundert und einigen Personen, wenn man darin die Fremden mitrechnet, d. h. diejenigen, die man in diesem Zustande gefunden hatte, als man ein Land mit Frankreich vereinigte, desgleichen auch die Spanier, die, nachdem sie dem Könige Joseph den Treuschwur geleistet, ihn verrathen hatten, um zu den Empörern über zugehen, wo man sie wieder gefangen genommen hatte *).

---

*) Man hat boshafterweise in dem Anfange von 1814 einen Bestand der Gefangenen gedruckt, der in den Pariser Gefängnissen statt hatte, und hat es auf die Rechnung der Staatsgefangenen gesetzt; dieses ist der Parteigeist, der die Gefangenen von allen Gattungen vermischen wollte, um seine Anschläge zu begünstigen. Er hat die Zuchthäuser, die der Schuldner, der Freudenmädchen, der Wahnsinnigen u. s. w. alle in die

Es ist nicht ein Jahr der Regierung des Kaisers verflossen, in dem er nicht selbst dem Polizeiminister schrieb, um ihm kuud zu thun, daß er durch einen Befehl zwei Staatsräthe ernannt habe, um bei allen Staatsgefangenen einen Besuch abzustatten, und daß der Polizeiminister ihnen alle Urkunden mittheilen solle, kraft deren jeder verhaftet worden, und gefangen gehalten werde. Man mußte darauf diesen beiden Staatsräthen die Akten über jeden Gefangenen überliefern, und mit dieser Menge Papiere machten sie die Runde in allen Gefängnissen Frankreichs, in denen sich diese Gefangenen eingeschlossen befanden.

Sie erhielten einen Befehl des Polizeiministers, daß man ihnen diese Gefängnisse, so oft es ihnen gut schiene, öffne. Es war ihnen vorgeschrieben, die Gefangenen Mann für Mann zu besuchen, und damit man ihnen keinen entzöge, begannen sie damit, den Bestand, den ihnen der Polizeiminister vor ihrer Abreise von Paris zugestellt hatte, zu untersuchen, ob er mit der Liste des Gefängnißwärters übereineinstimme, nach welchem man die Ausgabeverzeichnisse für die Gefangenen machte, so daß, wenn man einen mehr in das Gefängniß ohne Einregistrirung bei dem Kerkermeister hatte setzen wollen, daraus erfolgt wäre, daß der Befehlshaber des Hauses oder festen Schlosses ihn auf seine eigenen Kosten hätte unterhalten müssen, was eine unwahrscheinliche Voraussetzung ist. Dadurch versicherte man sich auf eine höchst überzeugende Weise, daß es kei-

---

nemliche Kategorie gesetzt. Dieses Alles, das den Haß gegen die kaiserliche Regierung aufregen konnte, wurde benutzt.

nen Gefangenen mehr gäbe, als die, welche man zeigte. Darauf verhörten die Staatsräthe den einen nach dem andern, und waren beauftragt, die Gültigkeit der Gründe darzuthun, derentwegen man sie eingekerkert hatte; sie schrieben an die Familien, sie sprachen mit den Ortsbehörden, und hielten so eine strenge Untersuchung über den Polizeiminister.

Dieser Besuch dauerte mehrere Monate, und gewöhnlich im Novembermonate hörte der Kaiser den Bericht der Staatsräthe an, welche meistentheils am Ende des Oktobers zurückgekehrt waren. Dieser Bericht wurde im geheimen Rathe abgestattet, der aus dem Erzkanzler, dem Erzschatzmeister, dem Fürsten von Benevent, dem Oberrichter, dem Kriegsminister, dem des Innern, der Polizei, den Präsidenten des Cassationshofes, den Präsidenten der Sektionen des Innern und der Gesetzgebung des Staatsraths, den vier dem Polizeiminister zugegebenen Staatsräthen, und endlich dem Staatssekretäre gebildet war.

Vor diesem so zusammengesetzten Rathe lasen die beiden Staatsräthe ihre Berichte, und gaben ihre Meinung über jeden Gefangenen, den sie besucht hatten; nachdem sie über ein Individuum gesprochen hatten, mußte der Polizeiminister die Gründe seiner Einkerkerung kund thun, darauf hörte der Kaiser die Meinung des Rathes, Glied für Glied, über jedes Individuum, entweder, um dessen Gefangenschaft fortdauern zu lassen, oder ihn in Freiheit zu setzen.

Alles konnte nicht in einer Sitzung vollendet werden; aber es lag wenig daran, man kam wieder zusammen, bis daß man über den letzten Gefangenen abgesprochen hatte.

Nach dieser Arbeit fertigte der Minister Staats-

sekretär die Aufnahme der Individuen an, die in Freiheit gesetzt, oder im Gefängnisse behalten worden; er sandte dem Polizeiminister eine Ausfertigung des Protokolls dieser verschiedenen Sitzungen, mit dem Erfolge der Arbeit, welche dort beschlossen worden war, darauf übersandte der Polizeiminister den Befehlshabern der verschiedenen Kerker, wo die Gefangenen sich befanden, den Befehl, dieselben in Freiheit zu setzen.

Wenn man voraussetzen wollte, daß man dessen Vollstreckung auch wohl hätte umgehen wollen, so konnte es doch deswegen nicht geschehen, weil der Minister Staatssekretär dieselbe Ausfertigung dem Oberrichter als wie dem Polizeiminister übermachte; der Oberrichter trug den kaiserlichen Sachwaltern auf, über die Vollstreckung der Verfügungen des kaiserlichen Befehls zu wachen, und ihm darüber Rechenschaft abzulegen.

Dieses ist auf das Genaueste die Billigkeit, mit welcher man über die Freiheit des Staatsbürgers entschied; ich habe nie geheime Gefangene *) gekannt, noch irgend eine Art von übler Behandlung, die von dem Kaiser anbefohlen worden, und ich habe zwanzig Befehle von ihm erhalten, in denen er mir empfiehlt, niemals es mir zu erlauben, die Grenzen der

---

*) Es fand nur in zwei Fällen eine Einkerkerung unter falschem Namen statt, um jedes Unternehmen zu hindern, sich nach außen Verbindungen zu verschaffen. Sie betrafen zwei Anführer der spanischen Empörer, welche in den Listen des Kerkermeisters andere Namen hatten; allein die Staatsräthe besuchten sie alle Jahre so wie die andern.

Man hatte sich entschlossen, ihnen falsche Namen zu geben, damit die Aufwiegler es nicht unternähmen, sie zu entführen.

Verfassung zu überschreiten, ohne ihm zuvor den Fall mitgetheilt zu haben, der mich dazu gezwungen haben könnte. Ich habe sogar einmal einen Brief von ihm bekommen, in welchem er mir sagte, daß in Frankreich zwei willkührliche Gewalten zu viel wären, nemlich die seinige und die meinige.

Ich erinnere mich, daß in einer dieser geheimen Berathschlagungen der Kaiser bemerkte, daß in dem Berichte, welchen ihm über den Besuch der Gefängnisse die beiden Staatsräthe machten, die damals die Herrn Dubois und Corvetto waren, welchen er ziemlich oft diese Arten von Rundreisen auftrug, sie keine Meinung über die Anmerkungen geäußert, welche ich ihnen vor ihrer Abreise über ein Gefängniß der Alpen zugestellt hatte. Er befragte sie hierüber; sie wagten nicht, ihm die Wahrheit zu verhehlen, und beschränkten sich darauf, ihm zu ihrer Rechtfertigung zu entgegnen, daß sie seine Rückkehr nach Paris früher, als sie dieselbe gemeint hätten, erfahren, und ihre Rundreise nicht verlängern wollen, in der Furcht, daß sie ihn würden auf ihre Berichte warten lassen müssen. Der Kaiser bezeigte ihnen große Unzufriedenheit, und ließ sie gleich den folgenden Tag abreisen, um noch dieses Gefängniß zu besuchen.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Inhalt
des vierten Bandes.

Erstes Kapitel.

Nachrichten aus Portugal. — Gegenseitige Bewilligungen. — Der Kaiser bietet mir die Gesandtschaft nach Rußland an. — Ende der Zusammenkünfte in Erfurt. — Abschied der beiden Herrscher. — Der Graf von Romanzow. — Gespräch mit diesem Herrn. — Verneinende Antwort auf die in Erfurt verabredeten friedlichen Eröffnungen. — Vertrauen des Kaisers auf seinen Bundesvertrag mit Rußland. . . . . Seite 1—12

Zweites Kapitel.

Ankunft des Kaisers in Bayonne. — Sein Einzug in Spanien. — Kampf von Somo = Sierra. — Madrid wird aufgefordert, seine Thore zu öffnen. — Verlegenheit der Großen des spanischen Hofes. — Angriff. — Einzug in Madrid. — Briefwechsel der Königin von Neapel mit Ferdinand VII. — Nachrichten von dem englischen Heere. — Mühsamer und gefahrvoller Marsch auf dem Guadarrama. — Der Kaiser zu Fuß an der Spitze der Colonne. — Verfolgung des englischen Heeres. — Verwegenheit des Generals Lefèvre Desnouettes. — Ankunft eines Curiers aus Frankreich. — Der Kaiser übergibt dem Marschall Soult den Oberbefehl über die Armee. . . . . Seite 13—28

Drittes Kapitel.

Der Kaiser in Valladolid. — Der General Legendre. — Deputation der Stadt Madrid. — Audienz, welche der Kaiser ihr bewilligt. — Der König Joseph zieht in Madrid ein. — Nachrichten aus Frankreich. — Gespräch mit dem Kaiser über diesen Gegenstand. — Anstalten zur Unterlegung der Pferde. — Rückkehr des Kaisers nach Paris. — Der österreichische Gesandte. Seite 29—41

Bayerische Staatsbibliothek München

Viertes Kapitel.

Empfang des diplomatischen Corps. — Worte des Kaisers an den österreichischen Gesandten. — Betheuerungen des St. Petersburger Hofes. — Grad des Vertrauens, den der Kaiser ihnen beilegt. — Kriegsrüstungen. — Oeffentliche Meinung. Seite 42—55

Fünftes Kapitel.

Abruf der Franzosen, welche im Auslande dienen. — Gründe zu dieser Maßregel. — Stellung der Armee. — Verschiedene Maßregeln. — Der Kaiser geht über den Rhein. — Der Forstmeister und seine Tochter. — Ankunft bei der Armee. — Gefährliche Stellung Davout's. — Berthier. — Sendung, welche ich erhalte. — Es gelingt mir, durch die feindlichen Vorposten zu dringen. — Vertheidigung von Regensburg. — Der Marschall Davout führt seine Bewegung aus. — Lage, in welcher der Kaiser sich befindet. Seite 56 — 71

Sechstes Kapitel.

Die Armee ergreift die Waffen. — Der Erbprinz von Baiern. — Eintheilung der österreichischen Streitkräfte. — Treffen von Abensberg. — Einnahme von Landshut. — Schlacht von Eckmühl. — Massena. — Einnahme von Regensburg. — Dem Prinzen Karl gelingt es zu entschlüpfen. . . . . Seite 72 — 82

Siebentes Kapitel.

Angriff von Regensburg. — Der Kaiser wird verwundet. — Angst der Soldaten. — Der Obrist Coutard. — Der Kaiser folgt dem Feinde. — Begebenheiten in Italien. — Der General Cohorn. — Schlacht von Ebersberg. — Schauderhafter Anblick des Schlachtfeldes. — Worte des Kaisers. — Ankunft in St. Pölten. . . . . Seite 83 — 95

Achtes Kapitel.

Der Kaiser in Schönbrunn. — Belagerung von Wien. — Uebergang über einen Arm der Donau. — Beschießung. — Uebergabe Wiens. — Stellung der Heere. — Uebergang über die Donau in der Nacht. — Ich begleite die erste Ausschiffung. — Bau der Brücken. — Die Armee geht über den Strom. Seite 96 — 107

Neuntes Kapitel.

Treffen bei Ebersdorf. — Eifer der Truppen. — Schlachtordnung des Heeres. — Schlacht von Eßlingen. — Die Brücke

über die Donau wird durchbrochen. — Tapferes Verhalten des Generals Mouton. — Der Marschall Lannes tödtlich verwundet. — Schmerz und Kummer Napoleons. — Tod des Generals St. Hilaire. — Rückzug. — Napoleon hält eine Berathschlagung am Ufer des Flusses mit Massena und Berthier. Seite 108—119

Zehntes Kapitel.

Der Kaiser geht über den Fluß zurück. — Ankunft von zwölf hundert Gardeseesoldaten — Anschläge der Oesterreicher, um unsere Brücken zu zertrümmen. — Außerordentliche Thätigkeit des Kaisers. — Erbauung einer Brücke auf Grundpfählen. — Der Kaiser fertigt Befehle an den Prinzen Eugen in Italien und an Marmont in Dalmatien ab. — Allgemeine Anstalten. — In den Hospitälern werden Gnadengeschenke vertheilt. — Erkenntlichkeit der Verwundeten. . . . . Seite 120—129

Elftes Kapitel.

Trauriger Eindruck, welchen die Schlacht von Eßlingen macht. — Noth der Wiener. — Der Kaiser von Oesterreich verharrt dabei, die Zufuhr zu hemmen. — Einzelne Umstände bei dem Tode des Marschalls Lannes. — Betragen Rußlands. — Wiederherstellung der Armee. — Der Erzherzog Johann droht über Presburg hervorzubrechen. — Anstalten, um den Platz anzugreifen. — Der Prinz Karl verlangt, daß man sie aufschiebe. — Die Proclamationen der Erzherzoge. . . . . Seite 130—144

Zwölftes Kapitel.

Das Heer zieht sich auf der Insel Lobau zusammen. — Anstalten zum Angriffe. — Der österreichische Parlementär. — Die Brücke aus einem Stücke. — Heftiger Sturm. — Der Kaiser ist die ganze Nacht zu Pferde. — Das Corps Oudinots beginnt das Treffen. . . . . Seite 145—156

Dreizehntes Kapitel.

Der Feind beginnt den Angriff. — Unser linker Flügel wird geschlagen. — Der Kaiser durcheilt die Linie zweimal mitten in einem Kugelregen. — Tod Bessières. — Worte des Kaisers. — Der General Reille. — Macdonald. — Erfolg der Schlacht von Wagram. — Ahndungsgefühl des Generals Lasalle vor der Schlacht. — Sein Tod. . . . . Seite 157—169

Vierzehntes Kapitel.

Der Kaiser sucht Verwundete auf. — Worte des Kaisers bei dem Anblicke eines am Abend vorher getödteten Obristen. — Der

Quartiermeister der Carabiner. — Worte des Kaisers an Macdonald. — Bernadotte. — Geheimer Tagesbefehl des Kaisers in Hinsicht auf diesen Marschall. — Schwarzenberg schlägt einen Waffenstillstand vor. — Der Kaiser nimmt ihn an. Seite 170—182

Funfzehntes Kapitel.

Nachrichten aus Portugall. — Der Marschall Soult. — Sonderbare Gerüchte. — Englischer Seezug auf Walcheren. — Einnahme von Flessingen durch die Engländer. — Die Nationalgarde wird in Bewegung gesetzt, um Antwerpen zu decken. — Betragen Fouché's bei dieser Gelegenheit. — Der Pabst. — Unruhen in Rom. — Diese Stadt wird dem Reiche einverleibt. — Aufstand in Tyrol. — Hofer. — Herr von Metternich. — Der Fürst Johann von Lichtenstein. — Zusammenkünfte, um den Frieden zu unterhandeln. — Der Kaiser läßt die Armee ein Lager beziehen. — Er hält Heerschau über verschiedene Corps. — Gesinnungen des Marschalls Marmont für den Kaiser. — Worte des Kaisers an die Behörden von Brünn. — Sonderbares Ansuchen um Begnadigung von einem Soldaten. — Gnade des Kaisers. Seite 183 — 200

Sechszehntes Kapitel.

Große Paraden von Schönbrunn. — Der Kaiser läuft Gefahr ermordet zu werden. — Einzelne Umstände über den Mörder. — Der Kaiser läßt ihn vor sich kommen. — Unterhaltung mit diesem jungen Fanatiker. — Gunstaustheilungen am 5. August. — Nachrichten über den Zustand der Angelegenheiten Spaniens. — Gedanken des Kaisers über diesen Gegenstand. Seite 201 — 214

Siebzehntes Kapitel.

Die Zusammenkünfte werden nach Wien verlegt. — Hirngespinste einiger Ränkemacher. — Anekdote über diesen Gegenstand. — Der Friede wird unterzeichnet. — Die Festungswerke Wiens werden gesprengt. — Zwei Kinder kommen aus Frankreich, die Begnadigung ihrer Mutter zu erbitten. — Kummer des Kaisers. — Sonderbares Versehen. . . . . Seite 215 — 225

Achtzehntes Kapitel.

Oesterreichs Verlust. — Abreise nach Frankreich. — Ankunft in Fontainebleau. — Herr von Montalivet. — Meinung des Kaisers über diese Familie. — Die Könige von Sachsen, Würtemberg und Baiern in Paris. — Wahrhafter Grund der Ehescheidung des Kaisers. — Der Prinz Eugen übernimmt es, davon mit der Kaiserin zu sprechen. — Feierlichkeiten bei der Ehescheidung. . . . . Seite 226 — 236

Neunzehntes Kapitel.

Die Kaiserin Josephine, ihr Character, ihre Güte. — Zwist Napoleons mit seinem Bruder Ludwig, König von Holland. — Befehl die Depeschen aufzufangen. — Nochmals Herr Fouché. — Politische Lage des Kaisers. . . . . Seite 237 — 246

Zwanzigstes Kapitel.

Ehepläne. — Der Kaiser neigt sich zu Rußland. — Antwort des Kaisers Alexander. — Intrigue. — Der Chevalier von Flo- rette. — Herr von Semonville. — Antwort des Wiener Hofes. — Verlegenheit des Kaisers. — Er befragt seinen Rath. — Ver- schiedenheit der Meinungen. . . . . Seite 247 — 257

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Reise Maria Luises nach Frankreich. — Ungeduld des Kaisers. — Er geht der neuen Kaiserin entgegen. — Zusammentreffen auf der Landstraße. — Ankunft in Compiègne. — Unschickliche Ge- spräche. — Feierlichkeit der bürgerlichen Vermählung.
Seite 258 — 265

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Das Geleite. — Einzug in Paris. — Religiöse Feierlichkeit in den Tuilerien. — Betragen der Cardinäle. — Erklärung in dieser Hinsicht. — Abreise des Kaisers und der Kaiserin nach Belgien. — Der Canal von St. Quentin. — Antwerpen. — Herr Decrès. — Höchst ansehnliche Erfolge, die man den Ta- lenten und der Thätigkeit dieses Ministers verdankt. — Rückkehr des Kaisers nach Paris. — Wirkung, welche die neue Kaiserin hervorbringt. . . . . Seite 266 — 277

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Herr Ouvrard. — Befehl seiner Verhaftung. — Einzelne Umstände über diesen Gegenstand. — Merkwürdige Anekdote. — Der geprellte Senator. — Der Kaiser ernennt mich zum Polizei- minister. — Aufsehen, das diese Neuigkeit in Paris erregt. — Herr Fouché hinterläßt mir eine Unterweisung. — Verhaltungs- regeln, die mir der Kaiser giebt. . . . . . . Seite 278 — 290

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Politische Lage Frankreichs. — Der Kaiser läßt Herrn Fouché seine Briefe abfordern. — Herr Ouvrard wird in Frei- heit gesetzt. — Fagan. — Hennecart. — Kabale des Herrn Fouché.
Seite 291 — 297

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Pläne des Kaisers. — Sein Wunsch, mit England Frieden zu haben. — Versuche durch den König von Holland. — Herr von Labouchère wird von dem Kaiser bevollmächtiget. — Herr Ouvrard wird von Herrn Fouché gebraucht. — Eine Kabale zerstört die Friedenshoffnungen. — Einzelne Umstände. Seite 298—312

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Der König von Holland dankt ab. — Er ernennt die Königin zur Regentin. — Betrachtungen. — Besorgnisse des Kaisers. — Meinung des Kaisers Alexander über die Continentalblokade. — Einzelne Umstände über den Kummer des Kaisers Napoleon bei der Nachricht von der Abdankung seines Bruders. — Politische Betrachtungen. — Holland wird dem französischen Reiche einverleibt. Seite 313—322

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Anordnungen in der holländischen Verwaltung. — Wirkung, welche in Frankreich die Vereinigung Hollands hervorbringt. — Tod des Prinzen von Augustenburg. — Die schwedische Krone wird Bernadotten angeboten. — Zustand, in welchem ich das Polizeiministerium finde. — Papiere der Familie Orleans. — Der Kaiser liest sie. — Seine Worte über diesen Gegenstand. Seite 323—330

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Herr Fouché macht mich nur mit einigen Unteragenten bekannt. — Mittel, die ich anwende, um die andern zu entdecken. — Ich finde guten Willen. — Mein Beichtstuhl wird besucht, die Heiligen aller Classen ermangeln nicht dort zu erscheinen. — Pariser Intriganten. — Sommerintriganten in der großen Welt. — Gefälligkeit der Höflinge für den Kaiser. — Maskenbälle. — Wohlthätigkeit des Kaisers. — Die Pariser Frauen. S. 331—344

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Lage, in welcher ich mich befinde. — Neue Einrichtung der Polizei. — Commissäre in den Departements. — Verschiedene Verbesserungen. — Oeffentliche Miethwagen. — Anekdote über diesen Gegenstand. . . . . Seite 345—355

Dreißigstes Kapitel.

Verwiesene. — Staatsgefangene. — Frau von Aveaux. — Zurückberufung der aus der Vorstadt Saint-Germain Verwiesenen. — Der frühere Adel findet sich an dem Hofe des Kaisers ein. — Die Herren von Polignac verlassen Vincennes. Seite 356—367

Ein und dreißigstes Kapitel.

Staatsgefangene. — Ihre Anzahl. — Ihre Vergehen. — Unmoralische Priester. — Jährliche Besuche bei den Staatsgefangenen von zwei Staatsräthen. — Ihre Berichte an den geheimen Rath. — Große Sorgfalt des Kaisers. — Anekdote von zwei Räthen. . . . . Seite 368 — 375

Leipzig, gedruckt bei W. Haack.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Savary, Anne Jean Marie René

Memoiren des Herzogs von Rovigo, als Beiträge zur Geschichte des Kaisers Napoleon

Bd.: 4. Bd.

Leipzig 1828

Gall.rev. 1024 q-4

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10425431-5